

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Chefredakteur: Wolfgang Joho

Redaktionskollegium: Helmut Hauptmann, Rosemarie Heise
Henryk Keisch, Achim Roscher, Elli Schmidt, Paul Wiens

INHALT

Nachruf auf Leonhard Frank / <i>DSV, NDL</i>	3
Für Leonhard Frank / <i>Ernst Schumacher</i>	4
Der Goldschatz in der Taiga / <i>Karl Grünberg</i>	5
Gedichte / <i>Walter Werner</i>	52
Gedichte / <i>Werner Lindemann</i>	55
Der Mensch ist frei geboren / <i>Günter Kunert</i>	56
Der Kuli mit den bunten Schatten / <i>Klara Blum</i>	57
Erzählungen / <i>Kurt Türke</i>	74
Drei akademische Gedichte / <i>Bernd Jentzsch</i>	87
Die Frage des alten Mannes / <i>Hasso Mager</i>	89
Neue historische Romane / <i>Joachim Streisand</i>	100

ERSTE VERSUCHE

Hanne und die Hexe / <i>Martha Ludwig</i>	118
---	-----

NEUE BÜCHER

Christa Wolf: Ein Erzähler gehört dazu (Karl-Heinz Jakobs, „Beschreibung eines Sommers“), S. 129; *Gerhard Kasper*: Vom Zwielficht des anbrechenden Tags (Günter Kunert, „Tagwerke“), S. 133; *Klaus Kändler*: Ein Wochenende (Heinrich Böll, „Und sagte kein einziges Wort“), S. 137; *Rudolf Schmidt*: Neues vom Wiesenweg (Irma Harder, „Wolken überm Wiesenweg“), S. 140; *Heinz Entner*: Warnung und Aufruf (Eugen Seidel und Ingeborg Seidel-Slotty, „Sprachwandel im Dritten Reich“), S. 143.

UMSCHAU

Gerhard Ebert: Dramatik aus dem Äther, S. 146; *Marlis Helmsbrott*: Probleme des Kinderhörspiels, S. 148; *Kurt Batt*: „Kritisch unter die Lupe genommen“, S. 151; *Gerhard Schneider*: „... triffst du nur das Zauberwort“, S. 153; Aus unserer Korrespondenzmappe, S. 154; Informationen u. a.

Leonhard Frank

Am 18. August starb in München im Alter von 78 Jahren der Dichter Leonhard Frank. Mit ihm ist einer der bedeutendsten und bekanntesten Repräsentanten der deutschen Literatur unserer Zeit von uns gegangen. Sohn eines armen Schreinergergesellen aus Würzburg, „der Parkettböden legte und glatthobelte – zehn Stunden am Tag auf den Knien, die Stirn nahe dem Boden“, ging Leonhard Frank aus eigener Kraft und ständig an sich arbeitend den steilen Weg bis zu den Höhen der Literatur erstaunlich schnell: 1914 wurde der Zweiunddreißigjährige auf einen Schlag berühmt mit seinem Erstlingsroman „Die Räuberbande“, sechs Jahre später empfing er für den Erzählungsband mit dem bezeichnenden Titel „Der Mensch ist gut“ den Kleistpreis, 1927 wurde er Mitglied der Preußischen Akademie der Künste. Wenn unsere Republik, deren guter Freund und häufiger Gast er war, Leonhard Frank mit dem Nationalpreis erster Klasse auszeichnete, so ehrte sie damit nicht nur den hervorragenden Schriftsteller, dessen vierzehn Bücher in viele Sprachen der Welt übersetzt wurden, sondern zugleich einen mutigen und aufrechten Mann, der zeit seines Lebens mit der Waffe des Wortes gegen Rückschritt und Barbarei in jeglicher Gestalt und für die Menschlichkeit gekämpft hat.

Wir alle, und seine Schriftstellerkollegen in der Deutschen Demokratischen Republik im besonderen, beklagen tief den Tod eines Mannes, der nicht nur davon überzeugt war, daß der Mensch gut sei, sondern auch dafür kämpfte, daß das Gute den Sieg erringen möge; wir beklagen den Tod eines großen Dichters, der in seinem Werk wie in seinem Leben bekannte und bewies, daß das Herz der Menschheit links schlägt.

*Deutscher Schriftstellerverband
Neue Deutsche Literatur*

Berlin, den 19. August 1961

FÜR LEONHARD FRANK

Der Mensch ist gut
Aber er erschlägt seinen Bruder
Der Mensch ist gut
Aber er verrät seinen Nächsten
Der Mensch ist gut
Aber er würgt seinesgleichen
Der Mensch ist gut
Aber er verascht seine Vielen
Der Mensch ist gut
Aber er bringt der Welt den Tod

Der Mensch ist gut
Denn er stirbt für seinen Bruder
Der Mensch ist gut
Denn er steht für seinen Nächsten
Der Mensch ist gut
Denn er hilft seinesgleichen
Der Mensch ist gut
Denn er verbrüdet die Vielen
Der Mensch ist gut
Denn er bringt die Welt zum Leben

Der Mensch ist gut

Links wo das Herz ist der Welt
Schläft der Dichter
Traumgefährte
Kommender
Besserer
Menschen

DER GOLDSCHATZ IN DER TAIGA

„Wenn Bücher auch nicht gut oder schlecht machen, besser oder schlechter machen sie doch“, heißt es bei Jean Paul. Wir kennen die beflügelnde Kraft guter Bücher; große literarische Gestalten haben oft tiefere vorbildliche Wirkung als die tatsächlichen Helden der menschlichen Geschichte (die ihrerseits wiederum für viele große literarische Gestaltungen das Vorbild abgeben). Wir kennen auch die verflachende, entmenslichende Wirkung der Hunderttausende und Millionen jener Schundhefte, wie sie eine verkommene Gesellschaft produziert und verbreitet. Zu den hervorragenden Errungenschaften unserer Republik gehört, daß sie diesem üblen Unkraut mit seinen militaristischen und sexuell pervertierten Blüten den Boden entzogen hat. Zu ihrem und ihrer Schriftsteller und Verleger Verdienst gehört aber auch, daß sie an die Stelle des Morbiden, Nivellierenden in einem ständig steigenden Anspruch das Gesunde, Vorbildliche zu setzen sucht. Auch an unseren Kiosken, in unseren Buchläden finden auf Spannung und Abenteuer ausgehende junge Menschen bunte Hefte und Broschüren, die dem Wunsch nach Romantik und ungewöhnlichem Erleben Rechnung tragen. Zu Unrecht geht die öffentliche literarische Aufmerksamkeit und Kritik an diesen Heften und der Arbeit ihrer Autoren in der Regel vorüber. Dabei geht es nicht immer und nicht vornehmlich etwa darum, solchen sauberen Abenteuergeschichten höchste literarische Wertungen umzuhängen, die sie weder verdienen noch beanspruchen. Aber es sollte uns – immer – darum geben, jene „Trennung der Literatur in eine hohe Literatur, Bildungsliteratur und in eine Unterhaltungsliteratur aufzuheben“ (J. R. Becher); was natürlich keinesfalls eine Verwässerung literarischer Maßstäbe bedeuten darf. Wir halten die Bemühungen vieler auch unserer bekannten und anerkannten Schriftsteller für ermutigend. Als ein Beispiel für diese Bemühungen bringen wir in einem Vorabdruck eine solche moralisch saubere und vorbildliche Geschichte für die Jugend. Der Autor erzählt Erlebnisse des ungarischen Revolutionärs und Schriftstellers Maté Zalka, jenes legendären Generals Lukács, der an der Spitze der II. Internationalen Brigade im spanischen Freiheitskampf fiel.

Karl Grünberg, revolutionärer Arbeiter und Schriftsteller, feiert am 5. November seinen 70. Geburtstag. Wir wünschen ihm von Herzen Gesundheit und Schaffenskraft, uns und unserer Jugend noch mehr spannende Erzählungen aus seinem großen Erfahrungsschatz.

Starr lag die Taiga im Glanz der Wintersonne. Träge stand der glutrote Ball hinter den Baumwipfeln. Tiefe Stille, nur ab und zu unterbrochen, wenn der Ast einer Fichte oder Zeder unter seiner Schneelast niederbrach. Kein Lebewesen weit und breit, außer einer hungrigen Krähe. Dick aufgeplustert saß sie auf einem Mast der Telegrafenenleitung, die sich reifbedeckt neben dem Eisenbahngleis hinzog. Plötzlich hob das Tier den Kopf. Vom schwarzen Tunnelloch her, aus dem sich der blitzende Schienenstrang schlängelte, näherte sich ein Geräusch. Nicht lange, und aus der Finsternis rollte ein seltsames Gefährt, auf dessen Plattform drei Männer sich mit den auf und nieder wippenden Hebelarmen abmühten. Obwohl es ziemlich kalt war, stand ihnen der helle Schweiß auf den Stirnen. Als sie aus dem Tunnелеinschnitt heraus waren, brachten sie die Draisine zum Stehen.

Mit geübten Griffen wuchteten die Männer das Fahrzeug aus den Schienen, um die Strecke frei zu machen. Dann säuberten sie unweit des Bahnkörpers einen Platz vom Schnee. Bald prasselte ein lustiges Feuer, über dem an einem eisernen Dreifuß ein rußgeschwärzter Kessel, mit Schnee gefüllt, aufgehängt wurde. In den würzigen Harzduft des Feuerholzes mischte sich der ranzige Geruch des faustgroßen Talgbrockens, der oben auf der Grützsuppe schwamm und allmählich schmolz. Die Männer schienen gut aufeinander eingespielt zu sein, denn sie wechselten bei ihrer Arbeit kaum ein Wort. Auch jetzt, als sie am Feuer ihre selbstgedrehten Machorka-Papyrosy rauchten und warteten, daß die Suppe gar wurde, starteten sie wie von einem heimlichen Kummer bedrückt schweigend in die Flammen. Als das Essen fertig war, teilten sie ein Stück grobes Brot, zogen die Holzlöffel aus ihren Stiefeln und begannen, aus dem gemeinsamen Kessel zu essen.

Angelockt von dem Essengeruch, war die hungrige Krähe näher gerückt; plötzlich aber strich sie mit ängstlichem Krah-Krah ab. Ein kaum mittelgroßer Mann in langem braunem Soldatenmantel und Baschlikmütze kam den Bahnkörper herab auf das Lager zu. Er trat an das Feuer heran. „Gott zum Gruß, ihr Brüderchen, erlaubt ihr einem müden Wanderer, sich aufzuwärmen?“ Bereitwillig wurde ihm Platz gemacht.

Pjotr Berditschew, der hochgewachsene Vorarbeiter mit dem graumelierten Schnauzbart, wechselte mit seinen Kollegen einen Blick, dann sagte er zu dem Fremden, der mit unverhohlenem Verlangen den Suppenkessel anstierte: „Wirst hungrig sein, Freundchen, koste unsere Suppe.“

Der Soldat fiel gierig über den Suppenrest her. Die größere Hälfte des Stücks Brot, das man ihm gab, ließ er aber heimlich in der Manteltasche verschwinden. Seine abgespannten Züge belebten sich, als ihm auch ein Becher heißen Tees und eine Papyrosa gereicht wurden. Jetzt erst fragte Berditschew: „Bist wohl desertiert, Brüderchen? Willst heim zur Mutter?“

„Wer will wohl nicht nach Hause, wenn er schon über vier Jahre im Krieg ist?“ kam es bitter zurück.

„Freilich, freilich, aber die Obrigkeit denkt darüber anders. Deserteure werden jetzt erschossen.“

„Ja, wenn sie sich kriegeln lassen!“

Die kecke Antwort und die schalkhafte Miene des Fremden brachten die Umsitzenden zum Lachen. Der Vorarbeiter sagte: „Scheinst mir ein kluges Vögelchen zu sein. Wo bist du her? Wohl von fern?“

Der Soldat machte eine weitausholende Bewegung nach Westen. „Viele tausend Werst weit!“ Dabei knöpfte er seinen Mantel auf, unter dem eine verblichene blaue Felbluse zum Vorschein kam.

„Ah, ein Plenji, ein Magyar!“ riefen die drei Arbeiter wie aus einem Mund. Bekümmert betrachteten sie den Flüchtling, dessen junges, sympathisches Gesicht – er konnte nicht viel über die Zwanzig sein – von Strapazen und Entbehrungen gezeichnet war.

Der Schnauzbart sagte: „Solche wie dich gibt es hier viele, aber man läßt sie nicht fort. Du hättest warten sollen, bis andre Zeiten kommen. Zu Fuß in der Taiga wirst du erfrieren und verhungern.“

Auf den Ungarn schienen diese Worte keinen Eindruck zu machen. Die Arbeiter glaubten ihren Ohren nicht zu trauen, als er leichthin sagte: „Ich weiß, ich weiß! Darum will ich ja auch auf der Magistrale fahren.“

Berditschew tippte sich an die Stirn. „Bist ein großer Dummkopf, Magyar, oder meinst du, die Züge werden nicht kontrolliert? Ehe du eine Papyrosa gedreht hast, haben dich die Gendarmen beim Wickel, und du kriegst die Knute.“

Der junge Mann ließ seine flinken blauen Augen von einem zum andern blicken, dann antwortete er mit gespieltem Ernst, daß er keineswegs erster Klasse fahren wolle, dazu reiche schon sein Geld nicht. Aber es gäbe ja auch andere Möglichkeiten, weiterzukommen. „Vielleicht trifft man auf eine Draisine mit guten Leuten, die einen armen Teufel gern bis zur nächsten Stadt mitnehmen?“

Die Eisenbahner waren für den ersten Augenblick sprachlos, dann aber pruschten sie wie auf Kommando los. Der Vorarbeiter schlug dem Ungarn krachend auf die Schulter. „Mußt einen guten Schutzengel haben oder eine gute Nase. Uns fehlt seit gestern tatsächlich der vierte Mann, weil . . .“ Der große Mann brach plötzlich ab, auch seine Kollegen hatten wieder ernste Gesichter.

„Das war nämlich so“, sagte Micha, der Pockennarbige, nach einer Weile, „als wir auf einer Station einen Militärtransport durchlassen mußten, ging unser Gregor Mikotenko heißes Teewasser holen, dabei stieß er aus Versehen einen Offizier an, der ihm eine Ohrfeige gab. Gregor Iwanowitsch,

heißblütig wie alle Ukrainer, schlug zurück. Da zog Seine Wohlgeboren die Pistole und schoß.“ Micha bekreuzigte sich nach alter Gewohnheit.

In den Augen des Ungarn hatte sich die Lustigkeit in funkelnden Zorn verwandelt. „So ein verfluchter Hundesohn! Hol sie doch alle der Teufel“, murmelte er und knirschte mit den Zähnen.

Der Vorarbeiter sagte: „Kannst als vierter Mann mitfahren. Mußt allerdings deinen Militärmantel ausziehen und den Pelz von Gregor Iwanowitsch nehmen; er braucht ihn ja nicht mehr.“

„Gott sei seiner Seele gnädig“, murmelte der Pockennarbige, sich abermals bekreuzigend.

„Wie kannst du noch von einem Gott reden, wo man jetzt so unmenschlich mit den armen Menschen umspringt“, wies ihn der Alte zurecht. Und ohne erst die Frage des neuen vierten Mannes abzuwarten, begann er mit mühsam unterdrückter Wut zu erzählen, was sich jetzt hier im Herrschaftsgebiet Admiral Koltschaks, des sogenannten „sibirischen Regenten“, abspielte. Alle auch nur halbwegs wehrfähigen Männer werden mit Gewalt in die Weiße Armee gezogen, den Bauern aber werden die Steuern schon für das kommende Jahr abgepreßt. Man holt ihnen die letzten Pferde, die letzte Kuh aus dem Stall und sogar das Saatgetreide. Wer etwas versteckt oder wirklich nichts mehr hat, wird ausgepeitscht. Widerspenstiges Reden oder der Verdacht, mit Partisanen Verbindung zu haben, wird mit Erhängen oder Erschießen bestraft.

„Gibt es denn hier herum Partisanen?“ wollte der Ungar wissen.

Berditschews Gesicht verschloß sich. „Es gibt schon welche. Deserteure und Kriegsgefangene wie du, auch Arbeiter aus der Stadt sollen dabei sein. Irgendwo in der Taiga sollen sie Erdhöhlen haben, aber was weiß ich?“ – In diesem Augenblick kam von weit her der schrille Schrei einer Lokomotive. Über den Waldhügel tauchte ein langgezogener Streifen Rauch und Kondensdampf auf. Räderrasselnd sauste ein langer Güterzug vorbei und verschwand unter abermaligem Geheul der Sirene im Schlund des Tunnels.

Die vier Männer gleiten die Draisine wieder auf, stellten die abgeladenen Werkzeugkisten und Telegrafendrahtrollen an ihren alten Platz und fuhren weiter.

Auf einen Wink des Vorarbeiters verminderten sie vor einer kleinen Brücke die Fahrt. Zu dem Ungarn gewandt, sagte er: „Wenn ich hier vorbeikomme, beginnt mir jedesmal mein lädiertes rechtes Knie zu schmerzen. An dieser Stelle habe ich es mir vor sechs Jahren zerschlagen. Damals habe ich an der Stichbahn gearbeitet, die von hier aus dreißig Werst weit in die Taiga getrieben werden sollte. Dort hatten englische Geologen Asbest gefunden. Mit ausländischem Kapital sollte ein großes Werk entstehen. Aber

als der Krieg ausbrach, wurde der Weiterbau eingestellt. Bald darauf riß man auch die bereits gelegten Schienen wieder heraus, weil sie anderswo nötiger gebraucht wurden. Aber ehe man damit zu Ende kam, wurden auch die Arbeiter abgezogen. Einige Werst Schienen liegen noch dort, unter dem Taigagestrüpp, verrostet und vergessen, kein Mensch kümmert sich mehr darum. Nun, was geht's uns an? Aber jetzt wollen wir wieder tüchtig aufdrehen, die dunklen Wolken da gefallen mir nicht. Wir müssen machen, daß wir vor dem Schneesturm das Bahnwärterhaus 4683 erreichen.“

Der Himmel überzog sich immer mehr mit einer tief zur Erde niederhängenden schwärzlichen Wolkendecke. Früher als sonst brach die Dämmerung herein. Bei dem einsam an einer ausgedehnten Waldlichtung liegenden Bahnwärterhaus brannten, als die Draisine dort vorfuhr, bereits die Signallampen.

Andrej Uskow, der alte zauselbärtige Streckenwärter, begrüßte den Vorarbeiter des Telegrafentbauplatts, den er schon jahrelang kannte, nach altem russischem Brauch durch Umarmung und Kuß. „Gut, daß ihr da seid. In einer halben Stunde werden wir einen Schneesturm haben, den Christenmenschen nur unter einem Dach erleben sollten.“

„Können wir bei dir übernachten?“

„Du redest, als wär's das erstemal. Drüben ist alles vorbereitet, Mascha wird uns Plinsen backen.“ Der Alte wies mit dem Daumen nach der etwa fünfzig Meter entfernten niedrigen Blockhütte, über deren strohgedecktem Dach heimeliger Herdrauch aufstieg. Die beiden Männer betraten den Dienstraum des Streckenwärters, der kaum Platz für das Tischchen, einen Hocker und einen halbhohen Ofen aus Ziegeln hatte. Neben einem Wandbrett, auf dem Signalflaggen und allerlei Werkzeuge lagen, hingen das Telefon und eine altmodische Kastenuhr. Uskow zündete die über dem Tisch baumelnde Petroleumlampe an.

„Ich habe etwas mit dir zu besprechen“, sagte Berditschew, sich die Hände am Ofen wärmend. „Wir haben einen Neuen in unserer Kolonne, einen getürmten ungarischen Plenji, der aber gut russisch spricht. Scheint irgendwas ausgefressen zu haben, also Vorsicht, man weiß nicht, woran man bei ihm ist.“

„Ein ungarischer Plenji?“ Der Eisenbahner holte aus dem Tischkasten ein rotumrandetes Plakat, das er unter der Hängelampe ausbreitete. „Lies mal, kam vorhin mit Wurfpost des Kurierzuges an.“

50 000 Rubel Belohnung!

Gefahndet wird nach einem entflohenen ungarischen Kriegsgefangenen, der höchstwahrscheinlich identisch ist mit dem berüchtigten Maté Zalka,

Anführer der bolschewistischen Rebellen im Amurbezirk. Der Bandit ist etwa 22 Jahre alt, 1,68 Meter groß, Gestalt kräftig-gedrunken. Gesicht rundlich. Augen blau. Haar und Bart dunkelblond. Trug zuletzt ungarische Uniform, darüber russischen Soldatenmantel und graue Krimmermütze. Spricht gut russisch mit mongolischem Akzent. Treibt sich vermutlich an der Magistrale herum.

Auf die Ergreifung Zalkas – lebendig oder tot – ist schon im Oktober v. J. vom Distriktkommandeur in Blagowjetschensk die obige Belohnung ausgesetzt worden. Meldungen über sein Auftauchen oder seine Unschädlichmachung sind an die nächstgelegene Polizei- oder Militäradministration zu richten.

Burjatskaja, den 11. Januar 1920

gez. Baron v. Üxküll

Oberst u. Chef der Militärgendarmerie

Berditschew, dessen Augen immer größer geworden waren, piff durch die Zähne. Er winkte Uskow an das kleine Fenster. „Sieh dir doch mal unsern Neuen an – da, der eben die Plane über die Draisine deckt!“

„Schwarzer Teufel, wenn er jetzt auch einen Pelz anhat, das könnte der Zalka sein“, rief der Alte erschrocken.

„Er ist es bestimmt, Wladimir Wissarowitsch!“

„Ja, was sollen wir da machen?“

„Fünzigtausend Rubelchen kassieren, Väterchen!“

„Das ist doch nicht dein Ernst, Pjotr? Dieses Sündengeld? Lieber ließe ich mir die Hände abhacken.“

Berditschew klopfte dem Kollegen auf die Schulter. „War doch nur ein Scherz, Wladimir Wissarowitsch. Aber uns käme dieser Mann ja hier wie gerufen, etwas Leben in die Jenissei-Gegend zu bringen. Also diese Schiene wollen wir gleich mal festlaschen! Schick ihn mir mal mit Brennholz herein. Und du bleibst unterdessen draußen.“

„Der Schneesturm bricht schon los“, sagte der Ungar, als er mit einem Armvoll Birkenäste hereinkam.

„Wenn wir dich nicht mitgenommen hätten, würdest du diese Nacht nicht überleben.“

„Ich weiß, und ich danke euch dafür.“

Berditschew deutete auf das Plakat. „Für manche braucht's nicht mal einen Schneesturm. Wenn sie den hier kriegen, hat er auch die längste Zeit gelebt.“

Während er zwei Machorkatütchen drehte, beobachtete er das blaß gewordene Gesicht des Ungarn. Da gab es keinen Zweifel mehr. Eine

Weile war im Raum nur das bedächtige Ticken der Kastenuhr zu hören. Draußen vor dem Fenster winselte der Sturm immer stärker. Berditschew zündete sich eine der Papyrosy an und sagte langsam: „Dich bis nach Krasnojarsk mitnehmen, wie ich gedacht habe, geht natürlich nicht mehr. Dein Steckbrief hier ist zu genau, und fünfzigtausend Rubel möchte sich mancher gern verdienen. Oder bist du anderer Ansicht, Maté Zalka?“

Dem jungen Mann schoß eine Blutwelle ins Gesicht. „Also gut“, rief er, „ich bin Maté Zalka! Ihr könnt euch jetzt eine schöne Stange Geld verdienen!“

Pjotr Berditschew schob ihm lächelnd die andre Papyrosa zwischen die Lippen. Dann sagte er leise: „Rede hier keinen Unsinn, Maté. Willst du deine Freunde beleidigen? Hier verrät dich niemand, also laß uns überlegen, wie wir dir weiterhelfen können. So einer wie du . . . Unsere Partisanen würden sich freuen . . .“

„Zu den Partisanen?“ Zalka glitt vor Überraschung die Papyrosa aus dem Mund. „Das wäre zu schön, um wahr zu sein“, flüsterte er durch seine vom Frost aufgesprungenen Lippen.

Berditschew, der die Skepsis in den Augen des Flüchtlings bemerkte, runzelte die Stirn. „Traust du mir nicht? – Ich kann mir schon denken, was du denkst: Dieser Gauner will mich nur sicher machen, nachts, wenn ich schlafe, wird er mich überwältigen, dann wird er ans Telefon gehen und melden: Ich habe den Zalka, kommt und holt ihn euch, aber bringt mir meine Fünfzigtausend mit! Ist es nicht so? – Ach, schüttle doch nicht den Kopf, ich würde an deiner Stelle vielleicht genauso denken.“

Zalka erhob sich müde von seinem Stuhl. „Ich möchte euch keine Ungelegenheiten machen, werde lieber wieder gehen.“

Berditschew drückte ihn auf den Stuhl zurück. „Bist du verrückt geworden? Hör nur, wie der Schneesturm braust! Da kommst du keine hundert Schritte weit, dann hat dich der weiße Tod.“

„Das laß meine Sache sein“, antwortete Zalka hart. „Dieser Schneetod ist tausendmal barmherziger als der andre weiße Tod. Weißt du, was die Weißen mit ihren Gefangenen machen? Am Amur haben sie einem die Hände in kochendes Wasser gesteckt und ihm dann fein säuberlich die Haut mitsamt den Nägeln abgezogen. Einen Handschuh machen, nennen sie das. Was gibt es da zu überlegen! Wer mich morgen an der Strecke erfroren findet, kann sich die fünfzigtausend Rubel abholen.“

Dem Eisenbahner war jeder Blutstropfen aus dem Gesicht gewichen. Mit vor Zorn fast tonloser Stimme sagte er: „Weißt du, Durak, was ich jetzt mit dir machen würde, wenn ich nicht gerade den Maté Zalka vor mir hätte? – In die Fresse würde ich dir hauen. So . . . Und so!“ Er wirbelte seine riesigen Pranken dicht vor dem Gesicht des Ungarn. „Begreif doch

endlich, wir sind hier ebensowenig weiß wie du! Schwarzer Teufel, wie kann man ihm das nur glaubhaft machen?“

Aufgeregt durchmaß er mit großen Schritten den Raum. Plötzlich schlug er sich mit der Hand vor den Kopf. „Bin ja selber ein großer Durak!“ Bei diesen Worten zog er den rechten Filzstiefel aus und nestelte aus dem Hosenbein ein Päckchen Papiere heraus. Eines davon knallte er auf das Plakat. „Hier, lies, Maté, das wird dich wohl überzeugen!“

Arbeiter! Bauern! Soldaten!

Die Rote Armee hat die Uraloffensive Koltshaks siegreich abgeschlagen und dringt unaufhaltsam gegen den Baikalsee vor!

Helft unser Rußland von dem weißen Ungeziefer und seinen imperialistischen Raubgesellen befreien!

Bildet überall Partisanengruppen und illegale Sowjets!

Auch in Deutschland und Österreich-Ungarn haben die Arbeiter- und Soldatenräte die Macht übernommen; die kapitalistische Ära neigt sich dem Ende zu.

Es lebe Lenin! – Es lebe die Sowjetmacht! – Es lebe die Weltrevolution!

Das Gebietskomitee der KPR des Bezirks Jenissei

Zalka konnte kaum zu Ende lesen, die Buchstaben verschwammen ihm vor den Augen. Seine Tränen tropften auf das lebenrettende Papier. Auch die Augen des Arbeiters schimmerten feucht, sein Schnauzbart zitterte vor Erregung. Maté Zalka legte das Papier vorsichtig auf den Tisch zurück; dann fielen sich die Genossen wortlos um den Hals.

Der Schneesturm wütete volle dreißig Stunden. Während dieser Zeit konnte sich der völlig erschöpfte Flüchtling in aller Ruhe erholen. Er saß hier wie abgeschnitten von der Welt. Kein Zug verkehrte, und auch von dem nur drei Werst entfernten Dorf Węrschne-Lejadansk kam niemand hierher, solange der Schneesturm tobte, der den Atem benahm und jede Sicht, jeden Aufenthalt und jede Orientierung im Freien unmöglich machte. Erst in der übernächsten Nacht legte sich das Unwetter. Der Himmel klärte sich. Das Thermometer am Streckenhäuschen zeigte achtundzwanzig Grad Kälte. Während Berditschew für den Streckenwärter die Telefonwache übernahm, stiefelte dieser durch die meterhohen Schneewehen zum Dorf hinüber, um die Vorkehrungen für die Weiterleitung des Ungarn zu den Partisanen in der Taiga zu treffen.

Am anderen Morgen – die Sterne strahlten noch kalt vom wolkenlosen Himmel – fuhr beim Haus des Streckenwärters ein reichlich mit Stroh und Fellen ausgelegter Bauernschlitten vor, gelenkt von einem in Schafpelz, Watteanzug und Filzstiefeln vermummten kleinen Kutscher.

„Dieser Junge – er heißt Pawel – wird dich bringen, wie wir es besprochen haben“, sagte Uskow zu seinem ebenso ausstaffierten Gast. „Mach deine Sache gut, Pawel!“

Maté reichte dem Bürschchen, das ihn unter dem Rand der Fellmütze aus seinen schmalen Mongolenaugen unternehmungslustig anblinzelte, die Hand. Dann ließ er sich hinter dem Kutscher auf einem Sack nieder, der ein ausgeschlachtetes Zweizeutnerschwein verhüllte – ein Geschenk der Bauern des Dorfes für die darbenenden Brüder in der Taiga. Zwischen den Knien hatte Maté die geladene Doppelflinte, ohne die in dieser Gegend wegen der Wolfsgefahr kein Bauer über Land fährt. Pawel knallte mit der Peitsche, Maté winkte den zurückbleibenden Genossen, bis eine Bodenwelle sie seinen Blicken entzog. Der starke Braune konnte wegen der Schnee- verwehungen nur im Schritt gehen. Erst als sie von der Landstraße in einen schmalen, kaum sichtbaren Waldweg einbogen, wo der Schnee nicht so hoch lag, setzte er sich in leichten Trab. Der Weg war so schmal, daß der Schlitten von Schneewolken überschüttet wurde, wenn die überhängenden Zweige ihn streiften. Einige Male mußten sie aussteigen, um mit dem Beil die Äste eines beim letzten Sturm quer über den Weg gefallenen Baumes abzuschlagen und den Schlitten hinüber zu heben. Als die Sonne die Mittags- stunde anzeigte, machten sie bei einer kleinen Borkenhütte Rast, die manch- mal nomadisierenden Pelztierjägern als Unterkunft diente. Während Pawel das Pferd mit Heu versorgte, entfachte Maté ein Feuerchen.

Auf der Fahrt hatten die beiden nicht viel Worte gewechselt. Maté war noch zu sehr mit seinen letzten Erlebnissen beschäftigt gewesen, und er hatte auch an die neuen Aufgaben gedacht, die vor ihm lagen. Der Junge aber hatte alle Aufmerksamkeit dem Weg und dem Pferd widmen müssen. Vielleicht hatte er sich auch überlegt, daß es sich nicht schicke, seinen Fahr- gast ungefragt anzusprechen; dem geheimnisvollen Getue nach, das man um ihn machte, schien der Fremde eine wichtige Persönlichkeit zu sein. Jetzt, da sich die beiden mit den dampfenden Teebechern gegenübermaßen und tüchtig ihrem Proviant – Schwarzbrot, trockenem Käse und fettem Speck – zusprachen, betrachteten sie sich genauer. Maté bemerkte, daß der Vierzehnjährige hellblonde Haare, aber ein tiefgebräuntes längliches Ge- sicht mit vorstehenden Backenknochen und kohlschwarzen Augen hatte, also ein Abkömmling der hierzulande häufigen Ehen zwischen Russen und Burjaten war. Pawel aber stellte angesichts der offenen Züge und der lustig blickenden Augen seines Gegenübers fest, daß dieser gar nicht so un- zugänglich zu sein schien. Einige Scherzworte Matés über den heißen Tee machten ihm Mut. „Darf ich Sie mal etwas fragen, Genosse?“ Und er fuhr fort: „Ich hörte, Sie sind aus Ungarn, da ganz weit hinten im Westen, was ist das für ein Land?“

Das hübsche Gesicht des jungen Mannes nahm einen verträumten Ausdruck an. „Ungarn, mein Junge, ist ein schönes Land. Es gibt dort Berge, Wälder und Steppen, gerade so wie hier. Ein fruchtbares Land ist es, vor allem wächst dort ein herrlicher Wein. Und die Menschen dort sind gern fröhlich und gastfrei, trinken den Wein, singen und tanzen und möchten mit allen Menschen in Frieden und Freundschaft leben. Aber der größte Teil des Bodens gehört den Magnaten, ihr sagt dazu Pomestschiks, und die Fabriken gehören den Kapitalisten. Diese Ausbeuter halten das Volk in Aberglauben und Unwissenheit und scheren sich nicht darum, daß es ständig hungern muß. Ungarn hat auch einen Zaren, der seine Soldaten zum Erobern fremder Länder ausschickt.“

„Aber das ist ja gerade wie bei uns“, unterbrach ihn eifrig der Bursche. „Warum machen denn die Bauern und die Arbeiter und die Soldaten nicht auch Revolution wie in Rußland?“

Maté mußte lachen. „Die Verhältnisse auf dem Lande in Ungarn sind tatsächlich genauso wie hier. Darum haben sich eben so viele ungarische Plenjis der russischen Revolution angeschlossen. Aber in Ungarn selbst haben sie auch schon angefangen und ihren Zaren weggejagt. Wie die Deutschen übrigens auch. Natürlich danken die ungarischen und deutschen Generale und Kapitalisten ebensowenig freiwillig ab wie die hiesigen, und sie machen Konterrevolution. Nun, wenn wir hier fertig sind, werden wir Ungarn nach Hause fahren und den Genossen dort helfen, eine richtige Revolution zu machen.“

Der kleine Sibiriak hatte mit leuchtenden Augen zugehört. Jetzt fragte er: „Es heißt doch immer, die deutschen Arbeiter sind viel klüger und erfahrener als die Russen, alle können lesen und schreiben – ich kann es leider nicht. Da müßten sie doch eigentlich mit ihrer Revolution viel schneller fertig werden als unsre Muschiks.“

Maté strich ihm zärtlich über die Wange. „Bist gar nicht dumm, Pawluschka, auch wenn du noch nicht lesen kannst. Das ist nämlich so . . . Ja, wie zum Teufel soll ich dir das erklären? Also das Lesen allein macht durchaus noch keinen klugen Kopf. Was, zum Beispiel, wenn in den Büchern und Zeitungen Lügen und Dummheiten stehen, die die Köpfe verwirren? Fast alle Druckereien gehören ja den Herrschenden. Erst wenn die Revolution gesiegt hat, werden alle Arbeiter- und Bauernkinder lesen und schreiben lernen, alle Druckereien werden dem arbeitenden Volk gehören, und in den Büchern wird die Wahrheit stehen. – Was willst du denn mal werden?“

Der Junge machte ein nachdenkliches Gesicht. „Eigentlich Pelztierjäger, wie es mein Vater war, das ist ein schöner Beruf! Aber wenn ich wirklich Lesen und Schreiben lernen kann, möchte ich lieber auf einer Lokomotive

fahren. – Jetzt bin ich Partisan, sogar Kurier und Kundschafter!“ setzte er stolz hinzu.

Als das Pferd ausgeruht hatte, setzten sie ihre Fahrt durch die schweigende Taiga fort. Maté war bei der Eintönigkeit der Fahrt etwas eingenickt. Ein scharfer Ruck des Schlittens weckte ihn, zugleich vernahm er Pawels Stimme: „Hören Sie, Genosse?“

Aus der Ferne kam ein lang gedehntes Heulen. Der Braune spitzte die Ohren und setzte sich, ohne eine Ermunterung abzuwarten, in Trab.

„Ein Wolf?“

„Nicht nur einer, er ruft die anderen herbei, hören Sie nur, wie von der anderen Seite Antwort kommt.“

„Haben wir es noch weit?“ fragte Maté und entsicherte das Gewehr.

„Wir müssen gleich aus dem Wald heraus sein, dann sind es noch fünf Werst. Aber die Wölfe werden uns einholen“, antwortete der kleine Kutsher. Er trieb das Pferd mit der Peitsche an, obwohl es bereits seine schnellste Gangart angeschlagen hatte. Schon wurden auf dem weißen Band der Schneise schwarze Flecken sichtbar, die mit erschreckender Schnelligkeit näher kamen. Der Schlitten sauste dahin, wobei er links und rechts die Bäume schrammte. Wenn jetzt eine der gespreizten Deichselstangen an einem Ast hängenblieb oder ein Baum über dem Weg lag, waren sie verloren. „Schießen Sie doch, Genosse, um Gottes willen, schießen Sie“, rief der Junge, der mit Entsetzen sah, daß ein besonders starker Wolf schon auf zwanzig Schritte heran war.

„Ruhig Blut, Söhnchen, der hat gleich ausgelitten“, sagte Maté. Er zielte bedächtig auf das Brustbein der Bestie und drückte ab. Klack machte die Zündnadel, die Munition versagte. So etwas kam bei starker Kälte häufig vor.

Den Mann auf dem Schlitten, der in zahlreichen Gefechten und Schlachten dem Tod kaltblütig ins Auge geblickt hatte, überlief ein eisiger Schauer. Zahlreiche Wundnarben bedeckten seinen Körper, vor wenigen Tagen erst war es ihm gelungen, durch Entschlossenheit und Kaltblütigkeit einem grausamen Henkertod zu entrinnen – sollte das alles umsonst gewesen sein, sollte er nun hier in dieser Wildnis von Bestien zerrissen werden?

Der große Wolf war jetzt so nah herangekommen, daß er zum Sprung auf den Schlitten ansetzen konnte. Er erreichte aber nur die hintere Querstange, an der er sich mit Pfoten und Schnauze festklammerte, während sein Körper hinterherschleifte. Sofort verminderte sich die Geschwindigkeit des Schlittens. Der Junge, der die gräßlich gefletschten Zähne des Untiers greifbar nahe sah, schrie vor Angst hell auf. Maté stieß mit dem Büchsenkolben nach dem Wolfskopf, traf aber vor Aufregung ins Leere. Die Waffe

flog ihm aus den Händen, er selbst wäre um Haaresbreite hinabgestürzt. Einen Augenblick lang verspürte er den Atem der Bestie vor seinem Gesicht.

In diesem Augenblick stieß ihn etwas in den Rücken. Es war Pawel, der ihm das Beil reichte, mit dem sie sich den Weg frei gemacht hatten. Gut, der Junge, durchfuhr es Maté. Schon traf die scharfe Beilklinge eine Pfote des Wolfs, dicht unter dem Gelenk. Aufheulend ließ dieser den Schlitten los, der sofort an Fahrt gewann. Im Stroh lag eine blutige zuckende Wolfspfote. „Den sind wir los, Pawel, nur Mut, wenn das Pferd noch fünf Minuten durchhält, schaffen wir es!“

Die anderen Wölfe waren zurückgeblieben, um nach altem Wolfsgesetz ihren Hunger an dem verstümmelten Gefährten zu stillen. Der Wald wurde jetzt lichter, ein Zeichen, daß man sich einer Ansiedlung näherte. Aber bald tauchten wieder die Wölfe auf. Sie wurden jetzt sogar gefährlicher, weil sie, ungehindert durch das Taigadickicht, den Schlitten seitwärts überholen und das Pferd von vorn anfallen konnten. Wenn man ihnen doch noch einen Wolf zum Fraß vorwerfen könnte! überlegte Maté. Plötzlich kam ihm der rettende Gedanke. „Wir müssen das Schwein opfern, Pawel!“ Ohne dessen Antwort abzuwarten, schob er den steifgefrorenen Fleischkoloß über den Rand des Schlittens, der um zwei Zentner erleichtert weiter-sauste. Besänftigt durch den freiwilligen Tribut ließen die Raubtiere von Menschen und Pferd ab. Es war aber auch allerhöchste Zeit, denn das schweißbedeckte Tier war dem Zusammenbruch nahe. Es schien zu wissen, daß die Gefahr vorüber war und fiel in einen langsamen, müden Trott.

Vorn schimmerte jetzt offenes, schneebedecktes Land. Niedrige graue Blockhäuser, über denen blaue Rauchsäulen in den blaßgewordenen Abendhimmel aufstiegen, Hundebellen . . . Sie waren gerettet.

Flankenzitternd blieb das Pferd stehen. Pawel warf ihm sofort eine Decke über. Maté, der auch abgestiegen war, klopfte ihm zärtlich den Hals. „Bist ein braves Pferdchen, Brauner, hast uns dreien das Leben gerettet.“ Dann schloß er den Jungen in seine Arme, der vor Erregung laut zu schluchzen begann.

„Beruhige dich doch, Pawluschka, es ist ja vorüber.“

„Ich werde immer für Sie beten, weil Sie mir das Leben gerettet haben“, stieß der Kleine, noch immer an allen Gliedern zitternd, hervor.

„Tu das nur, Pawel, wenn es nichts nützt, so schadet es auch nichts. – Aber wieso habe ich dich gerettet?“

„Sie hatten doch die Idee mit dem Schwein.“

„Sag lieber: weil wir Schwein hatten! – Aber du hattest den guten Gedanken mit dem Beil! Ohne den hätten die Kanaillen zuerst uns gefrühstückt und dann den Braunen und das Schwein als Nachspeise. Wir sind also quitt. Oder?“

Der Junge schmiegte sich an den Gefährten. Leise fragte er: „Kann ich nicht immer bei Ihnen bleiben?“

Maté legte beide Hände auf die schmalen Knabenschultern. Dann sagte er: „Bist ein tapferer Partisan, Pawel, verlierst nicht den Kopf, wenn es mal mulmig wird! Von heute an sind wir wie Brüder.“

Nicolai Schaposchnikow, der vom Alter gebeugte Dorfälteste mit fast weißem Zauselbart und ebensolchem Haupthaar, schob seinen Gästen mit einladender Geste den dampfenden Samowar zu. Er bediente sich dabei des linken Arms, denn den rechten hatte er im Russisch-Japanischen Krieg in der fernen Mandschurei eingeüßt. Pawel füllte eifrig die Gläser. Maté sah interessiert der Hausfrau zu, die auf eine eigenartige Weise begann, in dem dämmerigen Raum Licht zu machen. Schon beim Eintritt war ihm hier an dem Ofenungetüm, das gut ein Viertel des Raumes einnahm, eine Art Nebenkamin aufgefallen, der an zwei Seiten offen war. Jetzt erfuhr er, welchem Zweck diese Einrichtung diene. Die Frau schichtete in der Öffnung aus flachgeschnitzten Kienspänen einen netzartigen Turm auf, dessen obersten Span sie anzündete. War der oberste Span in einer rötlich blakenden Flamme verbrannt, tastete sich die Flamme am nächsten Span in umgekehrter Richtung zurück und so fort. „Ja“, sagte der Alte, „kein Petroleum mehr, keine Streichhölzer, kein Zucker. Selbst Salz ist nur noch für sündhaft teures Geld zu haben. So kehren wir zur Kienspanbeleuchtung unserer Voreltern zurück. Und sieh dir unsre Lampen an. Wohin soll das noch führen, wenn dieser verdammte Krieg nicht bald zu Ende geht?“

„Zur Revolution“, sagte Maté, seinen Gastgeber über das Teeglas hinweg herausfordernd anblickend.

„Wenn General Frunse mit der Roten Armee zum Jenissei-Gebiet durchstößt, wird er überall mit Brot und Salz empfangen werden. Aber wann wird das sein? So wie jetzt ist das doch bald kein Leben mehr.“

„Nein, das ist kein Leben mehr“, pflichtete Maté bei. „Aber ich weiß doch, daß die Bauern überall aufsässig sind und daß in den Dörfern und Wäldern sich viele Deserteure und auch Kriegsgefangene versteckt halten, alles erfahrene Soldaten. Warum heizt ihr den weißen Hundesöhnen nicht gehörig ein?“

Schaposchnikow strich sich gedankenvoll den Bart. „Das sagst du so, Brüderchen, weil du die Verhältnisse hier nicht kennst. Sprich erst mal mit Wladimir Semjon, der kann dir besser Bescheid sagen als ich Krüppel, der nur noch dazu taugt, die Verbindungen aufrechtzuhalten.“

„Was ist denn das für ein Mensch?“

„Ein Kommunist aus der Eisengießerei in Omsk, der nach dem niedergeschlagenen Aufstand im vergangenen Herbst zu uns gekommen ist. Ein

sehr kluger Mensch, der uns ungebildeten Leuten die Lehren Lenins klargemacht hat. Aber er ist krank und für einen Partisanenführer zu weich. Nun, du wirst ja selbst sehen, wenn wir morgen zu ihm kommen.“

Das Dorf, in dem der Kommunist Semjonow untergeschlüpft war, zog sich am östlichen Ufer des Jenissei hin, von dessen Höhe aus der Blick ungehemmt über das breite Strombett des mächtigsten Wasserlaufs Sibiriens schweifen konnte. Weißfunkelnd und eben lag er unter seinem schneebedeckten Eispanzer. Man ahnte seine gewaltigen, für das Frühjahr aufgespeicherten Kräfte.

Der Schlitten mit den drei Partisanen hielt vor einem größeren Blockhaus mit der Bezeichnung „Schkola“ über dem Vorbau des Eingangs. Semjonow, der, am Fenster sitzend, die Ankömmlinge bereits erblickt hatte, empfing sie im Hausflur. „Sei mir begrüßt, Nikolai Petrowitsch, und du auch, Petruschka! Welchen teuren Gast bringt ihr mir da mit?“

„Das ist wirklich ein teurer Gast, Wladimir Iljitsch“, antwortete Schaposchnikow feierlich. „Das ist der Genosse Maté Zalka, auf den die Weißen 50 000 Rubel Belohnung ausgesetzt haben.“

Semjonow riß vor Überraschung seine müde wirkenden Augen auf. „Was? Du bist der Zalka, der den Japanern schon am Amur so eingeheizt hat? Laß dich anschauen, teurer Freund!“ Er stieß linkerhand eine Wohnzimmertür auf und bugsierte den verdutzt dreinschauenden Maté zum Fenster. Hier legte er ihm beide Hände auf die Schultern und blickte ihm einige Herzschläge lang mit Verwunderung und Freude gerade in die Augen. Dann umarmte er ihn wortlos.

Semjonow war nach Tee und einem Imbiß in die Küche gegangen, Schaposchnikow und Pawel versorgten Pferd und Schlitten, so hatte Maté Muße, sich im Zimmer umzusehen. Es unterschied sich wesentlich von den landesüblichen Bauernstuben. Der Fußboden war weißgedielt und mit einem Teppich belegt. An den Wänden klebten ausgebleichene Tapeten. Von der Decke hing eine Petroleumlampe mit gelbseidenem Schirm bis dicht auf den Rundtisch herab, der mit einer kunstvoll gestickten Decke aus hausgewebtem Leinen bedeckt war. Vor den Fenstern hingen sogar buntgeblünte Gardinen, und zur Seite des dickbauchigen Rundofens, der auch noch die Nebenstube mitzuwärmen hatte, stand ein behagliches Ledersofa, darüber war ein Bücherbord befestigt. Ein weißes Katerchen, das Maté schnurrend um die Füße strich, erhöhte noch die heimelige Atmosphäre des blitzsauberen Zimmers.

Maté setzte sich mit dem Tierchen auf das Sofa, streichelte ihm das seidenweiche Fell. Der Kater krümmte vor Behagen den Rücken. Dem sonst so rauen und kreuzfidelten Partisanen wurde plötzlich wehmütig zumute. Das schmeichlerische Schnurrwesen auf seinem Schoß hatte jäh die

Erinnerung an den Spielgefährten seiner Kindheit wachgerufen. Puschka hieß er, war ebenso weiß und hatte ein grünes und ein blaues Auge. Diese Stube erinnerte ihn an das Vaterhaus im fernen Ungarland, daß ihm fast die Augen übergingen. Daß es überhaupt noch ein solches Gefühl der Geborgenheit gab? – Mit dampfendem Samowar kehrte Semjonow, dem eine junge Magd mit einem Imbißtablett folgte, zurück in die Stube und riß Maté aus seiner Träumerei. Auch Schaposchnikow und Petruschka kehrten aus dem Stall zurück. „Die Hausherrin kommt erst am Abend“, sagte Semjonow. Er füllte die Teegläser. „Vera Petrowna ist hier die Lehrerin, aber sie ist eine von den Unsrigen und wird sich freuen“, setzte er noch hinzu.

Die Gäste, von der dreistündigen Schlittenfahrt und der Kälte hungrig geworden, ließen sich das kräftige Schwarzbrot, den geräucherten Fisch und die eingelegten Gurken schmecken und schlürften zwischendurch den heißen Tee mit Warenje, einem dickeinkochten Beerenmus, mit dem die Russen gern ihren Tee würzen. Gesprochen wurde kaum. Maté betrachtete unauffällig das Gesicht des Mannes, der hier der Partisanenführer sein sollte. Er fand, daß Semjonow durchaus den Vorstellungen entsprach, die er sich von ihm nach den Schilderungen des einarmigen Dorfältesten gemacht hatte: krankhaft-blasses Gesicht, kluge, aber müde Augen, hagere leicht gebeugte Gestalt, heisere Fistelstimme! Alles in allem eine Erscheinung, von der man keine besonderen Taten, wie sie das illegale Gebietskomitee der Partei forderte, erwarten konnte.

Als Semjonow erfuhr, daß der erfahrene Zalka bei ihm bleiben würde, hellten sich seine sorgenvollen Züge auf. „So einer wie du hat uns hier gefehlt“, rief er, „denn was bin ich schon für ein Partisanenführer? Ich habe keine militärische Erfahrung. Außerdem bin ich krank, habe es seit dem Gefängnis in Omsk auf der Brust sitzen. Der Tee von Vera Petrowna ist meine einzige Medizin, hilft aber auch nicht.“

„Habt ihr denn bisher schon was gegen die Weißen unternommen?“ fragte Zalka.

„Einiges schon. Im vergangenen Herbst haben unsre Leute dreißig Werst von hier den Gendarmerieposten ausgehoben, der die ganze Umgegend terrorisierte. Wo die zwölf Mann Besatzung geblieben sind, haben die Kolttschakbanditen nie erfahren. Die Sümpfe der Taiga sind verschwiegen.“

„Sehr gut“, sagte Maté anerkennend, aber Semjonow machte eine resignierte Handbewegung. „Ich war damals dagegen, aber die Partisanen setzten ihren Kopf durch. Und was war das Ergebnis? Den Jenissei herab kam ein Dampfer mit Soldaten, die das Dorf ausraubten und niederbrannten, gerade daß die Bewohner sich noch rechtzeitig in den Wald flüchten konnten.“

„Und wieviel Gendarmeriestationen habt ihr noch hier herum?“

„Ach“, antwortete Semjonow, „im Umkreis von hundertfünfzig Werst findest du jetzt keinen Gendarmen mehr. Noch bevor der erste Frost kam, sind alle Stationen geräumt worden.“

„Dann kann man also sagen, daß in dieser Gegend die Partisanen die einzige Obrigkeit sind?“ fragte Maté.

„Ja“, antwortete Semjonow nach einigem Nachdenken, „so könnte man gewissermaßen sagen.“

„Nein, so ist es tatsächlich“, rief Maté mit fester Stimme. „Also siehst du, daß eure Aktion doch nicht sinnlos war. Unsere Aufgabe besteht eben nicht nur darin, still und gottergeben abzuwarten, bis uns eines Tages die Rote Armee befreit, sondern durch hundert Nadelstiche im Rücken der Weißen dafür zu sorgen, daß ihnen die Puste ausgeht und die Befreier schneller herankommen. Also, das müssen wir schleunigst ändern... oder seid ihr anderer Meinung?“

„Du sprichst goldne Worte“, rief Schaposchnikow und schlug mit seiner einzigen Faust auf den Tisch. Semjonow gab durch stilles Nicken sein Einverständnis. Petruschkas schwarze Lausbubenaugen glänzten, er bewunderte voll Begeisterung den Kommandanten, dessen Rede so ganz seinem jugendlichen Temperament entsprach.

Noch am selben Abend nahm Zalka beim Schein eines primitiven Lämpchens, einer mit Rapsöl gefüllten Tonschale, auf der ein Rindenstück mit einem Docht schwamm, Semjonows Bericht über die im Rayon vorhandenen, aber weit verstreuten Kräfte entgegen. Auch Vera Petrowna Kusmenko, eine junge Frau mit strengen Gesichtszügen, nahm an der Beratung der drei Männer teil. Seit ihr Vater, ein Ingenieur, in Irkutsk verhaftet worden und im Gefängnis umgekommen war, erfüllte sie glühender Haß gegen die Weißen, suchte sie ihnen zu schaden, wo sie nur konnte. Maté war hocherfreut, als sie eine Landkarte des Rayons auf dem Tisch legte, die sie für ihre Schule mit eigener Hand gezeichnet hatte. Jetzt erst konnte sich der neue Kommandeur einen ungefähren Überblick über sein Operationsgebiet verschaffen. Gemeinsam zeichneten sie die verschiedenen Stützpunkte und strategisch wichtigen Objekte in die Karte ein.

Der kranke Semjonow hatte seinem Nachfolger das Kommando mit feierlichem Handschlag übergeben. Maté Zalka war glücklich und stolz. Endlich hatte er wieder eine Aufgabe, die alle seine militärischen und organisatorischen Fähigkeiten verlangte. Etwa dreihundert Partisanen unterstanden ihm jetzt. Sie lagen allerdings planlos verteilt in den weit auseinanderliegenden Dörfern und Erdhöhlenverstecken der Taiga. Viele hatten nichts als mehr oder weniger veraltete Jagdflinten. Für ein knappes Drittel waren Pferde oder Schlitten vorhanden. Sprengstoffe fehlten gänz-

lich. Aber darüber machte sich der junge Kommandeur die wenigste Sorge. „Was wir brauchen, werden wir uns von den Weißen borgen“, sagte er mit vielsagendem Lächeln. Dabei schnalzte er, wie immer, wenn er besonders gut aufgelegt war, mit der Zunge. Jetzt kam es ihm vor allem darauf an, sich persönlich von der moralischen Verfassung der Männer zu überzeugen, mit denen er Hunderte Kilometer hinter den Fronten einen „Privatkrieg“ gegen einen übermächtigen Feind führen wollte, wie er scherzhaft sagte.

Am anderen Morgen gingen mit Schlitten Kuriere in die verschiedenen Richtungen ab, sie sollten Einladungen zu einem Appell der Gruppenführer überbringen, der für den übernächsten Tag in der Dorfschule angesetzt war. Maté hatte unterdessen Zeit, sich mit dem Dorf und seinen Bewohnern näher vertraut zu machen. Plenjis verschiedener Nationen waren hier keine Seltenheit. Sie kamen und gingen, ohne daß man viel danach fragte.

Etwas abseits von den übrigen Häusern lag auf dem Feld ein längliches fensterloses Blockhaus, über dessen Dach dicke Rauchsäulen aufstiegen. Inmitten einer dicken Dampfwolke schoß eben jetzt ein splinternackter Mann aus der Tür, der sich prustend im Schnee wälzte – eine bei den nordischen Völkern gebräuchliche Methode, sich nach dem Saunabad zu erfrischen. „Willst vielleicht auch ein Schwitzbadchen nehmen?“ Ein alter Mann, der ein zusammengerolltes Leinentuch unter dem Arm trug, wies einladend auf das Blockhaus. Und ob Maté wollte! Seit vielen Wochen hatte er keinen Tropfen warmes Wasser mehr auf dem Leib verspürt.

In dem Halbdämmer und dem dichten Dampf erkannte er im Badehaus zunächst nur den glühenden Herd und einen Wasserkessel, in den glühende Steine geworfen wurden. „Dort hinauf“, sagte der Alte, auf eine breite Stufentreppe im Hintergrund deutend. Nackt stand Maté in der Hitze. Seiner Kleidung hatte er sich in einem Nebenraum entledigt. Auf den Stufen sitzend verspürte Maté bald, wie ihm der Schweiß aus allen Poren drang. Neben und unter ihm lagen wohligh schnaufend andere Männer und Knaben. Wer genug geschwitzt hatte, stürzte sich einen Kübel kaltes Wasser über den Körper oder ließ sich wie der Alte den Körper noch mit einem Bündel Birkenruten bearbeiten.

Auf allen vieren kroch ein langer, auffallend dürrer junger Mann zu Maté herauf. Auf seiner rippensträhnigen Brust baumelte an einer bunten Schnur eine Blechmarke mit eingestanzten Zeichen.

„Sind Sie deutscher Plenji?“ fragte Maté auf deutsch.

„Ja“, kam es erfreut zurück, „Sie etwa auch?“

„Nein, ich bin Ungar.“

„O lala, da haben sich also wieder mal zwei Waffenbrüder getroffen!“

„Mit der Waffenbrüderschaft ist es aus, Kamrad“, gab Maté trocken zurück, „ebenso wie mit der k. u. k. Monarchie und dem größtenwahnsinnigen Wilhelm II.“

„Ja, leider.“ Der Mann setzte sich seufzend nieder und kratzte sich die zerschorften Beine.

„Tut Ihnen das so leid?“ wollte Maté wissen.

„Das wollte ich eigentlich nicht gesagt haben, aber wissen Sie, ich war Offizier. Für mich ist es schwer, aus der Ferne zu verstehen, was sich inzwischen in der Heimat abgespielt hat. Geht es Ihnen nicht ebenso?“

„Ich war auch Offizier, bei den ungarischen Husaren.“

„Dann sind wir also doch Waffenbrüder, Herr Kamerad“, wurde er von dem Deutschen unterbrochen. „Ich stand aktiv bei den schwarzen Husaren in Danzig-Langfuhr. Gestatten Sie...“ Bei diesen Worten schnellte er hoch, fuhr aber im nächsten Augenblick mit einem Schmerzensschrei zurück; sein kahlgeschorener Kopf war unsanft an die Decke gestoßen. Sich verstoßen die Beule reibend, murmelte er aus der Kniebeuge heraus: „Eberhard von Seydlitz, Leutnant!“

Maté hätte über das steife Gehabe dieses splitter nackten Aristokraten fast einen Lachkrampf bekommen. Sogleich ritt ihn der Schelm. Eine Stufe niedriger steigend, schlug er die nackten Hacken zusammen, legte die Rechte an die schweißnasse Stirn und schnarrte mit toternster Miene: „Melde gehorsamt: Zalka, Maté, auch Leutnant!“

Der Deutsche gab, ohne den Spott zu bemerken, konventionell zurück: „Sehr erfreut, Herr Kamrad, Sie hier getroffen zu haben!“

„Wie sind Sie denn hier in diesen Weltwinkel geraten, wo sich Fuchs und Has' gute Nacht sagen?“ forschte Zalka, den dieser komische Deutsche zu interessieren begann.

„Das will ich Ihnen gern erzählen“, sagte Seydlitz, der sich redlich freute, einen deutschsprechenden Schicksalsgenossen gefunden zu haben. Den schmalen Kopf mit den melancholisch blickenden grauen Augen in die Rechte stützend, begann er zu erzählen: „Ein Urahn von mir war ein berühmter General unter dem großen Friedrich. Das war auch der Grund, weshalb alle Söhne unserer Familie Offiziere werden mußten. Als ich 1898 geboren wurde, war mein alter Herr schon pensionierter Oberst. Er war ein sehr strenger Mann, der uns Kinder auf spartanische Art erzog. Wir mußten auch im Winter in ungeheizten Zimmern schlafen und mittags beim Essen stehen. Das ging solange, bis ich einmal schwer krank wurde und unser Hausarzt solche barbarische Abhärtung untersagte. So kam es, daß mir von früh auf alles Militärische zuwider wurde. Ich wollte nicht die militärische Laufbahn, mein Interesse galt der Architektur, aber danach wurde nicht gefragt. Sicher glaubte mein Vater, seinem Jüngsten

etwas besonders Gutes zu tun, als er mir die Equipierung als Fahnenjunker bei den schwarzen Husaren in Langfuhr verschaffte, dessen Oberst damals der deutsche Kronprinz war.“

„Ist der denn auch mit Ihnen ins Feld gezogen?“ unterbrach Zalka den Erzähler.

Seydlitz lächelte. „Das hat er hübsch bleibenlassen, obwohl er uns bei Manövern und Liebesmahlen ständig von unsern kommenden Heldentaten vorschwärmte. Soviel ich weiß, ist bisher auch kein einziger der vielen hundert deutschen Fürsten und Prinzen in diesem Krieg gefallen. Wir schwarze Husaren, die einen Totenkopf an der Tschapka tragen, sollten nach einer Tradition unsres Regiments keinen Pardon geben und auch keinen nehmen. Aber ich war ein schlechter Soldat, habe doch Pardon genommen und damit meine Offiziersehre verspielt. So sagte man mir in den Offiziersgefangenenlagern. Anfangs hat mich das sehr gekränkt, aber inzwischen habe ich gelernt, darüber anders zu denken. Das kam, als ich mich vor anderthalb Jahren freiwillig zur Arbeit meldete, weil ich die Untätigkeit ebensowenig ertragen konnte wie die Arroganz meiner Kameraden. Habe dann alles Mögliche gemacht, war Kutscher, Bäcker, Heizer und Zimmermann. Obwohl ich in meinem Leben noch niemals ernsthaft körperlich gearbeitet hatte, fühlte ich mich in dem neuen Stand sehr wohl. Ich fand, daß Häuserbauen viel mehr Befriedigung schafft als Häuserbrennen und Feldverwüsten. Als dann aber der Befehl der Krenski-Regierung kam, daß alle Kriegsgefangenen wieder einzufangen seien, bin ich auf einer Jenissei-Barke hier heraufgekommen.“

„Und was machen Sie jetzt?“

Über das ernste Gesicht des jungen Mannes huschte ein Lächeln. „Sie werden lachen, jetzt bin ich Knecht auf einem Bauernhof, dessen Besitzer im Felde ist.“

Maté schwieg eine Weile, dann sagte er harmlos: „Was ist hier eigentlich mit den Partisanen los? Es gibt doch welche?“

„Hier im Dorf gehört wohl jeder zweite dazu, in den Wäldern sind es noch mehr. Auch von Ihren Landsleuten sind viele dabei. Gehören Sie etwa auch... Aber nein“, korrigierte er sofort diesen Gedanken, „Sie waren ja Offizier.“

„Was hat das damit zu tun? Sie waren es auch und wurden unter dem Zwang der Verhältnisse Arbeiter. Sie haben viele Ihrer früheren Ansichten revidiert. Warum sollte ein anderer nicht einen Schritt weitergehen, nämlich dorthin, wo die Arbeiter mit der Waffe für ihre Befreiung kämpfen?“

Maté hatte sich in Eifer geredet. Seine blauen Augen blitzten den anderen herausfordernd an. Seydlitz machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Vielleicht haben Sie recht, aber soweit habe ich bisher noch nicht gedacht. Ich bin doch kein richtiger Arbeiter! Allerdings, was unsre sogenannte Zivilisation anbelangt, die hat mich oft gestanden schon von jeher angekotzt und tut es heute mehr als irgendwann früher. Schon als Junge habe ich davon geträumt, einmal als Jäger zusammen mit einem Kameraden irgendwohin in einen einsamen Winkel unserer Erde zu gehen.“

„Sicher haben Sie auch viel Cooper und Karl May gelesen.“

„Das sowieso, aber mein Zivilisationsüberdruß ist hier noch größer geworden. Haben Sie nicht auch gefunden, daß Rußland, vor allem dieses Sibirien, ein ganz wunderbares Land ist? Dieses Volk mit seiner Ursprünglichkeit und Unkompliziertheit! Und was für wunderbare Frauen es hier gibt! Leider ist das riesige Land noch zu dünn besiedelt, seine Reichtümer sind kaum erschlossen. Alles ist noch zu rückständig. Aber ich trage mich mit dem Gedanken, hier zu bleiben, von Grund auf ein neues Leben anzufangen. Sollen mich die daheim ruhig für tot erklären. Von denen weint mir sowieso keiner eine Träne nach.“

„Sie haben durchaus richtig gesehen“, pflichtete Maté bei. „Dieses große Rußland hat eine große Zukunft, seine Menschen sind intelligent, gutmütig und fleißig. Aber das alte System war rückständig, träge, dumm, korrupt und obendrein noch grenzenlos borniert. Es konnte mit den reichen Schätzen des Landes nichts anfangen, unterdrückte das Volk, stemmte sich jedem Fortschritt entgegen, bis es von der Revolution hinweggefegt wurde. Aber jetzt unter der Arbeiter-und-Bauern-Macht wird dieses Land aufblühen und gedeihen! Sehen Sie, weil ich das erkannte, habe ich mich dem Befreiungskampf angeschlossen, bin ich Mitglied der Kommunistischen Partei geworden.“

Seydlitz hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Jetzt fragte er: „Mich würde interessieren, auf welchem Weg Sie zu diesem für einen Angehörigen Ihres Standes doch immerhin nicht alltäglichen Entschluß gelangt sind?“

Zalka war froh, diesem jungen Menschen, der ihm so offen seine seelische Einsamkeit und Zerrissenheit offenbart hatte, helfen zu können. „Wissen Sie, das ist eine lange Geschichte“, sagte er. „Ich will Sie Ihnen gern erzählen, aber hier ist dazu nicht der rechte Ort. Ich habe ohnehin genug geschwitzt.“

„Vielleicht besuchen Sie mich heute abend?“ schlug Seydlitz vor. „Ich wohne in dem Haus mit den blauen Fensterläden, am Südrand des Dorfes. Bei Marfa Petrowna ist es gemütlich, und wir können ungestört plaudern.“

Maté schnalzte mit der Zunge. „Wird gemacht, Kamrad Seydlitz; ich werde kommen.“

Seydlitz hatte nicht zuviel versprochen. Das Haus, in das er seinen neuen Freund geladen hatte, unterschied sich zwar weder in der Bauweise noch in der Einrichtung von den hier üblichen Bauernhäusern: rohgehobelte Balkenwände, der Estrich festgestampfter Lehm, und das unvermeidliche Ofenungetüm mit dem seitlichen Kamin für die Kienspanbeleuchtung – aber der Fußboden war sauber gefegt, und blütenweiß das Tischtuch, das augenscheinlich extra für den erwarteten Gast aufgelegt war. Seydlitz strahlte, daß Zalka Wort gehalten hatte. Auch Marfa Petrowna, eine stattliche Frau Mitte der Vierzig mit einem mütterlich gütigen Gesicht, begrüßte den Ankömmling mit gastfreundlicher Aufmerksamkeit. Sie ließ es sich nicht nehmen, ihm beim Ausziehen des schneebedeckten Pelzes zu helfen, den sie dann vor der Tür ausklopfte.

Seydlitz machte Maté mit einem blutjungen Mädchen bekannt: „Das ist Shenja Iwanowna, eine Nichte der Hausherrin. Sie kommt jeden Abend zum Spinnen herüber, und ich sehe ihr zu. Das könnte ich stundenlang tun.“

„Ich kann auch stundenlang zusehen, wenn andre arbeiten“, stimmte ihm Maté lachend zu. Draußen tobte wieder der sibirische Schneesturm, aber in der Hütte war es mollig warm. Das traumhaft-dämmernde Licht des leise flackernden Kienspans und der würzige Harzgeruch erhöhten das Gefühl behaglicher Geborgenheit.

Natürlich mußte Maté zuerst Tee trinken, ohne den in diesem gastfreundlichen Land kein Besuch möglich ist. Dann setzten sich die Frauen mit ihren Spinnrädern in den Lichtkreis des Kienspans, der den Hintergrund des Raumes völlig im Dunkel ließ. Aus dem Herrgottswinkel in der Ecke glöste das rötliche Auge des Heiligenlämpchens. Ab und zu gespensterten die goldglänzenden Verzierungen der dort hängenden Heiligenbilder im Flackerlicht des Kienspans.

Seydlitz ließ kein Auge von den fleißigen Spinnerinnen; Maté machte es ebenso. Die Hände der Bäuerin waren rauh und verarbeitet, die des jungen Mädchens aber noch fein und schlank. Maté meinte, noch nie etwas so Anmutiges gesehen zu haben. Die Bewegung, mit der Shenja die feinen Flachsfasern zu einem mattschimmernden Faden verzauberte, empfand er harmonisch und schön wie eine Musik, untermalt von dem leisen Schnurren der Spinnräder, zuweilen nur unterbrochen durch scharfe Possaunenstöße, die der Sturm durch den Schornstein blies. Ein Märchen fiel ihm ein, das seine Mutter oft erzählt hatte: Das Märchen von der schönen Müllertochter, die aus Flachs Gold spinnen sollte. Das Gesicht des Mädchens war über die Arbeit gebeugt, Maté hatte es noch gar nicht richtig gesehen. Als sie einmal aufblickte, bemerkte er einen warmen Hauch auf ihren Wangen. Ihr Mund war klein, mit einem niedlichen Stupsnäschen

darüber, reine, von langen Wimpern beschattete Blauaugen und eine hochgewölbte Stirn, auf der sich eine flachsseidige Haarsträhne ringelte, die sich unter dem schneeweißen Kopftuch hervorgestohlen hatte.

„Dieses Mädchen kommt mir vor wie eine leibhaftige Märchenprinzessin“, sagte Maté auf deutsch. „Und ich selbst komme mir auch wie verzaubert vor. Diese Spinnräder, dieses Kienspangeflacker . . . Das alles gibt es doch eigentlich gar nicht mehr, ist längst von der Technik überholt. Gott sei Dank sogar! Aber weiß der Teufel, bei mir weckt es so etwas wie Heimweh.“

„Sie sind wohl ein Dichter?“ sagte Seydlitz. „Ich habe zwar noch niemals Verse gemacht, aber auch mich bringt dieses Kienspangeflacker in eine romantische Stimmung. Er erinnert so sehr an die Vergänglichkeit des Lebens.“

„Shenja Iwanowna“, wandte er sich auf russisch an die junge Spinnerin, „wäre es Ihnen gefällig, uns das hübsche Lied vom Kienspan zu singen?“

Das zarte Gesicht des Mädchens verfärbte sich unter einer Blutwelle. Scheu sah sie erst die Männer, dann die Tante an. Erst als die Tante ermunternd nickte, begann sie, begleitet vom Schnurren des Spinnrades, mit leiser Sopranstimme zu singen.

„Brenne, mein Kienspan, und flackre nieder,
Flackre nieder und verlösche ganz.
So wie du verbrennt ja auch mein Leben,
Flackert nieder und verlöscht einst ohne Glanz.“

„Herrlich haben Sie wieder gesungen! Dank, liebe Shenja, vielen Dank!“ Seydlitz hatte sich erhoben, die Hand der Sängerin ergriffen und sie ehrfurchtsvoll an die Lippen geführt. In seinen Augen schimmerte es feucht.

Das Mädchen zog sich höchst verwirrt in den dunklen Hintergrund zurück. Der Tante schien die Geste des Kavaliers nicht gefallen zu haben, sie machte ein mißbilligendes Gesicht. Maté kniff schelmisch ein Auge zu. Im stillen dachte er: Donnerwetter, hier spinnt sich ja tatsächlich was an. Dieser äußerlich so trockene Deutsche ist ja bis über die Ohren verschossen in das schöne Kind. Und wie sentimental er ist. Was sagt er da? „Ähnlich wie in diesem schlichten Volkslied steht es schon in der Bibel. ‚Der Mensch ist wie eine Blume, die da blüht auf dem Felde, und wenn der Wind darüber geht, kennt man seine Stätte nicht mehr.‘ Ich hatte immer das Gefühl, nicht alt zu werden in meinem Leben, wozu aber auch? Was bleibt denn von uns übrig als ein Häufchen Asche, das der Wind verweht. Wozu leben wir überhaupt, können Sie mir das sagen, Kamerad Zalka?“

Maté mußte erst ein paarmal schlucken, um nicht grob zu werden. Dann bemerkt er trocken: „Sie sollten nicht soviel in den Kienspanrauch blicken,

der vernebelt die Sinne. Wahrscheinlich haben Sie auch zuviel Dostojewski gelesen. Das tut auch nicht gut für einen Menschen, der so wie Sie mit der alten verfaulten Weltanschauung fertig ist, aber noch keine neue und bessere gefunden hat.“

„Haben Sie denn eine gefunden?“ fragte Seydlitz bitter.

„Jawohl, mein Lieber“, rief Maté enthusiastisch. „Ich habe Ihnen ja versprochen, aus meinem Leben zu erzählen. Hören Sie also zu, dann werden Sie auch erfahren, auf welche Weise ich eine bessere Weltanschauung gefunden habe. Soll ich deutsch oder russisch sprechen?“

„Wenn ich bitten darf, deutsch! Denn, wissen Sie, der ungarische Akzent in Ihrem Deutsch hat für mich so etwas Anheimelndes. Er erinnert mich an mein erstes Theatererlebnis: Der Zigeunerbaron! Darin kommt so ein lustiger Bursche vor, der immerzu ‚verfluchter Kerl‘ sagt.“

„Tschupan, der Schweinefürst! Er singt so:

„Ja, das Schreiben und das Lesen ist nie mein Fach gewesen,
Denn schon von Kindesbeinen befaßt ich mich mit Schweinen.
Auch war ich nie ein Dichter, potz Donnerwetter, Paraplü!
Nur immer Schweinezüchter, poetisch war ich nie...“

Der melancholisch gestimmte Eberhard von Seydlitz mußte bei diesem Gesang laut loslachen. Auch die Frauen, die zwar kein Wort verstanden hatten, aber an der Mimik des Sängers sahen, daß es etwas sehr Lustiges war, lachten mit. Maté fuhr fort: „Mein Vater in Ungarn hat auch viele Schweine, und er hält auch nichts vom Dichten. Und ‚Maté, verfluchter Kerl‘ das hat er auch oft zu mir gesagt. Weil nämlich sein Einziger – Gott sei es geklagt – poetisch angehaucht ist. Von mir ist sogar schon mal eine Novelle erschienen. Oh, ich habe meinem guten Alten damit schon sehr viel Kummer gemacht.“ Maté lächelte. Dann begann er zu erzählen.

„Wir sind zu Hause in einem Dorf im Kreis Shatmar an der ungarisch-rumänischen Grenze. Eine schöne Gegend ist das, und fruchtbar! Mais, Weizen und Paprika wird dort angebaut, auch ein vorzüglicher Wein, und herrliches Vieh gedeiht dort. Mein Vater bewirtschaftet ein ererbtes, mittelgroßes Gut. Aber obwohl wir nicht vom Adel sind und das Gut hoch verschuldet ist, sitzt er stolz und chern darauf wie irgendein Magnat. Haben Sie schon mal ein Bild von einem ungarischen Magnaten gesehen? Mächtiger Hängeschnurrbart, niedriger Hut mit breiter Krempe, goldbordürte Jacke, weiße Flanellhosen! Und Reitstiefel an den Füßen, mit denen er breit und fest auf der Erde steht... So einer ist auch mein Erzeuger. Zähe hält er an den Gebräuchen der Väter fest. Neujahr zum Beispiel schlachtet er eigenhändig ein ausgesuchtes Ferkel mit einem silberverzierten Dolch, den ein Ahnherr in der Türkenzeit erbeutet hat. Wegen

seines Patriotismus, seiner Gerechtigkeitsliebe und seiner Gutmütigkeit hat man ihn zum Dorfältesten gewählt. In unsrer Gegend wohnen neben Ungarn auch viele Rumänen, Deutsche, Zigeuner und Juden, aber den ungarischen Kindern wird schon in der Schule eingebleut, daß die Ungarn ein Herrenvolk sind, allen andern Völkern turmhoch überlegen! Nirgends gibt es Soldaten, die tapferer, Frauen, die schöner, Pferde, die edler sind, und auch der ungarische Wein ist der allerbeste auf der Welt! Meine Mutter starb sehr früh, und ich wuchs unter der milden Hand meines Vaters auf wie ein Wildrosenstock. Mit Vorliebe las ich Reisebeschreibungen und Abenteuerhefte, und was ich da gelesen habe, spielte ich dann nach. Kein Zaun war mir zu hoch, kein Fluß zu reißend. Auch war mir kein Junge zu groß, daß ich seine Herausforderung nicht angenommen hätte. Am liebsten tummelte ich mich auf einem ungesattelten Pferd. Mein Vater sah das gern, denn er hatte selbst bei den Husaren gedient und plante, daß ich auch mal in sein früheres Regiment eintreten würde. Als ich mit zehn Jahren in Herrmannstadt aufs Gymnasium kam, geriet ich bald in einen literarischen Schülerzirkel. Wir Ungarn – müssen Sie wissen – sind im Gegensatz zu Tschupan und meinem Alten nämlich ein literarisch sehr interessiertes Volk. In der k. u. k. Monarchie heißt es vom Prager: was schreibt er?, vom Wiener: wie schreibt er?, vom Budapestener: wo schreibt er? Es gelang mir auch, in einem der unzähligen literarischen Blättchen eine belanglose Erzählung zu veröffentlichen, die ich voll Stolz meinem Vater zeigte. Der war aber gar nicht erfreut darüber. Er meinte, davon bekäme man nur schlechte Zensuren, und verbot mir das Dichten. Um seiner Aufsicht und der provinziellen Enge zu entgehen, gab ich vor, Kaufmann werden zu wollen. So kam ich auf ein höheres kaufmännisches Institut nach Wien. Ich war aber ein schlechter Merkurjünger, schwänzte die langweiligen Vorlesungen und Übungen über Soll und Haben, trieb mich stattdessen lieber in den literarischen Cafés herum, wo ich die Bekanntschaft der Bohemiens suchte und auch fand. Mit ihrer Hilfe brachte ich einige neue Erzählungen unter. Als mein Vater davon erfuhr, kam er zornentbrannt nach Wien. Er redete mir ins Gewissen, daß bei diesem Kaffeehaussitzen und Geschichtschreiben nichts Gescheites herauskommen könne. Im übrigen sei ich für das praktische Leben noch zu unreif. Ich sollte erst mal meiner Militärpflicht genügen, danach würde man weiter sehen. So kam es, daß ich schon mit siebzehn Jahren als Einjährig-Freiwilliger in das erwähnte Regiment eintrat, dessen Oberst ein entfernter Verwandter unserer Familie war. Unter großen Opfern hatte mir mein Vater Pferd und Ausrüstung beschafft. – Im Herbst 1914 wäre meine Zeit umgewesen, aber da brach der unselige Krieg aus, und ich ging meiner chauvinistischen Erziehung gemäß mit überschwenglicher Begeisterung ins

Feld. Zuerst nach Serbien, dann an die Karpatenfront, wo die Russen in Ungarn eingebrochen waren. Aber sehr bald sah ich, daß ein Krieg in Wirklichkeit doch etwas ganz anderes ist als der blaue Dunst von Heldentum und Vaterlandsverteidigung, den man uns vorgemacht hatte. Ich sah die Menschen fallen, schreien und sterben. Ich sah das Elend der von der Kriegsmaschine überrollten Zivilbevölkerung. Ich sah die Brutalität der Kriegsführung. Entgegen allem Völkerrecht wurde den Soldaten nicht selten Plünderungsfreiheit gewährt. Die Offiziere gingen mit schlechtem Beispiel voran. Vor allem empörte mich die Art und Weise, mit der die armen Soldaten an ihrer Menage betrogen und obendrein geschunden, gedemütigt und sogar geschlagen wurden. Immer wieder würgte mich die bittre Frage: Warum das alles und wofür? Anfang 1916 kam ich verwundet ins Lazarett nach Kaschau, wo ich meine Gedanken über die Widersinnigkeit und Ungerechtigkeit des Krieges in einer Erzählung niederschreiben begann. Meine eigenen Gedanken legte ich einem einfachen Soldaten namens Janosch unter, einem armen Landarbeiter, der dieses Vaterland verteidigen sollte, von dem ihm kein Zipfelchen gehörte, und dessen Familie daheim in bitterster Not lebte. „Was schreiben Sie denn da so emsig?“ fragte eines Tages der Oberleutnant Dr. Teglas, der im selben Zimmer lag. Wir hatten uns bereits angefreundet und herausgebracht, daß wir ähnliche Ansichten hatten. Teglas war in Zivil Journalist in Wien. Er war Sozialist, aber keiner von der Kumpanei der Adler und Renner, die bei Kriegsausbruch mit fliegenden Fahnen zu den Imperialisten übergelaufen waren. Er klärte mich auf über den Verrat der rechten sozialdemokratischen Führer in Österreich-Ungarn, in Deutschland und in den andern Ländern. Teglas war schon damals fest davon überzeugt, daß der Weltkrieg nur mit einer großen Revolution enden könne, in der das Unterste zuoberst gekehrt werde. Er gab mir heimlich das Kommunistische Manifest und andere revolutionäre Schriften zu lesen, wurde überhaupt mein erster Lehrer dieser neuen Weltanschauung. Ja, ich verdanke ihm viel, dem guten Poldi, der mich auch ständig mahnte, meine Zunge im Zaum zu halten. Dennoch hat er mich damals in eine sehr heikle Situation gebracht. Ich hatte ihm nämlich meinen „Soldaten Janosch“ zu lesen gegeben, für den er sehr anerkennende Worte fand. Als er aus dem Lazarett entlassen wurde, gab ich ihm auf seine Bitte hin das inzwischen fertig gewordene Manuskript mit, völlig ahnungslos, daß es in dieser Zeit irgendwo gedruckt werden könnte. Wir sind uns dann ein halbes Jahr später unter eigenartigen Umständen wieder begegnet: Oberleutnant Dr. Teglas, Fähnrich Zalka und – der Soldat Janosch. Aber zuvor noch ein andres bemerkenswertes Erlebnis. Ich humpelte noch an einem Stock durch die Gegend, als ich eines Abends von einem geschniegelten Etappenhengst im Hauptmannsrank auf der

Straße angebrüllt wurde: ‚Fähnrich, warum grüßen Sie nicht vorschriftsmäßig?‘ – Ich: ‚Sie sehen doch, daß ich verwundet bin!‘ – Er: ‚Gehen Sie noch mal zehn Schritte zurück!‘ – Ich mache wortlos kehrt, gehe aber nicht zurück. Da kommt er hinterher, schreit, daß die Leute stehenbleiben, und kriegt mich am Ärmel. Da packt mich die Wut, ich haue ihm meinen Stock über den Schädel, daß er taumelt. Ich werde arretiert, verhört, ärztlich untersucht und wieder verhört. Die Kopfverletzung von der Karpatenfront wurde meine Rettung. Zurück blieb lediglich eine Duellforderung des Hauptmanns für die Zeit nach Kriegsende. Nun, das kann er gern haben. Wenn wir uns wiedersehen sollten, werde ich ihn noch ganz anders verdreschen.“

Bei den letzten Worten schnalzte Maté übermütig mit der Zunge, und seine Augen blitzten. – „Sie sind in der Tat ein ‚verfluchter Kerl!“, sagte Seydlitz bewundernd.

„Ich war schon wieder bei meinem Regiment im Schützengraben“, erzählte Maté weiter, „als ich eines Tages den Befehl erhielt, mich beim Gerichtsoffizier der Division zu melden. Aha, denke ich, der Etappenhengst will noch Kleingeld raushaben. Als ich nun im Gerichtszimmer vorschriftsmäßig mein Männchen baue, wer sitzt da als Auditor? – Mein guter Teglas-Poldi! Aber mit einer eiskalten Amtsmiene, als hätten wir uns noch niemals gesehen. Mit gleichgültiger Stimme diktiert er dem Schreiber meine Angaben zur Person. Unterdessen hat er aus dem vor ihm liegenden Aktenstück ein gelbes Heft herausgenommen und so hingelegt, daß ich den Titel erkennen kann. Und was lesen da meine entsetzten Augen? ‚Der Soldat Janosch, von Fähnrich Maté Zalka‘. Das hätte ja nun nicht kommen dürfen! – In diesem Augenblick sagt Teglas: ‚Schreiber, holen Sie mir doch mal aus meinem Zimmer das Verordnungsblatt über die Bekämpfung defaitistischer Bestrebungen in der k. u. k. Monarchie!‘ Und, als der Mann hinaus ist, zu mir: ‚Du weißt nichts von der Sache, hast das Heft nie gesehen, irgendein Schurke hat deinen ehrlichen Offiziersnamen mißbraucht, verstanden?‘ – Das gab ich dann auch mit gehöriger Entrüstung zu Protokoll. Der Untersuchungsrichter fügte noch hinzu, daß es ja auch höchst unwahrscheinlich sei, daß ein ungarischer Offizier eine solche den Geist der Armees zersetzende Sudelschrift unter seinem vollen Namen erscheinen ließe, da er sich über die Folgen für seine Person klarsein mußte. Damit war die Sache für mich erledigt. Ich dachte: Verfluchter Kerl, dieser Teglas! Ich wußte nicht, ob ich mich freuen oder aufregen sollte. Als ich meinem Quartier zuschritt, zupfte mich ein Soldat am Mantel. Er überreichte mir ein Billett mit der Adresse von Teglas und der mündlichen Aufforderung, dort am Abend vorzusprechen. Teglas hatte zur Feier unseres Wiedersehens eine Flasche alten Ungarweins aufgetrieben. Zunächst

entschuldigte er sich, daß er ohne mein Wissen die Novelle hatte drucken lassen und mich dadurch in eine so prekäre Lage gebracht hatte. Meinen Vorwürfen begegnete er mit dem Argument, daß er ja die Gerichtssache an sich gebracht habe, daß ich aus der Affäre doch völlig gerechtfertigt hervorgehe. Und, was die Hauptsache sei, die Schrift habe Wirkung erreicht, eben weil ein Offizier sie verfaßt hat. Zum Schluß fielen wir uns gerührt um den Hals. – Bald darauf avancierte ich zum Leutnant. Im Juli 1916 wurden unsre Stellungen bei der großen Brussilowoffensive in breiter Front aufgerollt. Bei Luzk erhielt ich den Befehl, mit meiner stark zusammengeschmolzenen Eskadron den Rückzug zu decken. Bis zum letzten Mann, hieß es. Ich glaube, ich bin auch der letzte Mann, der übriggeblieben ist. Mit elf Schuß-, Bajonett- und Säbelwunden geriet ich in Gefangenschaft. Aber Unkraut vergeht nicht. Die Chirurgen flickten mich wieder so zusammen, daß ich kürzlich sogar Attacke reiten konnte.“

„Jetzt schneiden Sie aber auf, Sie meinen, Sie hätten schon wieder Attacke reiten können“, warf Seydlitz dazwischen.

„Nein, Sie haben ganz richtig gehört, ich bin schon wieder geritten! Und zwar als Kommandeur eines roten Reiterregiments am Amur. Ja, da schaun S', gelt? Wie kann ein erklärter Kriegsgegner freiwillig wieder zu den Waffen greifen, noch dazu auf der Seite der Bolschewisten, was?“

„Ja, Kamerad Zalka, das müssen Sie mir erklären“, rief Seydlitz.

„Wissen Sie, das ist eine Geschichte, für die es heute abend wohl zu spät sein dürfte. Die Frauen, die kein Wort verstehen, langweilen sich. Tante Marfa hat schon ein paarmal gegähnt. Also nichts für ungut: Bis morgen!“

Die imperialistischen Großmächte – England, Frankreich, die USA und Japan – hatten alle Anstrengungen gemacht, das wankende System der sogenannten „sibirischen Regentschaft des Admirals Koltschak“ zu stützen. Die Stäbe wimmelten von ihren militärischen Beratern, und die Schienen der eingleisigen Magistrale stöhnten unter dem bis zum Äußersten gesteigerten Zugverkehr. Wochenlang waren Güterzüge von Wladiwostok aus schwerbeladen mit Waffen, Munition und Ausrüstung jeglicher Art in Richtung Westen gerollt, dazwischen die Transportzüge der eilig ausgebildeten Truppen; in umgekehrter Richtung fuhren die Züge meist leer, um neue Nahrung für den gefräßigen Moloch Krieg zu holen. Jetzt, nachdem die Uralfront gefallen war und die roten Armeen unter Frunse und Kubyschew sich im unaufhaltsamen Vormarsch befanden, hatte sich das Bild gewandelt. Die Züge aus dem Westen waren überfüllt mit Verwundeten, Flüchtlingen und mehr oder minder demoralisierten Truppen. Alles strömte in wachsender Nervosität dem rettenden japanischen Meer entgegen, das allerdings noch zweitausend Kilometer entfernt lag.

Die Eisenbahner der Station Siminskaja sahen voller Erbitterung, daß viele der von ihnen abgefertigten Züge von arroganten ausländischen Offizieren, deren Dämchen und umfangreichem Gepäck belegt waren. Zwischen durch kamen immer wieder Transporte der tschechischen Legion, die offensichtlich als erste aus der Kampflinie zurückgezogen wurde. Die Legionäre waren mit warmen englischen Monturen ausgestattet und sahen im Gegensatz zu den russischen Truppen auch wohlgenährt und gepflegt aus. Einer dieser Züge, der auf einem Nebengleis eingefahren war, fiel durch seine Zusammenstellung besonders auf. Vornweg liefen wegen der Minengefahr drei Loren, auf denen Winden und anderes Bauwerkzeug lagen. Auf dem Tender der rückwärts gekoppelten Lokomotive drohte schußbereit ein Maschinengewehr. Es folgten ein mit Soldaten besetzter Personenwagen und dahinter elf plombierte Güterwagen, auf deren Dächern in gewissen Abständen ebenfalls Soldaten hockten. Den Schluß machte ein Salonwagen, dessen Fenstergardinen dicht geschlossen waren. Der Zug mußte eine besonders wertvolle Fracht enthalten, denn auf jeder Seite gingen, das Gewehr schußbereit unterm Arm, sechs Posten auf und ab.

Verwundert betrachtete der Lokomotivführer eines eben auf dem Hauptgleis einfahrenden Schneepfluges den so streng bewachten Zug. „Die Ratten verlassen das sinkende Schiff, wie? Was diese Hundesöhne wohl wieder alles in ihren Wagen wegschleppen!“ sagte er zu dem finster dreinblickenden Stationsvorsteher, der ihm den Fahrbefehl hinaufreichte.

„Was wird's schon sein? Sprengstoff und Munition. Wenn sie nur erst wieder damit fort wären.“

„Warum halten sie denn auf dem Nebengleis?“

„Achschaden, muß geschweißt werden, ist aber kein Sauerstoff da. Eine Draisine holt welchen aus Rusk. Daß dauert mindestens bis morgen abend, ehe die weiter können.“

Der berußte Heizer, der hinter dem Lokführer stand, puffte seinen Kollegen in die Seite. „Was meinst du, Gregor Wassilewitsch?“

„Ja“, sagte der Lokführer gedankenvoll, „ein Zug mit Munition, das wäre was für gewisse Leute in der Taiga.“

„Aber wie könnte man das machen?“ überlegte der Heizer. Plötzlich schlug er sich vor den Kopf. „Wir werden dem alten Uskow am Streckenhaus 4683 eine Meldung runterwerfen. Vielleicht klappt's.“

Als sich der Zug zwei Stunden später dem Streckenhaus näherte, nahm der Lokführer Dampf weg und gab ein lang hallendes Pfeifsignal. Der Streckenwärter sah schon von weitem, daß aus dem Führerstand mit einem Gegenstand gewinkt wurde. Unweit von ihm fiel ein in Zeitungspapier gewickeltes Stück Kohle in den Schnee. In dem Paket fand Uskow einen

Zettel. Nur mühsam gelang es ihm, die ungelenken Schriftzeichen zu entziffern. Dann aber malte sich freudiges Erstaunen auf seinem Gesicht. „Schwarzer Teufel, das kommt ja wie gerufen“, murmelte er in seinen Bart und rannte keuchend vor Anstrengung zu seiner Hütte. Schon vor der Tür rief er aufgeregt: „Pawel, Pawel! Ist der Pawel noch da?“ Erleichtert atmete er auf, als er den Kleinen am Fenster sitzen sah, mit dem Schnitzen eines Taiga-Adlers beschäftigt.

„Hör zu, Söhnchen! Ein Auftrag! Lauf sofort ins Dorf zu Onkel Timofjew Alexejewitsch. Er soll dir den Braunen geben! Damit reitest du so schnell du kannst nach Tscheljabelsk und überbringst Maté Zalka diesen Zettel, der eben von einer Lok abgeworfen wurde. Daß du ihn mir nicht verlierst! Da stehen äußerst wichtige Nachrichten drauf! Und grüße den Maté von mir!“

„Wird gemacht, Väterchen, in zwei Stunden bin ich dort“, sagte Pawel und schlüpfte eifrig in seine Filzstiefel.

Tscheljabelsk war ein unscheinbares Dorf, nur etwa zwanzig Werst von der Magistrale entfernt. Eben seiner Lage wegen war es von Maté Zalka zum Ausgangspunkt der ersten, gegen die Bahn gerichteten Aktion ausersehen worden. Der Appell mit den Unterführern hatte klar ergeben, woran es den hiesigen Partisanen bisher mangelte: An aktiver Betätigung, an Waffen und an Munition! Diesem Mangel abzuhelfen, war das Ziel der Operation. Züge sollten zum Entgleisen gebracht werden, damit man Waffen erbeuten konnte. Gleichzeitig würde auf diese Weise der Bahnverkehr für einige Zeit unterbrochen werden. „Schade, daß wir kein Dynamit haben“, hatte Maté gesagt. Jetzt, als er aus der Hand des kleinen Kuriers die Meldung vom Heranrollen eines ganzen Munitionszuges erhielt, fiel er Pawel vor Freude fast um den Hals. „Diese Prise werden wir uns kapern, dann soll es hier herum bald krachen, daß die Taiga wackelt“, sagte er grimmig.

Gewissenhaft sprach er mit seinen Leuten alle Einzelheiten der Aktion durch. Auf Vorschlag ortskundiger Partisanen wurde ein tiefer Gelände-einschnitt kurz vor einer kleinen Brücke gewählt, dort sollte der Zug durch ein Flaggensignal zum Halten gebracht werden. In blitzschnellem Angriff von beiden Böschungen aus mußte dann die Besatzung unschädlich gemacht werden. Dabei kam es darauf an, mit der Schußwaffe sehr vorsichtig umzugehen, wollte man nicht mitsamt dem Munitionszug in die Luft fliegen. Es hing also alles von der Disziplin und dem Elan der Angreifer ab. Die achtundzwanzig Mann, die für den Überfall zur Verfügung standen, waren in der Mehrzahl gediente Frontsoldaten. Vier Landsleute Zalkas waren unter ihnen, auch zwei Tschechen und ein Österreicher. Alle hatten einen Überschuß an aufgespeichertem Tatendrang. Hinzu kam, daß fast

jeder von ihnen irgendeine Privatrechnung mit den Weißen zu begleichen hatte.

Den eingegangenen Informationen nach war der Zug nicht vor Sonnenaufgang des nächsten Morgens zu erwarten. Der Kommandeur ordnete daher den Aufbruch für Mitternacht an: Bis dahin sollten Männer und Pferde sich vorbereiten und ausruhen.

Maté selbst hatte sich eben auf den warmen Ofenplatz zurückgezogen, den ihm der Bauer bereitwillig eingeräumt hatte, als Pawel, der ihm seit ihrem gemeinsamen Wolfsabenteuer nur selten von der Seite gewichen war, die Tür aufriß. „Genosse Zalka, Genosse Zalka“, rief er aufgeregt.

„Was gibt's, Pawluschka, du sollst doch schlafen“, schimpfte Maté vom Ofen herunter.

„Wir haben Verstärkung bekommen.“ Der Kleine grinste. Dabei deutete er auf eine hohe Gestalt im Schafspelz mit darübergeschnalltem Säbel, die hinter Pawel den Raum betreten hatte. Als der Mann den Baschlik zurückschlug, lächelte das Gesicht Eberhard von Seydlitz' hervor. Die Hacken zusammenschlagend und salutierend meldete er in forschem Kasernenhifton: „Leutnant Eberhard von Seydlitz meldet sich zur Stelle!“

„Servus Seydlitz . . . Ja, wo kommens denn Sie daher?“ Verwundert kam Zalka vom Ofen herunter.

„Bitte um Aufnahme in den Partisanentrupp Leutnant Zalkas!“ kam es dienstlich zurück.

„Darf ich auch fragen, woher dieser plötzliche Gesinnungsumschwung kommt? Sie wollten doch nicht in der Revolution kämpfen.“

Seydlitz schnallte den Säbel ab und warf den Pelz auf eine Bank. Dann begann er, sein Kinn massierend, mit stockender Stimme zu erzählen. Was er sagte, war nichts anderes als die Beichte eines unglücklich Verliebten. Maté hatte schon etwas Ähnliches vermutet, warum sollten es auch nicht die Augen der hübschen Shenja gewesen sein, die Seydlitz davon abgehalten hatten, sich den Partisanen anzuschließen. Bisher hatte der Deutsche zu dem jungen Mädchen den gehörigen Abstand gehalten, aber am Tag nach Matés Abzug hatte er sich endlich ein Herz gefaßt und bei der Tante angefragt, ob er es wohl wagen dürfe, sich ihre Nichte zur Frau zu erbitten. Marfa Petrowna war jedoch klüger als dieser liebestrunzene Germanski. Sie setzte ihm auseinander, warum er sich das aus dem Kopf schlagen müsse. Erstens – das schien der Hauptgrund zu sein – gehöre er doch nicht der rechtgläubigen Kirche an! Zweitens: Wovon wolle er eine Frau ernähren, da er doch keine Desjatine eigenes Land besitze? Außerdem aber und überhaupt: Der Krieg gehe jetzt ja zu Ende, und sie könne sich nicht denken, daß er als ehemaliger deutscher Offizier ewig in den sibirischen Wäldern bleiben wollte. Shenja mit nach Deutschland zu neh-

men, würden aber weder Shenjas Eltern noch sie, die Tante, erlauben. Also werde er sie bestimmt eines Tages schmachlich verlassen! Zum Schluß hatte sie ihm ziemlich eindeutig zu verstehen gegeben, daß es für beide Teile am besten sei, wenn er so bald wie möglich aus dem Dorf verschwände.

„Wie Sie sehen“, fuhr Seydlitz fort, „habe ich ihren Rat befolgt, aber leicht ist es mir nicht geworden. Ob Sie es glauben oder nicht: Dieses Mädchen war die erste Liebe in meinem Leben. Und sie liebte mich auch. Aber das ist nun abgetan, denn unglücklich wollte ich sie nicht machen. Marfa Petrowna war darüber so erfreut, daß sie mir einen alten Klepper gab und diesen alten japanischen Säbel, den ihr Vater aus dem Russisch-Japanischen Krieg mitgebracht hat. Beim Abschied besprengte sie mich noch mit Weihwasser und segnete mich mit einem großen Heiligenbild. Shenja gab mir das hier als Amulett.“

Maté betrachtete lächelnd das silberne Kreuzchen, das Seydlitz zusammen mit der Erkennungsmarke hervorgezogen hatte. Dann sagte er mit gutmütigem Spott: „Mit soviel himmlischem Segen kann Ihnen eigentlich gar nichts passieren! Aber Sie haben recht getan!“ Er klopfte Seydlitz ermutigend auf die Schulter. „Und was die Herzenswunde anbetrifft, das verheilt mit der Zeit. Aber haben Sie sich auch ernsthaft überlegt, was Sie jetzt tun wollen? Revolutionären Kampf kann man nicht ohne Überzeugung führen, und unser Partisanenkrieg ist alles andere als ein Zuckerlecken.“

„Für mich gibt es kein Zurück mehr“, antwortete Seydlitz mit fester Stimme.

„Nun gut, ich stelle Sie noch heute nacht unsern Genossen als Mitkämpfer vor. Aber nur unter einer Bedingung!“

„Bitte zu befehlen!“

„Daß wir fortan Freunde sind und du zueinander sagen!“

Maté bemerkte voller Rührung, wie sich die melancholischen Augen des anderen weiteten und daß es um seine Lippen zuckte. Mit belegter Stimme sagte Seydlitz: „Ich habe in meinem Leben noch niemals einen richtigen Freund gehabt, bin immer einsam gewesen. Sie wissen gar nicht, wie glücklich Sie mich machen...“ Und dann, nach einer Pause: „Maté, du verfluchter Kerl!“ Er umarmte den Freund und tauschte mit ihm den Bruderkuß. Maté drückte ihn, daß beiden die Rippen krachten. Dann rief er glücklich: „Eberhard, auch verfluchter Kerl!“

„Wenn du noch nicht zu müde bist, möchte ich dich um die Fortsetzung deiner Lebensgeschichte bitten“, sagte Seydlitz zu Zalka, als sie sich auf dem Ofen niedergelegt hatten.

„Das kannst du gern haben“, antwortete Zalka. „Von der Verwundung hatte ich dir erzählt? Gut. Als ich leidlich genesen war, kam ich mit einem Gefangenentransport in das Lager Krasnoreschens, im äußersten Osten, am Amur. Wie es in diesen Gefangenelagern mit den dunklen, halb in die Erde eingelassenen Baracken aussieht, brauche ich dir ja nicht zu erzählen. Immerhin hatten wir Offiziere es noch weitaus besser als die armen Soldaten, die trotz unzureichender Kleidung und Ernährung auch bei bitterster Kälte hinaus zum Raboten mußten. Die Menschen starben wie die Fliegen. Fast jeden Tag hängten sich auch welche auf, einige wurden wahnsinnig. Mich plagte vor allem die erzwungene Untätigkeit, kaum weniger aber das arrogante Wesen der lieben Kameraden. Gegen Weihnachten verbreitete sich das Gerücht, daß für uns ein Liebesgabentransport des schwedischen Roten Kreuzes unterwegs sei. Das wirkte wie ein Stern in der Finsternis. Als der Transport wirklich eintraf, gab es überall frohe Gesichter. Elsa Brandström, so hieß die Dame, die den Transport begleitete, hatte helle Tränen in den Augen, als sie in den Wohnhöhlen das Elend der ausgemergelten, von Läusen und allen möglichen Krankheiten geplagten Menschen sah. Wir nannten sie nur den guten Engel, denn was brachte sie nicht alles mit! Chinesische Wattejacken, warme Decken, Unterwäsche, Schokolade, Seife, Tabak und auch stärkenden Wein für die Darmkranken! Alles wurde in eine Barake gebracht, wo eine Gruppe anderer Offiziere die Verteilung vornahm. Aber sie machten das wie an der Front bei der Verteilung der Menage und der Liebesgaben. Die Offiziere bekamen je nach Rang eine oder auch mehrere Wattejacken, Wäschegarnituren usw. Der Wein und die andern guten Sachen blieben ebenfalls an ihren Pfoten kleben. Die armen Honveds wurden mit Läusepulver, Unterhaltungsspielen und einem Paket Knaster abgefrühstückt! Da fiel mir mein Soldat Janosch ein, und wutentbrannt lief ich zum Obmann der Betrüger, einem Obersten und Grafen Esterházy. Ich brüllte, daß die warmen Sachen in erster Linie den Soldaten der Außendienste zuständen! Daß der Wein ausschließlich für die Kranken bestimmt sei! Und daß auch die andern guten Sachen gerecht verteilt werden müßten! Schließlich seien wir doch alle Söhne desselben ungarischen Vaterlandes, die hier im Unglück ehrlich zueinander sein müßten! Aber damit kam ich bei meinen hochgeborenen Herren Kameraden falsch an. Sie dachten: Dieser Bursch erhebt nur Einspruch, weil er für sich selbst noch mehr herauschlagen will, gut, stopfen wir ihm das Maul mit einer doppelten Ration! Ich aber ging zu den Soldaten in den Baracken und erzählte, wie man sie betrog. Jetzt gab es einen Sturm. Die empörten Männer drangen in die Offiziersbaracke ein, deren Insassen sich nur durch schleunige Flucht vor den Soldatenfäusten retten konnten. Die alarmierte Wache mußte erst eine Salve in die Luft schießen,

ehe wieder Ruhe eintrat. Ich wurde als Anstifter der Meuterei verhaftet und vom Kriegsgericht zu fünf Jahren Turma verurteilt. Von den eigentlichen Ursachen, die zu den Unruhen geführt hatten, wollten die Richter nichts hören, weil sie nämlich moralisch genauso verlumpt waren wie ihre Standesgenossen von der andern Seite. – In strenger Einzelhaft hatte ich genügend Zeit, über die Seelenverwandtschaft der herrschenden Klassen hüben und drüben nachzudenken. Gleichzeitig überdachte ich aber auch mein eigenes Leben, und ich fand es sinnlos und falsch. Wenn ich mich nachts schlaflos auf meiner Pritsche wälzte, war mir immer, als läge neben mir mein Freund Teglas und erklärte mir: Dieser Krieg dient nur dem Zweck, die Kapitalisten noch reicher, mächtiger und übermütiger zu machen, die breiten Volksmassen aber noch ärmer, noch rechtloser und noch demütiger; er kann nur beendet werden, wenn eines Tages die Massen die Gefolgschaft verweigern. – Nun gut, sagte ich mir, du hast ja schon damit angefangen und mußt nun dafür leiden. Aber wenn ich mal wieder in die Heimat zurückkomme, werde ich mit Wort und Schrift dafür kämpfen, daß niemand mehr eine Waffe anrührt und mit den Kriegen für alle Zeit Schluß ist! Dann kam der Tag, den ich nie vergessen werde. Plötzlich war überall Lärm und Geschrei: am Tor, auf dem Hof, in allen Fluren des Gefängnisses. Meine Zelle wurde aufgeschlossen, vor mir standen russische Soldaten mit roten Armbinden. Zu meinem Erstaunen begrüßten sie mich in meiner Muttersprache. Ich wußte nicht, wie mir geschah, als sie mich auf ihren Schultern auf den Hof trugen, wo mich eine große Menschenmenge mit Eljen- und Urra-Rufen begrüßte. Von der Oktoberrevolution hatte ich gehört, wenn auch kaum mehr als unbestimmte Gerüchte. Nun war sie bis zum Fernen Osten vorgedrungen und öffnete auch die Gefangenenlager. Scharenweise hatten sich die Plenjis der Revolution angeschlossen, darunter besonders viele Ungarn.“

„Wie kommt es, daß so viele Ungarn der Roten Armee beitraten?“ warf Seydlitz ein.

„Weil die meisten ungarischen Soldaten ebenso rechtlose und blutarme Teufel sind wie die russischen Muschiks, die ungarischen Magnaten und Kapitalisten aber genauso verkommen wie die des Zarenreiches“, antwortete Maté. „Unsre Jungen waren klug genug, zu wissen, daß um ihre Befreiung auch hier gekämpft wird. Wenn sie nach Hause kommen, werden sie auch dort aufräumen. Sie suchten einen Führer, da erinnerten sie sich an den ‚verfluchten Kerl‘, der sich damals ihrer Rechte angenommen hatte und baten mich, sie anzuführen. Jetzt kam ich mit meinem pazifistischen Gewissen in argen Konflikt. Aber konnte, durfte ich meine Landsleute, die so vertrauensvoll zu mir aufblickten, im Stich lassen? Meine letzten Skrupel wurde ich los, als ich wenige Tage später hoch zu Roß an

der Spitze meines aus ehemaligen Kriegsgefangenen und Russen gebildeten internationalen Reiterregiments beim Maimeting paradierte. Ich sah, daß jedes Gesicht dieser Menge – Arbeiter, Bauern und Soldaten, Frauen, Greise und Kinder – von der Not gezeichnet war. Ich sah aber auch die gläubig zu uns aufstrahlenden Augen der Menschen in der zerlumpten Kleidung, und ein großes Mitleid mit der ganzen zerquälten Menschheit überströmte mein Herz. Zum erstenmal hörte ich die mitreißenden Klänge: Wacht auf, Verdammte dieser Erde... Mir war, als sei ich aus einem langen Schlaf aufgewacht, als wäre die Mauer, die bisher zwischen meinem Sein und meinem Bewußtsein gelegen hatte, jäh von hellen Trompetenstößen durchbrochen. Der Redner, ein alter, in der Katorga ergrauter Revolutionär, sprach vom Friedensangebot Lenins, An Alle!, und wie die Imperialisten darauf reagiert hatten. Die Deutschen waren tief in das durch die vorzeitige Demobilisierung wehrlos gewordene Land gestoßen, um es völlig zu zerstückeln. Aber auch die Verbündeten von gestern kamen aus allen Himmelsrichtungen, um der enteigneten russischen Bourgeoisie zu helfen, die alte, fluchwürdige, kapitalistische Unordnung wieder herzustellen. Von Wladiwostok her waren die Japaner in Sibirien eingefallen, wo der weißgardistische Admiral Kolschak ein wahres Schreckensregiment errichtet hatte. Englische Montur, französische Posamenten, japanischer Tabak, sibirisches Regiment – so spottete das Volk. Angesichts dieser Lage hatten die Volkskommissare zur Bildung einer roten Volksarmee aufgerufen. Jetzt gelte es nicht mehr, fremde Länder zu erobern, sondern die gewonnenen Freiheiten zu verteidigen und den Frieden zu erzwingen. Auch in Deutschland, in Österreich und in Ungarn hatten sich schon die Völker erhoben, bald würden auch die andern kapitalistischen Länder folgen. Als der Genosse zum Schluß ein Hoch auf die Weltrevolution ausbrachte, da flog mir wie von selbst der Säbel aus der Scheide, um dieser Idee zu salutieren. Mir war es heiliger Ernst! Als ich wieder ein Pferd zwischen den Schenkeln und einen Säbel an der Seite hatte, erwachte in mir das ungarische Draufgängerblut, das ich wohl von meinem Vater geerbt habe. Meine berittene Brigade wurde schnell bekannt bei Weißen wie Japanern. Bald waren wir rechts von ihnen, bald links, bald tauchten wir in ihrem Rücken auf. Rote Teufel nannten sie uns. Auf meinen Kopf wurde ein hoher Preis gesetzt. Schließlich kam für mich der schwarze Tag. Ich geriet mit einer Erkundungsabteilung in einen Hinterhalt der Weißen, kam unter mein Pferd zu liegen, das sie mir abgeschossen hatten, und wurde mit vierzehn am Leben gebliebenen Genossen gefangen. Gefangene Rotarmisten erhielten niemals Pardon. Wir standen schon am Rand der von uns selbst ausgehobenen Grube, in die wir hineingeschossen werden sollten, da rief plötzlich ein Starschi: „Halt, das ist doch der rote Hundesohn

Maté Zalka! Für den gibt es 50 000 Rubel!“ Trotz meines Sträubens wurde ich von den Kameraden weggerissen, die unter dem Ruf „Es lebe die Weltrevolution!“ zusammensanken. Ich bedauerte, nicht mit ihnen gestorben zu sein, denn ich wußte, daß mir ein noch schlimmerer Tod bevorstand. Deshalb setzte ich auch meine harmloseste Miene auf, sagte, ich sähe dem Zalka nur ähnlich, heiße in Wirklichkeit Bela Janosch und wollte ebenfalls erschossen werden. „Das wirst du noch früh genug erleben, erst wollen wir unsere Belohnung kassieren“, sagten sie. Man brachte mich unter starker Bewachung fort. Wie ich hörte, wollte man mich zum Stab Koltshaks nach Omsk schicken.“

Hier machte der Erzähler eine Pause. „Und wie wurdest du gerettet?“ fragte Seydlitz voller Ungeduld.

„Du wirst es kaum glauben, Eberhard, meine Rettung verdanke ich den Amerikanern!“

Seydlitz machte ein verwundertes Gesicht. „Das mußt du mir aber mal genauer erklären, Maté!“

„Nun, das kam so: Im Zug sperrte man mich in einen Abtritt, dessen Fenster mit Stacheldraht vernagelt war. Vor der Tür stand ein Posten. Der ganze Wagen war voller Soldaten für die Front. Zu essen bekam ich nichts als ein Stück Brot und etwas Tee, während die Soldaten gierig amerikanische Fleischkonserven verschlangen. Das aber war mein Glück, denn das Cornedbeef von den Kriegsgewinnlern aus USA war verdorben. Ein großes Kotzen begann. Bald reichte der Abtritt am andern Ende des Wagens nicht mehr aus. Ich wurde auf den Gang geschoben, wo sich schon alles mit grünlichen Gesichtern vor Schmerzen wand. Einige lagen schon völlig teilnahmslos am Boden. Um mich kümmerte sich keiner mehr. Da dachte ich: Servus, ihr Brüder und Gott befohlen! Als der Zug mal wieder vor einer Tunneleinfahrt hielt, machte ich mich heimlich, still und leise davon. Zum Glück stieß ich auf Eisenbahner, die mich hierher brachten. Na, und nun bin ich hier und fange den Krieg hinter der Front an. Die Weißen sollen bald wieder von ‚verfluchter Kerl Maté‘ hören!“

Seydlitz hatte mit offenem Munde zugehört. Dieser Mann neben ihm hatte seine furchtbaren Erlebnisse so leichthin, sogar humorvoll wiedergegeben, als handele es sich um die einfachste, ja um die lustigste Sache der Welt. „Du bist wirklich ein ganz verfluchter Kerl, Maté“, stieß er voller Verwunderung aus.

Der geheimnisvolle Transportzug mit der tschechischen Bedeckung rollte weiter gen Osten, wo sich eben der Sonnenball über Berg und Wald erhob. Er fuhr wegen der Partisanengefahr in diesem Gebiet mit nur dreißig Kilometern Geschwindigkeit. Die Soldaten auf dem Tender und auf den

Waggondächern spähten aufmerksam umher. Erleichtert atmeten sie jedesmal auf, wenn wieder ein von dichtem Wald beengter Hohlweg passiert war. Aus dem hinter der Lokomotive laufenden Personenwagen ertönte, von Harmonikaklängen begleitet, ein wehmütiges Volkslied von der Sehnsucht nach der schönen Moldau.

In dem mahagonigetäfelten Salon, der die Hälfte des am Schluß laufenden Luxuswagens ausmachte – der andre Teil wurde von den Schlafkabinen eingenommen – deckte ein Offiziersbursche den Frühstückstisch. Zwei Offiziere in eleganten englischen Uniformen saßen sich in weichen Sesseln gegenüber. Der ältere, ein rundlicher Fünfziger mit glattrasiertem, rotgeädertem Gesicht und spiegelnder Glatze ließ seine wäßrigen Schweinsäuglein zufrieden über die zumeist in Büchsen aufgetragenen Delikatessen schweifen. Genießerisch biß er in die geröstete Weißbrotscheibe, die er dick mit Butter bestrichen und mit einer mächtigen Schicht graukörnigen Kaviars bepackt hatte. Sein Gegenüber – er konnte kaum fünfundzwanzig sein, mit einem hübschen, aber auffallend blassen Knabengesicht und dunkelumschatteten Augen – rührte gedankenverloren in seinem Teeglas.

„Sie essen ja wieder nicht, was ist mit Ihnen los, sind Sie krank?“ fragte der Dicke. Der junge Offizier rührte schweigend weiter. Der andere wurde energisch: „Antworten Sie, Leutnant, wenn Ihr Oberst Sie fragt!“ Jetzt erst gab sich der Leutnant einen Ruck und antwortete mit leiser Stimme: „Herr Oberst werden mich auslachen, aber seitdem wir in diesem Zug sind, ist mir so unheimlich. Ich finde kaum Schlaf, träume schreckliches Zeug. Und auch am Tage bin ich voller Unruhe. Wir fahren doch immer weiter von der Heimat fort.“

Der Oberst lachte. „Natürlich, weil uns die Roten nicht nach Westen durchlassen, machen wir in östlicher Richtung eine Reise um die ganze Erde herum. Ist doch auch ganz schön. Dauert zwar ein paar Wochen länger, aber einmal kommen wir auch so nach Prag.“

„Ich frage mich nur, ob es nicht einen besseren Weg gegeben hätte“, sagte der Leutnant. „Ich meine, wenn wir nicht mit den Weißen gegangen wären?“

Dem Oberst blieb vor Staunen der Bissen im Halse stecken. Dann fragte er spitz: „Wollten Sie etwa mit den verdammten Bolschews gehen?“

„Sie mißverstehen mich, Herr Oberst! Ich meine, ob wir uns nicht aus diesem schrecklichen Bürgerkrieg heraushalten konnten?“

Der Oberst goß ein Glas französischen Kognaks hinunter, ehe er antwortete. „Das, mein Lieber, ist eine politische Frage. Sie sind noch zu jung, das zu verstehen. Gut, ich will es Ihnen erklären. Warum haben wir gefangene Tschechen denn unsre Legion gegründet? Weil wir auch einen kämpferischen Beitrag für die Befreiung unsres Volkes vom Habsburger

Joch leisten wollten. Und was kam dabei heraus? Die freie tschechische Republik unter Masaryk, anerkannt und geschützt von allen Staaten der großen Allianz! Und die Alliierten haben uns dabei geholfen, helfen uns auch hier! Sehen Sie sich doch unsre Uniformen und Waffen an! Oder diesen leckeren Frühstückstisch: außer Kaviar alles made in USA! Aber wir dürfen nicht nur nehmen, wir haben auch Verpflichtungen gegenüber den Alliierten, zu denen logischerweise auch das alte Rußland gehört. Und das repräsentiert nicht dieser Lenin, sondern Koltschak, Wrangel und Denikin. Klarer Fall, oder...?“

Der Leutnant ließ den Blick sinnend durch das breite Abteillfenster wandern, hinter dem ein weiteres Mal die schwarzen Schatten der dichtbewaldeten Steilhänge eines Hohlweges vorbei zogen. Dann sagte er mit Mißmut: „Das stimmt schon, aber ich sehe nur, daß Koltschak jetzt dauernd zurück muß. An den anderen Fronten ist es ähnlich. Unsre Legion wird abtransportiert, auf Befehl des alliierten Oberkommandos. Also gibt man die ganze Aktion verloren, weil die Roten die Überhand gewonnen haben.“

„Na, wenn schon.“ Der Oberst lachte, auf beiden Backen kauend. „Strategie, mein Lieber! Wir machen die Klappe von außen dicht, lassen die Roten im eigenen Fett schmoren. Was meinen Sie, wie lange die sich halten können, ausgehungert, ausgeblutet, ohne Industrie, ohne Intelligenz, ohne Geld und Kredit? In spätestens einem halben Jahr ist der ganze Bolschewistenspuk vorbei! Also weg mit den dummen Grübeleien. Kommen Sie, trinken wir ein Glas guten Madeira auf die glückliche Heimkehr!“ Er füllte zwei Wassergläser mit dem dunklen Wein. Gehorsam wollte ihm der Leutnant Bescheid tun. In diesem Augenblick schrie die Lokomotive ängstlich auf. Ein scharfer Bremsruck erschütterte den ganzen Zug. Den Offizieren schwappte der Wein über die Brust, Flaschen, Gläser und Büchsen rollten scheppernd über den Teppich.

Der Unteroffizier, der die umgekehrte Lok führte, hatte den mit der roten Signalfolge winkenden Mann zwischen den Geleisen zuerst erspäht. Einen tschechischen Fluch ausstoßend, nahm er sofort Dampf weg und gab das Warnsignal. Fast gleichzeitig schlug der Heizer den Hebel der Luftdruckbremse herunter. Das Krachen der aufeinanderprallenden Puffer widerhallte im Hohlweg minutenlang wie Kanonendonner. Dann stand der Zug, eingehüllt in winterliche Stille, in der nur das taktmäßige Röcheln der Überdruckventile der Maschine zu hören war.

„Zum Teufel, was ist denn los?“ rief der Maschinist, der sich weit aus dem Führerstand herausgebeugt hatte und die Hände als Sprachrohr benutzte. Der Mann da vorn, etwa fünfzig Schritte entfernt, rief etwas Un-

verständliches und wies mit der Flagge in Fahrtrichtung. Die Soldaten auf dem Tender fingerten nervös an ihrem MG. An den Fenstern des Personenwagens erschienen verstörte Gesichter. Plötzlich begann es von den Hängen her zu knallen. Die Männer auf der Lokomotive, dem Tender und den Dächern klappten wie Zielscheiben in einer Schießbude zusammen. Hinter den zersplitternden Scheiben des Personenwagens erhob sich ein fürchterliches Geschrei. Einige Soldaten sprangen in panischer Angst aus dem Wagen, wurden aber wenig später von den Reitern niedergemacht, die plötzlich, wild die Säbel schwingend, an beiden Seiten des Zuges entlangpreschten. Von den Hängen herunter stürzten mit schußbereiten Gewehren andere Partisanen. Die Überraschung war so vollkommen, daß keiner der Weißen auch nur einen Schuß abzugeben vermochte. In wenigen Minuten war alles vorbei.

Maté lief, so schnell es die hohen Schneewehen erlaubten, nach hinten, wo eben einige tote Tschechen aus dem Salonwagen geworfen wurden. Über die Leichen hinweg schwang er sich die Stufen hinauf. Die entscherte Nagan in der Rechten, blieb er im Vorraum stehen und schrie in den Korridor hinein: „Raus hier, wer noch drin ist! Der Zug wird gleich in die Luft gesprengt!“

Eine der Abteiltüren öffnete sich. Eine klägliche Stimme flehte: „Bitte nicht schießen! Hier sind unbewaffnete Zivilisten, haben mit den Soldaten nichts zu tun!“

Mit erhobenen Händen und schreckensbleichen Gesichtern erschienen zwei gutbürgerlich gekleidete Männer. Dem einen, der einen goldenen Zwicker trug, rannen dicke Angsttränen in den wohlgepflegten Vollbart.

„Was haben denn Sie in einem Munitionszug der weißgardistischen Kanaillen zu suchen?“

„Verzeihen Sie, das ist doch kein Munitionszug“, stotterte der Mann mit dem Vollbart. „Das ist ein Transport der russischen Staatsbank – elf Milliarden Gold, gemünzt und in Barren, die nach Amerika gebracht werden sollen. Wir beide sind Direktoren der Staatsbank. Wenn Sie es nicht glauben und uns gestatten, die Hände herunter zu nehmen, will ich Ihnen gern die Begleitpapiere zeigen.“

Maté blieb vor Überraschung der Atem weg, er mußte sich einen Augenblick an die Wand lehnen. Da war ihm also statt der erhofften Handgranaten und Minen der ganze russische Staatsschatz in die Hände gefallen! Sollte er sich freuen oder ärgern? Aber Maté Zalka war schon zu tief von der marxistischen Idee durchdrungen, als daß er nicht sofort erkannt hätte, welche weltgeschichtliche Verantwortung hier plötzlich in seine jungen Hände geraten war. Gelang den Imperialisten dieser Raub, wurde dem jungen Rätestaat eine schwere Wunde geschlagen, an der er vielleicht

sogar verbluten konnte. Hier mußte schnell und überlegt gehandelt werden.

Die beiden Beamten sperrte er unter strengstem Schweigegebot wieder in ihr Abteil. Den Posten, die er davor aufstellte, sagte er: „Das sind hohe Tiere, wertvolle Geiseln, hütet sie gut, Genossen!“ Dann stürzte er zur Spitze des Zuges, von wo schon die Axtschläge erschollen, mit denen die Partisanen einen Waggon aufbrechen wollten.

Maté lief es eiskalt über den Rücken. Wie ein Blitz durchzuckte ihn die Erinnerung an eine Abenteuergeschichte aus seiner Schulzeit: Fünf Goldgräber, die einen Millionenfund gemacht hatten, brachten sich, vom Goldrausch befallen, gegenseitig um. Der letzte verhungerte inmitten seines Schatzes in der Wüste. Im Geist sah Maté ein furchtbares Bild: Die Schlitten, die zum Abtransport der Sprengstoffe bereitgestellt waren, mit schwerer Goldlast überladen, steckengeblieben im Schnee der Taiga. Und daneben verhungert und erfroren die „glücklichen Millionäre“.

Die Männer prallten erschrocken zurück, als er wie ein Schneesturm zwischen sie fuhr. „Halt, Genossen! Die Wagen sind vermint!“ Auf allen Gesichtern drückte sich Enttäuschung aus. Einer sagte: „Dann müssen wir den Zug an Ort und Stelle in die Luft sprengen. Machen wir unter dem Wagen einfach ein Feuerchen an!“

„Das wäre doch jammerschade um die schöne Beute, ich weiß etwas Besseres“, sagte Maté mit geheimnisvollem Augenzwinkern. „Ganz in der Nähe gibt es eine einsame Stichbahn in die Taiga. Dort werden wir den Zug solange verstecken, bis wir einen sachkundigen Sappeur gefunden haben, der uns die Wagentüren öffnet. Ist einer unter uns, der was vom Lokomotivfahren versteht?“

Die Partisanen blickten einander ratlos an, krauten sich verlegen hinter den Ohren. Da trat Seydlitz vor. „Wenn kein Besserer da ist, kann ja ich das machen. Schließlich bin ich einige Monate als Heizer gefahren.“

Maté schlug ihm beglückt auf die Schulter. Die Partisanen machten sich eifrig an die Arbeit. Die herumliegenden Leichen und Gegenstände wurden gesammelt und teils auf Schlitten, teils auf die Loren geladen. Die Lokomotive begann wieder schwarze Rauchwolken auszustoßen. Der Himmel hatte sich inzwischen mit düsteren Wolken bezogen. Maté war zur Kontrolle noch einmal die Zugfront entlanggelaufen. Zufrieden stellte er fest, daß nichts liegengeblieben war. Nur die vielen Fußspuren und die schlecht mit Schnee zugedeckten Blutflecken bereiteten ihm Sorge. Um so größer war seine Freude, als ihm bei seiner Rückkehr zur Lokomotive die ersten Schneeschauer ins Gesicht peitschten.

„Sogar der Himmel meint es gut mit uns“, rief er fröhlich, als er die Stufen zum Führerstand der Lok emporkletterte.

„Kann es losgehen?“ fragte Seydlitz.

„Gib deinem Dampfproß die Zügel frei“, antwortete Maté, und piff auf zwei Fingern wie ein übermütiger Junge. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Eine Viertelstunde später hatte der Schnee auch die letzten Spuren der Tragödie in der Taiga verweht.

„dringend – stop – wo steckt zug 9638 stop – oberst hulatschek sofort melden stop – ataman semjonow abschnitt transbaikal“

Dieses Telegramm tickte in Viertelstundenabschnitten aus allen Morseapparaten an der Magistrale zwischen Burgussa und Irkutsk. Denselben Inhalt hatten auch die aufgeregten Gespräche, die unaufhörlich über die Telefonleitungen liefen. Ungeachtet der bekannten Tatsache, daß bei der veralteten Anlage alle Zwischenstationen mithören konnten, ließen die Gesprächspartner ihren Gefühlen freien Lauf. Da wurde befohlen, geschnauzt, gedroht und geflucht, nicht nur auf russisch, sondern auch auf englisch und tschechisch. Jedermann konnte so erfahren, daß hohe und höchste Dienststellen der sibirischen Regentschaft und ihrer ausländischen Verbündeten sich gegenseitig beschuldigten, einen wichtigen Zug verschoben zu haben.

„Hol euch alle der Teufel“, lachte Maté Zalka, der in einem einsamen Streckenhäuschen mit diabolischer Freude diesen Streit der weißgardistischen Gauner mithörte. Der Zug, um den es ging, stand längst wohlverborgen und tiefeingeschnitten in der dichten Taiga. Niemand außer Maté und den beiden schweigsamen Beamten, die schicksalergeben in ihrem Abteil die Zeit mit Schachspielen totschlugen, ahnte auch nur, daß die Güterwagen etwas anderes als Sprengstoff enthielten – natürlich von denen abgesehen, die sich jetzt ärgerten. Jetzt kam alles darauf an, dieses Geheimnis so lange zu wahren, bis die Rote Armee aus dem Westen heran war. Deshalb war die schon an sich kaum noch erkennbare Stichbahnschneise durch quergestürzte Bäume und, auf natürliche Weise, durch die letzten Schneefälle gut getarnt worden. Zehn zuverlässige Partisanen waren zur Bewachung zurückgeblieben. Die übrigen hatte Maté Zalka gegen die entfernte Heerstraße hin verlegt, auf der die geschlagenen Weißgardisten in großer Hast zum Baikalsee zurückwichen. Die berittenen Partisanen mit ihren auf Schlitten montierten Maschinengewehren stießen bald hier, bald dort aus dem Hinterhalt hervor, brachten selbst größere Abteilungen in Verwirrung, fügten ihnen starke Verluste zu, und waren ebenso schnell wieder verschwunden. Durch Zulauf aus den Reihen der Bevölkerung und der Deserteure vergrößerte sich die Abteilung von Tag zu Tag. Besondere Kommandos sorgten dafür, daß die Zahl der Wracks von entgleisten und ausgebrannten Eisenbahnzügen neben der Bahnstrecke ständig zunahm. Die Panik bei den Weißen wuchs.

Unruhvolle Wochen vergingen. Eines Abends – die von Maté selbst geführte Gruppe hatte eben, von den Bauern freudig begrüßt, ein größeres Dorf besetzt – hörten sie zum erstenmal den Kanonendonner der heranahenden Front. Die Partisanen fielen sich und den herumstehenden Dorfbewohnern vor Freude um den Hals. Man begann zu singen und nach einer Harmonika zu tanzen. Alle staunten und klatschten begeistert in die Hände, als auch der junge Kommandeur in den Ring sprang und einen feurigen Csárdás hinlegte. Sie ahnten ja nicht, daß dieser einen ganz besonderen Grund zur Freude hatte.

Am anderen Morgen begrüßten sie mit donnerndem Hurra die ersten graugrünen Spitzhelme mit dem roten fünfzackigen Stern. Ein besonderer Glücksumstand: General Frunse, der Oberkommandierende, mit seinem Stab lag in einem nur zehn Werst entfernten Sägewerk. Es war einer jener für Sibirien typischen schönen Frostage, die das Leben im Winter dort so angenehm machen: Sonnig, windstill und trocken. Maté Zalka, im Bewußtsein, der Erfüllung einer selbstgestellten großen Aufgabe ganz nahe zu sein, hatte das Gefühl, noch nie in seinem Leben einen so herrlichen Tag erlebt zu haben. Er konnte nicht anders, er mußte seinem übertollen Herzen durch Gesang Luft machen. An der Spitze seiner Kämpfer reitend, begann er zu singen:

„He, du Knüppelchen, du grünes! He.
Und will es nicht von selber gehen;
wir helfen, wir helfen!“

Kräftig fielen die Partisanen ein. Singend ritten sie in den weiträumigen Hof des Anwesens, freudig begrüßt von den Rotarmisten, die gerade ihre in langen Reihen angebundenen Pferde fütterten. Eine Fernsprechabteilung zog eben Leitungen in das Hauptgebäude. In der Mitte des Hofes rauchte eine Feldküche, daneben wurden von einem Wagen herab runde Brote ausgeteilt. Matés Soldatenherz schlug höher bei diesem Anblick. Das war die Armee der Revolution, sein Zuhause. Ein wenig beklommen war ihm allerdings zumute, als ihn eine Ordonnanz zum Genossen General befahl.

Der Oberkommandierende saß mit einem halben Dutzend seiner Mitarbeiter an einem mit Karten bedeckten Tisch. Beim Eintritt des jungen Partisanenführers erhob er sich. In strammer Haltung meldete Maté: „Genosse General: Maté Zalka, ehemals Leutnant der k. u. k. Armee und Kriegsgefangener, jetzt Kommandeur von rund fünfhundert Jenissei-Partisanen mit achtunddreißig Säbeln zur Stelle!“

Frunse, der ihn um einen ganzen Kopf überragte, dankte durch Handanlegen an die Mütze. Er blickte Zalka einige Sekunden lang in die vor Eifer und Glück strahlenden Augen, dann streckte er ihm die Hand hin

und sagte: „Genosse Zalka, seien Sie herzlich willkommen! Ich habe viel von Ihnen gehört. Ohne die Unterstützung durch Ihre tapferen Partisanen wären wir nicht so schnell vorangekommen. – Leider gibt es nicht nur Erfolge. Durch Ihr Gebiet hat das weiße Gesindel unser Gold verschleppt. Wir sind zu spät gekommen.“

Maté setzte sein unschuldiges Schalksgesicht auf. „Nun, ein bißchen von dem Gold habe ich auf die Seite gelegt!“ – Und dann erzählte er den erstaunt aufhorchenden Männern von dem Goldschatz in der Taiga, der zum Abtransport bereitstand.

Es dauerte eine Weile, ehe die Zuhörer das Gehörte ganz begriffen, dann aber brachen sie in lauten Jubel aus. Maté wurde reihum gedrückt und umarmt, daß ihm die Luft ausging. Ein Imbiß und Wodka wurde gebracht, er mußte sich stärken und immer neue Fragen beantworten. Jemand brachte ein Hoch auf ihn aus, kurzum, der ganze Stab war vor Freude fast aus dem Häuschen. Als er etwas später den Hof betrat, wurde er von kräftigen Soldatenfäusten wohl ein dutzendmal hoch in die Luft geworfen. General Frunse sagte: „Was Sie, Genosse Zalka, für die Sowjetmacht getan haben, wiegt ein halbes Dutzend gewonnener Schlachten auf. Wie wird sich Genosse Lenin freuen.“

Der Staatsbankdirektor Victor Arkadjew und sein Gehilfe Gregor Lebedinski hatten sich nach Überwindung des ersten Schocks, den der Partisanenüberfall bei ihnen ausgelöst hatte, in das Unvermeidliche gefügt. Sie waren Gefangene, aber sie hatten keinen Grund zu klagen, erhielten sie doch dieselben Rationen wie ihre Wachmannschaften, die in ihnen wertvolle Geiseln, in dem Goldzug aber nach wie vor einen gefährlichen Munitionstransport sahen. Sie brauchten auch nicht zu frieren, ihr Abteil wurde von demselben Ofen erwärmt, der vom Vorraum des Salonwagens aus mit seiner Dampfleitung die Räume beheizte, in denen sich die Partisanen einquartiert hatten.

Quälend allein war die tödliche Langeweile. Schachpartien sind dagegen die beste Medizin, fand Lebedinski. Arkadjew aber, der Beamte, der nach dem Überfall die Verhandlung mit den Partisanen geführt hatte, vermochte seine Unruhe nicht zu zügeln. Er spielte schlecht, verlor fortgesetzt, und immer endete es damit, daß er sich weigerte, weiterzuspielen. Ganz anders der sanguinische Lebedinski, der mit seinem scharfprofilierten, glattrasierten Gesicht und den weißen Haaren und Augenbrauen eher den Eindruck eines Philosophieprofessors als eines Bankbeamten machte. Immer wieder gelang es ihm, den verzagten Kollegen zu einem Spiel zu überreden. „Das ist das beste Mittel gegen Haftpsychose“, pflegte er zu sagen. Auch an diesem Morgen hatte er es wieder einmal geschafft. „Unser

zweihundertvierzigstes Spiel“, rief er, auf die endlosen Strichreihen an der Wand deutend.

Etwa zwanzig Minuten lang wanderten die Figuren über das Schachfeld, das auf dem Klapp Tisch am Fenster vorgezeichnet war. Dann rief Lebedinski: „Schach dem König, Victor Nicolajewitsch, so leid es mir auch tut!“

Der Besiegte lächelte hilflos in seinen Bart. „Dabei sah es eben noch so aus, als könnte ich diesmal ein Remis erzwingen. Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, Gregor Wissarowitsch, schmeißen Sie diese ekelhaften Figuren zum Fenster 'raus.“

„Aus dem Fenster!“ fuhr ihn Lebedinski an. „Diese elfenbeingeschnitzten Figuren, ein Hochzeitsgeschenk meines Schwiegervaters, wegschmeißen, als ob es welche aus Brotresten wären, wie die Gefangenen in der Schlüsselburg sie sich mal geknetet haben sollen? Sie sollten sich nicht so gehen lassen, mein Lieber. Vielleicht gestatten Sie, daß ich Sie mal auf einen Grundfehler Ihrer Schachtechnik aufmerksam mache? Sie verlassen sich bei der Verteidigung ihrer Türme und des Königs zu sehr auf die Offiziere, unterschätzen aber die Rolle der Bauern. Übrigens der gleiche Fehler, den Kerenski, Admiral Koltschak und all die anderen in unserer Politik machen. Dachten ja auch, mit ihren Offiziersregimentern den Zarenthron zu retten. Aber der schlaue Lenin hat sie doch alle matt gesetzt; ist es nicht so?“

„Ja, Sie mögen recht haben“, kam es nach einer Weile düster zurück. Und dann, nach längerem Schweigen: „Was glauben Sie, werden wir jemals unsere Lieben wiedersehen?“

Lebedinski wurde eifrig. „Warum nicht? Ja, wenn sie uns gleich erschossen hätten, aber so? Die haben doch mit uns noch etwas vor. Schließlich brauchen sie im Kreml auch Fachleute, die ihnen das Gold stapeln und verwalten. Oder glauben Sie, die Volkskommissare werden sich die Beute untereinander teilen?“

„Möchten Sie etwa den Bolschewisten dienen?“ brauste Arkadjew auf.

„Möchten Sie lieber erschossen werden? – Aha, Sie schweigen, also gefällt Ihnen diese Alternative auch nicht. Ich will Ihnen mal etwas im Vertrauen sagen: Die ganze Sache mit dem Staatsschatz war von Anfang an faul. Am wenigsten gefiel mir, daß das Gold nach Amerika sollte. Von den habgierigen Yankees hätten wir auch nicht ein Goldstück zurückgekliebt.“

„Wenn man Sie so hört, könnte man Sie fast für einen Bolschewisten halten“, fauchte Arkadjew.

„Ich bin kein Roter und kein Yankeeeknecht, ich bin Russe“, antwortete Lebedinski nicht minder gereizt. Ein heftiger Zusammenstoß schien unvermeidlich. In diesem Augenblick hörten sie draußen auf dem Gang

heftiges Stiefelgetrappel und aufgeregtes Durcheinanderrufen. Etwas Außergewöhnliches mußte geschehen sein; die Beamten waren blaß geworden. Lebedinski lauschte, das Ohr an die Tür gepreßt. „Ich glaube, die Rote Armee ist da“, sagte er.

„Dann mögen uns alle Heiligen beistehen“, flüsterte Arkadjew und bekreuzigte sich ein um das andere Mal.

Die Tür schlug auf, und vor ihnen stand derselbe junge Partisan im Schafspelz, dem sie ihre Gefangenschaft verdankten, diesmal allerdings, ohne mit dem Revolver zu drohen, und ohne den grimmigen Gesichtsausdruck, der ihnen damals hatte die Knie weich werden lassen. Er grüßte lächelnd und erkundigte sich nach dem Befinden der Herren. Dann forderte er sie auf, die Transportpapiere zu nehmen, um sie General Frunse zu übergeben.

Der Salon war erfüllt von strahlendem Sonnenschein. Aber auch der General und seine Begleiter hatten strahlende Gesichter, als Maté Zalka sich vor ihnen in strammer Haltung aufbaute und meldete: „Genosse General, zwei Beamte der Staatsbank mit elf Milliarden Gold zwecks Übergabe an die Sowjetmacht zur Stelle!“

Das war eine so außergewöhnliche Meldung, daß Frunse und die Genossen des Stabes in ein fröhliches Gelächter ausbrachen, das auch die aufgeregt flatternden Herzen der beiden Staatsbankdirektoren mit neuer Hoffnung erfüllte. Der General sah nur flüchtig in die unter tiefen Verbeugungen überreichte Saffianledermappe. Dann sagte er mit fester Stimme: „Nehmen Sie zur Kenntnis, daß ich im Namen des revolutionären Kriegsrats den russischen Staatsschatz zu treuen Händen übernommen habe. Wir werden darüber ein Protokoll aufsetzen, das alle Anwesenden zu unterzeichnen haben. Sie, meine Herren, werden den Transport dorthin begleiten, wo er nach Fug und Recht hingehört: nach Moskau. Ist das klar, oder haben Sie Fragen?“

Die beiden Beamten verbeugten sich abermals tief. Lebedinski strahlte, Arkadjew sagte tiefbewegt: „Wir danken Euer Exellenz von ganzem Herzen. Ich hätte allerdings eine Frage, wenn Sie gestatten?“

„Exellenzen gibt es im Sowjetstaat nicht; aber fragen Sie.“

„Was wird man mit uns in Moskau machen? Verzeihen Sie, aber ich habe Frau und Kinder.“

Frunse biß sich spöttisch auf die Lippen, Maté und die andern grinsten. Die beiden Beamten glaubten ihren Ohren nicht zu trauen, als sie den General sagen hörten: „Dann grüßen Sie Ihre Frau und Ihre Kinder recht schön vom General Frunse und auch von diesem Mann hier.“ Er schlug Maté Zalka auf die Schulter. „Dem haben Sie es nämlich zu verdanken, daß Sie nicht ins Ausland verschleppt wurden.“

Während Pioniere dabei waren, den eingeschneiten und eingerosteten Goldzug wieder auf die Magistrale zu bringen, knatterten Funksprüche über das ganze Sowjetterritorium: „Goldschatz wieder in unserem Besitz!“ Alles geriet außer sich vor Freude. Von Lenin kam ein Glückwunschtelegramm an Maté Zalka, mit der Einladung, auf schnellstem Wege nach Moskau zu kommen.

In Omsk bestieg Maté ein Flugzeug. Im Kreml wurde er von allen in der Stadt anwesenden Volkskommissaren und den höheren Partei- und Armeeführern feierlich empfangen. Lenin umarmte und küßte ihn strahlenden Gesichts, verlieh ihm den Orden des Roten Banners und überreichte ihm einen Ehrensäbel. Maté wußte zuletzt nicht mehr, ob er wache oder träume. Bei der anschließenden großen Festtafel mußte er zur Rechten Wladimir Iljitschs sitzen, der den ersten Toast auf den Helden Zalka ausbrachte. Lächelnd wandte sich Lenin an Maté. „Wissen Sie, Genosse Zalka, was Karl Marx einmal vom Geld sagte: Im Kommunismus werden wir unsre Bedürfnisanstalten mit Gold auslegen. Denn tatsächlich ist Gold eines der nutzlosesten Metalle. Aber noch sind wir nicht soweit, noch tanzt die kapitalistische Welt um das Goldene Kalb! Wenn sie uns auch hassen und verachten, für Gold werden sie uns alle Maschinen und Ausrüstungen verkaufen, die wir für den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaftsordnung brauchen. Und das ist zu einem nicht geringen Teil Ihr Verdienst. Überlegen Sie sich bitte, wie wir Ihnen danken können. Vielleicht wollen Sie etwas Gold als Finderlohn?“ Mit listig zusammengekniffenen Augen hatte Lenin diese Frage gestellt.

Maté schüttelte energisch den Kopf. „Was soll ich mit dem verdammt Mammon? Wenn ich Sie bitten darf, Wladimir Iljitsch, geben Sie mir ein Regiment gegen die polnischen Pans!“

Wenige Wochen später ging Maté Zalka als General einer Kavallerie-Division in die Ukraine. In kühnem Umfassungsangriff befreite er Charkow von der polnischen Besetzung. Dafür erhielt er ein zweites Mal den Orden des Rotbanners. Später nahm er an der Eroberung der von Wrangel besetzten Krim teil. Hierbei verlor er zu seinem großen Schmerz seinen im Bürgerkrieg gewonnenen Freund und Kampfgenossen Eberhard von Seydlitz.

Inzwischen waren auch an allen anderen Fronten die Weißgardisten vernichtet und die Interventen vom Boden Sowjetrußlands verjagt worden. Endlich kehrte Friede in das aus tausend Wunden blutende Land ein. Die Völker des Sowjetlandes gingen daran, nach Lenins Plan eine neue, die menschenwürdigste Gesellschaftsordnung zu errichten.

Für Maté Zalka war endlich die Zeit gekommen, die literarischen Träume seiner Jugend zu verwirklichen. Gern vertauschte er die Waffe des

Soldaten mit der Waffe des Geistes. Aus dem berühmten General des Bürgerkrieges wurde ein berühmter Schriftsteller. Eines seiner bedeutendsten Werke ist der auch in der Deutschen Demokratischen Republik erschienene, teilweise autobiographische Kriegsroman „Doberdö“.

Ungeachtet aller ihm zuteil gewordenen Ehrungen und Auszeichnungen blieb Maté Zalka ein bescheidener Mensch, ein Revolutionär, der an sich selbst die höchsten Anforderungen stellte. In der Podsossenski-Pereulok, einem engen Gäßchen des alten Moskaus, baute er sich in einer ehemaligen Schmiede mit eigener Hand eine bescheidene Wohnung aus. Dort wohnte ich einmal eine ganze Woche. Über seinem Schreibtisch sah ich Säbel und Karabiner hängen. „Ja“, sagte er, und seine Augen blitzten feurig auf, „solange noch irgendwo in der Welt Kanonen den Aufbau des Sozialismus-Kommunismus bedrohen, darf man die Waffen nicht zu weit weglegen.“ – Als Erster Sekretär der Literaturorganisation der sowjetischen Armee und Flotte blieb er eng mit den Verteidigern seiner neuen Heimat verbunden.

Der Leser wird es längst erraten haben: Der Held der vorliegenden Erzählung ist kein Phantasieprodukt. Dieser Maté Zalka hat gelebt, und der Erzähler hatte das große Glück, ihn Freund nennen zu dürfen. Schon bei meinem ersten Besuch der Sowjetunion, im Frühjahr 1929, lernte ich Maté Zalka als einen umsichtigen und zuverlässigen Genossen kennen, als er nämlich die erste deutsche Schriftstellerdelegation als „Reisemarschall“ betreute. Durch seine stets zu Scherz und Frohsinn aufgelegte Laune gewann er unser aller Herz im Sturm. Auf einer nächtlichen Eisenbahnfahrt in der Ukraine hat er uns aus seinem abenteuerlich anmutenden Leben erzählt. Hans Marchwiza und Hans Lorbeer waren auch dabei. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß er viel einfacher berichtete, als ich es ihn hier, „in verdichteter Form“, seinem Kampfgenossen von Seydlitz erzählen lasse; dieser aber ist ebenso historisch wie der Oberleutnant Dr. Teglas.

Als wir das letztmal auseinander gingen – es war im Sommer 1931 – sagte ich zu ihm: „Auf Wiedersehen, Maté, verfluchter Kerl, im roten Berlin!“ – Und er darauf lachend in seiner übermütigen Art: „Auf Wiederkühen, Karl, verfluchter Kerl, wenn ich auf einem weißen Schimmel durchs Brandenburger Tor einreite!“

„Dann wirst du aber bei mir wohnen!“

„Wird gemacht, Karluscha, aber nicht lange. Weißt du, ich habe Sehnsucht nach meiner Heimat und meinem alten Vater. Er klagte mir brieflich, daß ihm die Rumänen soviel Land weggenommen haben. Ich schrieb ihm: tröste dich, Vater, um so weniger wirst du los, wenn wir uns erst mal wieder in den Armen liegen werden.“ – Das war Maté Zalka, wie er lebte und lebte!

Während ich dies schreibe, blickt von der Wand her sein vertrautes Bild auf mich herab. Fast scheint es, als ob er mit einem Augenblinzeln mir zuraunt: „Karl, verfluchter Kerl, mache nicht soviel Wesen um verfluchter Kerl Maté!“ – Unter dem Bild hängt unter Glas gerahmt ein Dokument, das mich unter der Nummer 322 als Mitglied der „LOKAF“ ausweist, unterzeichnet vom Sekretär Maté Zalka.

Maté Zalka hat seine heißgeliebte Heimat nicht wieder erblickt, und auch wir haben uns niemals wiedergesehen. Seinem obersten Grundsatz gemäß: „Stets bereit“, vertauschte er, als der räuberische Faschismus das spanische Volk überfiel, abermals die Feder mit der Waffe. Ähnlich wie seinerzeit im Fernen Osten, wurde er unter dem angenommenen Namen „General Lukács“ wieder zum Schrecken der in- und ausländischen Feinde des sich tapfer wehrenden spanischen Volkes. Bei Guadalajara führte er die Zweite Internationale Brigade zu unsterblichem Ruhm. Eine faschistische Granate setzte am 12. Juni 1937 bei Huesca seinem Heldenleben ein Ende.

Das Denkmal, das ihm seine Mitkämpfer in Barcelona errichteten, haben die Franco-Faschisten zerstört. Aber nicht zerstören konnten sie das unsichtbare Denkmal, das ihm das noch immer um seine Befreiung kämpfende spanische Proletariat und mit ihm die Antifaschisten der ganzen Welt errichtet haben. Diese Worte stehen darauf: Dem Helden, General Maté Zalka-Lukács.

KASTANIEN AUS KARLOVY VARY

Zwei kleine Hände,
in denen warm
der brauen Schalenmantel
lag,
so fand ich sie,
holzweiße Nuß,
verschloßne Freude
im Oktobertag.

Sechs Jahre alt
war Jaroslaw,
als er das Sonnennierchen
mir gereicht,
den zähen Kern
aus Elfenbein
in dunkler Glanzhaut,
windgebleicht.

Zwei warme Hände
sind bei mir,
in die ich leg die schöne Stadt
die kleine,
den Blättertunnel
der Allee, und braune
Sommersteine.

KLEINES DORF IN DER TATRA

Harzbrösel du,
das in der Wiese klebt,
Tröpfchen am Stein
aus Honig und Wein.

Aus Hölzern gespannt,
umgoldet von Kien,
blühen die Fenster
ultramarin.

Dringt durch die Scheiben
im Schritt und im Wort:
Lang ist im Walde
der Grauwolf verdorrt.

DIE BANK ÜBER DEM DORFE

Als im Föhn der Pappschnee schmolz,
taute auf die Vogelkehle,
wurden zum Fagott die Pfähle,
stiegen Herzen aus dem Holz.

Höher stieg die Liebesinsel:
alte Bank im Wetterschlag;
und sie steigt im Frühlingstag
unter meinem Malerpinsel.

Hab die Farben vorgelebt.
Laßt sie glühen, laßt sie brennen . . .
auch die stumpfen müßt ihr kennen,
um die der fahle Herbst entschwebt.

BLÄTTER

Seltsame Vögel des Herbstes,
die tanzenden
oktoberroten Blätter
aus den Kastanien.

Wie papierene Blumen
fallen sie
auf die weichen Wellengewänder
der Flüsse,
und aus dem Rinnstein
scheucht sie der Besenstrich
in den frostigen November,
bis an den Flug der Schneeflocke.

Dort, in der Eisdrift
des Dezembermondes,
brüten sie noch schwarzäugig
in den Perlmutternestern
aus Nebel und Sonne.

WINTERABEND AM DORFTEICH

Seit Tagen ist der Wellenschlag
Des Sees im Winterwind erstarrt.

Der Vollmond – lächelnd – schläft im Eis.
Die Uferweide – schläfrig – knarrt.

Allein das Schilf, es ist noch wach.
Ganz leise flüstert es, ganz leis,

Was es beim Schlittschuhlaufen sah,
Was es vom Kinderlachen weiß.

N A C H T

Wie eine Apfelscheibe leuchtet
Der Halbmond auf die graue Stadt.

Nur hier und da ein Haus – schon schläfrig –
Das noch ein helles Fenster hat.

Im Hallenviereck der Fabrik
Ein Lampenmeer, ein Lichtgewimmel.

Und drüber malt ein Essenfinger
Des Tages Siege an den Himmel.

NACHT ZUM ZWEITEN MAI AUF DEM ROTEN PLATZ

Die Nacht hängt überm Kremlturm.
Der Rote Platz ist menschenleer.

Auf seiner Kehrmaschine fährt
Der Straßenkehrer hin und her.

Da sieht er eine rote Nelke
Im Kegel einer Lampe blühn.

Er nimmt sie – lächelt – so als säh er
Noch mal den Tag vorüberziehn.

Moskau 1959

Günter Kunert

DER MENSCH IST FREI GEBOREN

So schrieb der Dichter, ohne uns zu sagen,
Ob dieser freie Mensch auch eine Mutter hat.
Ist eine da, so müssen wir schon fragen:
War sie nun hungrig oder war sie satt?

Denn war sie satt und lag auf Seidenkissen,
Weil Vater an der Börse wirkte oder bei der Polizei,
Dann stimmen wir dem Dichter zu mit ruhigem Gewissen:
Der Mensch ist frei geboren, frei, frei, frei!

DER KULI MIT DEN BUNTEN SCHATTEN

Im Frühsommer 1948 sympathisieren bereits fünfundneunzig Prozent der Schanghaier Bevölkerung mit den Kommunisten. Aber noch wütet der weiße Terror. Polizeipräsident Lo Schu-ping hat vor 21 Jahren in Wien studiert und, unter dem Eindruck der von Johann Schober herbeigeführten blutigen Juli-Ereignisse, den Kuomintang Parteinamen Schober-Lo angenommen. Sein eigener Koch steht in Verbindung mit den Kommunisten, warnt sie vor geplanten Verhaftungen und berichtet ihnen, was er bei einer Abendgesellschaft des Polizeipräsidenten, während er ausländische Speisen servierte, vom Unterrichtspräsidenten Tan Bo und anderen Gästen erlauscht hat.

Während Ah-fu bei Schober-Lo das Backhendl serviert hatte, war im Lehrerwohnhaus der Tungdschi-Mittelschule die junge Mathematikerin Wee Ming-yün bei der Geschichtsprofessorin Kung Huee-hsin eingetreten. Da sie Yen Bin-hsing und Wu Ah-fu erst nach acht erwarteten, hatten sie, wie Ming-yün mit einem komischen Seufzer erklärte, endlich einmal Zeit für einen Schwatz über persönliche, allzu persönliche Dinge.

„Du hast bei der letzten Sitzung etwas angedeutet, was mich schrecklich neugierig macht“, begann die grübenwangige Mathematikerin.

Huee-hsin schwieg.

„Ich verlange von dir mit vollem Recht eine Lösung dieser Gleichungen mit einem schönen Unbekannten, du aber schweigst.“

„Einer jungen Frau und Mutter mit einem glücklich geordneten Privatleben kann man nicht so leicht gestehen, daß man seit mehr als zwei Jahrzehnten eine Chimäre liebt.“

„Hat diese Chimäre wenigstens Namen und Adresse?“

„Keine Adresse. Ich weiß nur, daß er 1940 aus dem Ausland zurückgekehrt ist.“

„Vielleicht ist er sogar in Schanghai?“

„Vielleicht. Ich habe keine Zeit nachzuforschen, es wäre auch zwecklos.“

„Also jetzt erzähle hübsch der Reihe nach, wie es sich für eine Geschichtsprofessorin schickt.“

„Gut, ich erzähle chronologisch. – Unsere Kung-Sippe ist sehr groß und umfaßt alle Gesellschaftsschichten von der ersten bis zur letzten. Ich ent-

stamme, wie du weißt, der vorletzten. Im Herbst 1925 bekam ich in Peking durch Lu Hsüns Hilfe ein Stipendium für die Mädchenoberschule.“

„Lu Hsün war wohl einer eurer Lehrer?“

„Und zugleich Ministerialrat, aber nicht mehr lange. Die korrupte Kriegsherrenregierung ließ die japanischen Imperialisten schalten und walten. Im zweiten Semester begann an unserer Schule eine patriotische Protestbewegung. Tagsüber lernten wir und abends diskutierten wir. Einmal führte unsere Mitschülerin Hsü Guang-ping, die spätere Frau Lu Hsüns, die gute akademische Verbindungen hatte, uns zu einer Diskussion der Peking-Universität. Da stand auf dem Podium . . .“

„ . . . ein Jüngling, schön wie der goldene Sonnenhahn.“

„Nicht gerade schön, aber mit hoher Stirn und schwärmerischem Mund, und belesen wie der Gott der literarischen Prüfungen. Und außerdem war er mein entfernter Vetter, und seine Familie war ein Beamten- und Großindustriellenzweig unserer Kung-Sippe, mächtig, prächtig und niederträchtig.“

„Jetzt wird die Sache kompliziert.“

„Er hielt einen Vortrag über die Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts und warf uns einen Haufen französischer Namen an den Kopf, Voltaire, Rousseau, d'Alembert, Diderot und was noch alles. Besonders oft redete er von Voltaire. Nur die Vernunft, so behauptete er, könne China retten, besonders die westliche Vernunft und ganz besonders die französische Vernunft. Wir sollten die Imperialisten nicht mehr hassen, verlangte er, sondern von ihnen lernen, westliche Vernunft und moderne Reformen, moderne Technik und westliche Zivilisation. Dann würden die Imperialisten uns nichts Böses mehr antun, denn jeder Lehrer sympathisiere mit seinem Schüler, das liege in der menschlichen Natur. Mit einem Wort, er redete einen so greulichen idealistischen Unsinn, daß einem die Haare zu Berge standen, und formte ihn zu so schöngeschliffenen Sätzen, daß man vor Bewunderung am liebsten auf den Tisch geschlagen hätte.“

„Und du?“ fragte Ming-yün.

Über Huee-hsins kindlicher Nase leuchteten zwei hingerissene Schwarzaugen, und ihre allzu vollen Lippen hatten einen Ausdruck von rührender Keuschheit.

„Ich meldete mich zum Wort und hielt eine schrecklich unreife Diskussionsrede. Zuerst versuchte ich, ihn zu verspotten, und nannte ihn nicht Kung Djia-san, sondern ‚Vetter Voltaire‘. Ich hoffte ihn mit diesem Spitznamen zu treffen, aber anstattdessen fühlte er sich geschmeichelt. ‚Vernunft‘, so rief ich, ‚sollen wir von den Arbeitern und Bauern lernen, denn die wissen, was die Imperialisten bei uns wollen, die wissen mehr davon als der alte Voltaire und viel mehr als der junge Voltaire.‘“

„Gar nicht so unreif.“

„Ich bekam von Lu Hsün einen anerkennenden Händedruck und dennoch fühlte ich mich nicht als Siegerin. Die Verliebtheit überkam mich in der Gestalt einer begeisternden Aufgabe, und in dieser Gestalt hält sie mich noch heute in den Krallen: Die Aufgabe, meinen Vetter Voltaire, diesen glänzenden, aber irrenden Geistesritter in einen wirklichen Fortschrittskämpfer zu verwandeln.“

„Nun, wer weiß . . .“

Yen Bin-hsing trat ein und, kurz darauf, Wu Ah-fu.

„Setzt euch, bitte, und trinkt Tee“, bat die Geschichtslehrerin.

Aber Ah-fu blieb hartnäckig stehen und holte aus seiner versteckten Gürteltasche zwei Papierchen hervor.

„Kochrezepte“, erklärte er grinsend auf Pidgin-English, „very goodie.“

„Wir hören sie mit großem Appetit“, versicherte die grübchenwangige Mathematikerin.

„Nummer eins: Taubenpüree. Mein Lao-Ye, mein gnädiger Herr, will morgen zehn Genossen einsperren lassen: zwei Straßenbahner, vier Arbeiter vom amerikanischen Elektrizitätswerk, zwei Studenten und zwei Studentinnen der Tungdschi-Universität.“ Dann las er die Namen vor.

„Woher weißt du, daß er sie verhaften will?“ fragte Yen Bin-hsing.

„Er hat ein kleines Viereck aufgezeichnet, das heißt bei ihm einsperren, das habe ich schon früher herausgefunden.“

„Man muß sie augenblicklich warnen“, erklärte Ming-yün. „Seid ihr einverstanden, Genossen? Ich setze mich aufs Rad und fahre los.“

„Schwester Wee trifft immer das Richtige“, lobt Bin-hsing.

„Mit mathematischer Präzision“, ergänzte Huee-hsing.

„Nummer zwei: Ba-Ke-Dji“, erklärte Ah-fu, das Backhendl zur Hälfte ins Chinesische übersetzend. „Nju Da-mu kommt im August nach Schanghai zurück.“

„Das heißt: Tschiang Kai-schek hat ihn kaltgestellt“, schlußfolgerte Bin-hsing.

„Die feinen Herrschaften nennen ihn auch schon den hinausgeschmissenen Sieger“, grinste Ah-fu. „Aber das beste ist Nummer drei: Ah-Pi-Tu-De.“ Er zerlegte den Apfelstrudel in vier chinesische Laute. „Am 25., um acht Uhr abends, kommen alle Pressemänner zum Herrn Unterrichtspräsidenten aufs Büro, und er wird sie fein empfangen und grob anlügen, daß die Lehrer keine Bitternis essen, sondern sehr zufrieden sind.“

„Am 25.? Heute in fünf Tagen?“

„Ja, alte Lehrerin, ich habe genau aufgepaßt.“

„Tante Kung, verstehst du, wie günstig.“

„Und ob ich verstehe. Ah-fu, du bist reines Gold.“

„Zuviel Höflichkeit“, protestierte der Gepriesene mit einem Kichern der

Bescheidenheit. „Nicht einmal Silber. Mein Lao-Ye glaubt, daß ich Teegebäck hole. Ich habe es aber schon am Nachmittag geholt. Und jetzt muß ich zurücklaufen.“

„Wir möchten dich einladen, an unserer Beratung teilzunehmen.“

„Zuviel Ehre. Ich muß gleich zurücklaufen, um den Tee zu servieren und das Teegebäck.“ Schon war er draußen.

„Am 25., um acht Uhr abends“, wiederholte Bin-hsing. „Das ist der richtige Augenblick für die Lehrerdemonstration.“

Huee-hsin durchmaß mit leichten und doch energischen Schritten das Zimmer. „Wie steht es um die parteilosen Lehrer, Bin-hsing? Zum Beispiel an deiner Silberwolkenschule?“

„Sie sind ebenso erbittert wie wir, wenn auch mehr gefühlsmäßig, und eben darum noch viel ungeduldiger. ‚Man darf‘, so sagen sie, ‚die Demonstration nicht länger hinausschieben‘.“

„Dieselbe Stimmung haben wir an der Tungdschi-Mittelschule.“

„Gut, es bleiben noch fünf Tage, um unsere Genossen in allen andern staatlichen Grund- und Mittelschulen vom Datum der Demonstration zu verständigen. Wie wenige Schulen sind es doch – und dieses Schanghai, diese Analphabetenhölle nennt sich eine Großstadt!“

„Aber eine halbkoloniale Großstadt.“

„Nicht mehr lange.“

Am Abend des 25. Juni versammelten sich fünfhundert Lehrer und Lehrerinnen im Alter von neunzehn bis zweiundsechzig vor dem Unterrichtsamt. Sie trugen ärmliche oder sogar geflickte Kleider – sie hatten wirklich keine besseren. Yen Bin-hsing führte eine Gruppe unter die Fenster des Präsidialbüros.

Drinnen sagte Tan Bo gerade zu den Pressekorrespondenten: „Wie sollten wir den Lehrerstand nicht schätzen, den ehrwürdigsten Stand der Gesellschaft und des Staates? Unsere Fürsorge ist von Erfolg gekrönt: Die Lehrer haben . . .“

Ihn unterbrechend, erscholl unter dem Fenster ein fünfzigfaches Stimmengewirr: „Die Lehrer haben Hunger!“ – „Ja!“ – „Die Lehrer haben Hunger!“

„Bleiben Sie sitzen, meine Herren“, gebot der Unterrichtspräsident. „Das sind einige Bi-Sse, einige Gassenstrolche, die sich einen böartigen Witz erlauben. Treten Sie nicht ans Fenster, ich bitte Sie. Die Kerle werfen mit Steinen, sobald man sich sehen läßt.“

„Das ist unser Berufsrisiko“, lachte der Korrespondent der Hsinmin-Zeitung. Er trat ans Fenster, und ein Berichterstatte der Dagung-Zeitung folgte ihm.

„Sie sagen ‚einige‘, Herr Präsident? Wir sehen einige Hundert.“

Tan Bo konnte nicht antworten, denn er telefonierte gerade der Polizei. Auf der breiten Avenue Joffre flammte helle Lichtreklame. Autos hupten und Straßenbahnen klingelten.

Eben führte Wee Ming-yün eine zweite Gruppe heran. „Wir können uns nicht einmal das Fahrgeld für die Straßenbahn leisten.“

„Die Preise fliegen, die Löhne kriechen.“ Kung Huee-hsin wies mit erhobener Hand auf ein farbiges Plakat, das der Zeichenlehrer trug. Es stellte ein Flugzeug dar, mit Inflationsprofiten beladen, und tief darunter ritt ein ausgemergelter Lehrer auf einer Schnecke.

„Die Preise fliegen, die Löhne kriechen“, wiederholten die Demonstranten.

Aus den Fabriken heimkehrende Arbeiter blieben stehen und stimmten ein.

Verkäufer traten aus den Läden und hörten beifällig zu.

„Wir haben einen sehr bescheidenen einmaligen Zuschuß verlangt“, Tschuan Ping-an strich mit sanfter Bekräftigung seinen langen, weißen Bart.

„Fünzig Kilo Reis pro Kopf“, grollte ein Stimmenmeer.

„Aber selbst diese bescheidene Forderung...“, begann Yen Bin-hsing.

„... stößt bei der Regierung auf Nägel“, vollendeten die andern.

„Herr Präsident“, meinten die Journalisten, sich umwendend, „das können doch keine Gassenstrolche sein. Diese beiden weißbärtigen alten Herren, diese Dame mit den geistvollen Augen sind unverkennbar Lehrer.“

„Einem Kommunisten gebührt nicht mehr der Name eines Lehrers“, half sich Tan Bo.

Ein Journalist zückte die Füllfeder. „Herr Präsident, Sie sind also der Meinung, daß Schanghais staatliche Grund- und Mittelschullehrer in ihrer überwiegenden Mehrzahl Kommunisten sind?“

Kung Djia-san arbeitete gerade an seiner neuen philosophischen Schrift. Als er den Lärm hörte, trat er ans Fenster. Offenbar handelte es sich um die von Tan Bo erwähnte Lehrerbewegung.

Hörte Helene nichts? – Sie war wohl allzusehr mit ihren Eheprojekten für Denise beschäftigt, die „um jeden Preis einen Europäer heiraten mußte“. Es zog ihn mit plötzlicher Macht auf die Straße. Aber hatte er nicht selbst genug Probleme zu wälzen?

Nachdem er eine Stunde lang weitergeschrieben hatte, ging er zu Bett. Sein Blick fiel auf die blauen Tapeten und erinnerte ihn mit einem dumpfen Schmerzgefühl, daß er im einstigen Mädchenzimmer seiner Tochter schlief. Vor anderthalb Jahren hatte Helene seine Sachen hierherbringen lassen, Denise hatte ihr Lager im Schlafzimmerschlafzimmerdoppelbett neben der Mutter aufgeschlagen, und Djia-san hatte dieses Arrangement mit einem undurch-

dringlichen Lächeln hingenommen. Mit einem laulosen Seufzer schließ er ein.

Die Polizei ließ, wie immer, auf sich warten, denn wenn Schober-Lo es auch eilig hatte, den Widerstand des Volkes zu brechen, so hatten es doch viele einfache Polizisten bedeutend weniger eilig. . .

Endlich erschienen zwei Feuerwehrautos, auf denen dicht gedrängt und Gummiknüppel schwingend die Wachleute standen. Sie sprangen ab und versuchten zwei wahllos herausgegriffene Lehrer zu verhaften. Sofort traten der alte Herr Tschuan und ein zweiter Weißbart dazwischen. Die Lehrer hakten die Arme ineinander und riefen im Chor: „Verhaftet alle oder keinen.“

„Bei wem lernen eure Kinder?“ fragte plötzlich die grubchenwangige Mathematikerin.

„Bei den Lehrern“, brummte ein Polizist in den mittleren Jahren.

„Und wenn ihr die Lehrer verhaftet, dann bleiben eure Kinder Analphabeten.“

„Herr Präsident“, wandte sich Sven Rangström an Tan Bo – er vertrat den Schanghai Herald, das Blättchen der ausländischen Kolonialherren –, „die Polizisten tragen Gummiknüppel, um die Demonstranten zu schlagen, aber sie rühren sich nicht.“

„Mee-yo Fa-Dse, da kann ich nichts machen“, murmelte der Unterrichtspräsident. „Die Polizisten unterstehen ja nicht meiner Befehlsgewalt.“

Und plötzlich raffte er sich zusammen. „Meine Herren Pressevertreter! Ich werde jetzt hinuntergehen, zu der irregeleiteten Menge reden und sie auf den richtigen Weg bringen.“ Würdevoll schritt er die Stiege hinab.

Die Journalisten warteten fünfzehn Minuten, aber Tan Bo trat noch immer nicht aus dem Tor. Sie fragten einen ältlichen Diener, der sogleich erklärte, der Herr Präsident sei schon vor zehn Minuten durch die Hintertür verschwunden.

„Tan Bo ist schlafengegangen“, rief der Korrespondent der Hsinmin-Zeitung zu den Lehrern hinunter.

„Der Unterrichtspräsident ist schlafen gegangen“, sagte der alte Tschuan zu den Polizisten. „Jetzt könnt auch ihr euch mit gutem Gewissen schlafen legen.“

„Möge der hochzuschätzende alte Herr uns mit gutem Beispiel vorangehen.“

„Da bin ich mit der Polizei einer Meinung“, lächelte Yen Bin-hsing. „Sie müssen Ihre Gesundheit schonen, alter Herr Tschuan, Sie haben schon sehr viel geleistet. Wir Jungen werden hier die Arbeit vollenden.“

„Ich bleibe“, entschied Tschuan Ping-an. „Wie kann ich schlafen, wenn ich so zornig bin?“ Und der andere Weißbart stimmte ihm bei.

Es schlug zwölf. Die Polizei fuhr ab. Die Journalisten eilten in ihre Redaktionen. Die Lehrer wichen nicht. Nachtsuppenverkäufer kamen gongschlagend vorbei, blieben unaufgefordert stehen und erquickten sie mit ihren warmen Brühen. Jeden Versuch einer Bezahlung wiesen sie entrüstet zurück.

Kung Djia-san, noch schlaftrunken, durchkostete ein wohliges Erstaunen. Tief deprimiert war er eingeschlafen, und voller Zuversicht erwachte er nun. Sich aufsetzend, erkannte er aber, daß diese Zuversicht nicht aus seinem Innern kam. Sie kam von draußen, sie war ein Lied, das auf der Straße gesungen wurde:

„Solidarität ist Recht und Macht,
Solidarität ist Kraft.“

Djia-san fuhr hastig in die Kleider und trat ans Fenster. Es war ein Uhr. Wollten sie die ganze Nacht hindurch demonstrieren? Und plötzlich fing es zu regnen an. Nein, er mußte endlich etwas tun.

Die Treppe hinuntersteigend, sah Djia-san seine junge Nachbarin, eine chinesische Krankenschwester, vor sich hereilen. Als sie auf die Straße traten, sahen sie Dr. Liang, den Arzt, der gegenüber wohnte und ordinierte, mit den beiden leise hustenden Weißbärten sprechen, bis sie endlich, nach vielen gegenseitigen Verbeugungen, in seinem Haus verschwanden.

„Das ist gut“, frohlockte die Krankenschwester. „Die beiden Alten sind unter Dach und schlucken wohl schon je zwei grippeverhütende Tabletten. Jetzt würde ich gerne diese Dame in meine Wohnung einladen, aber ich traue mich nicht: sie sieht so bedeutend aus.“

Djia-san folgte ihrem Blick: eine Frau, ungefähr in Helenes Alter, aber völlig erschöpft und abgehetzt, lehnte an einer Hauswand. Ihr blasser, allzu voller Mund hatte einen Ausdruck von rührender Keuschheit.

Professor Kung trat mit einer Verbeugung heran. „Dieses junge Fräulein“, er wies auf die Krankenschwester, „bittet die hochzuschätzende Lehrerin, bei ihr und ihrer erhabenen Mutter die Kleider zu trocknen und auszuruhen.“

Mit einem jähen Aufleuchten ihrer eben noch so müden Augen entgegnete die Frau: „Du bist ein guter Verwandter, Voltaire, obwohl du deine Kusine und Diskussionsgegnerin noch gar nicht wiedererkannt hast.“

„Kung Huee-hsin!“

„Das ist mein geringer Name.“

„Wenn ich auch deine Adresse haben könnte . . .“

„Nord-Ssetschuanstraße, Tungdschi-Mittelschule.“

„Ich darf dich nicht länger aufhalten, sonst erkältest du dich. Und, oh, ich habe dich soviel zu fragen. Meine Gedanken sind jetzt ein Chaos.“

„Dagegen werde ich als gute Kusine wohl einschreiten müssen. Auf Wiedersehen, Voltaire.“

„Auf Wiedersehen, Schwester Kung.“

Djia-san lud den Zeichenlehrer in seine Wohnung. Vom Fenster sahen sie, wie der Regen immer stärker herabströmte, wie alle verschlossenen Läden geöffnet wurden und die Verkäufer hervorkamen, um die Lehrer bei sich unterzubringen.

„Alles in Ordnung“, sagte der junge Zeichner. „Würden Sie mir erlauben, Herr Professor, die Zeit auszunützen und bei Ihnen ein wenig zu arbeiten?“

Auf ein erstauntes „Bitte sehr!“ Djia-sans holte er eine kleine Rolle Papier hervor und entwarf mit flinkem Stift einige Skizzen der Lehrerdemonstration. Sie waren voller Leben, Humor und Begeisterung. Dazu schrieb er kurze erklärende Texte. Dann kopierte er mehrmals sein wohl gelungenes Plakat mit dem Flugzeug und der Schnecke: „Die Preise fliegen, die Löhne kriechen.“

Um drei Viertel vier hörte der Regen auf, und die Lehrer versammelten sich wieder vor dem Unterrichtsamt, gefolgt von ihren Gastgebern, die ihnen nasse, erfrischende Handtücher reichten. Ein Straßenbäcker verteilte knusprige Ölteufelchen, ein anderer kleine, mit winzigen Fleischbrocken gefüllte Teigbrötchen.

Gestärkt stimmten die beiden Weißbärte das Lehrerlied an: „Wer hat den Garten gepflegt? / Wer läßt die Blumen erblühen? / Wir haben den Garten gepflegt. / Wir lassen die Blumen erblühen.“

Und der Chor:

„Jagt fort den Stiefeltritt von unsern Gartenbeeten. / Die jungen Blumen, laßt sie nicht zertreten.“

Wee Ming-yün tanzte mit einer Gruppe von jungen Lehrerinnen den von der Regierung verbotenen revolutionären Yangko-Bauerntanz. Zu einer alten Bauernmelodie sangen sie die neuen Verse, die Kung Huee-hsin für diese Demonstration geschrieben hatte: „Die Herzen stürmen und die Stimmen schallen. / Kuomintang! Die letzte Schranke bricht. Das ganze Volk sieht deine Maske fallen, und hinter dieser Maske – kein Gesicht.“

Um fünf Uhr begann schon der großstädtische Tagesverkehr.

Die eleganten Autos sausten ängstlich an den Demonstranten vorüber. Die Straßenbahnfahrer aber hielten an, stiegen aus und stellten eifrige Fragen. Unter dem Beifall ihrer Fahrgäste nahmen sie die vom Zeichenlehrer skizzierten Bildflugblätter mit, um sie in der Stadt zu verbreiten.

Von sieben bis neun erhielten die Demonstranten Verstärkung: Dreiradfahrer, Handwerker, Straßenhändler, Arbeitslose, Kurzarbeiter, Studenten, einige Hochschulprofessoren – darunter auch Kung Djia-san –, Schauspieler und Herrschaftsdienner. Um neun Uhr morgens standen bereits einige

Tausend da. Sie bedrängten in dichten Reihen die Front des Unterrichtsamtes und füllten einen langen Straßenabschnitt der Avenue Joffre. Die Studenten riefen mit schallenden Stimmen: „Dieser gerechte Kampf der ausgebeuteten Lehrer – er ist unser aller Kampf.“

Um halb zehn entschloß Tan Bo sich endlich, durch die Hintertür sein Amtsgebäude zu betreten. Er ließ den Lehrern sagen, er gewähre ihnen einen einmaligen Zuschuß von fünfundzwanzig Kilo Reis pro Kopf. Als sie um drei Uhr nachmittags noch immer dastanden, gewährte er ihnen die verlangten fünfzig.

So endete die neunzehnstündige Demonstration. Sie brachte den Lehrern eine minimale wirtschaftliche Erleichterung, der Kuomintangregierung eine maximale Blamage, und Kung Djia-san drei Stunden eines Schlafes, den er jahrelang nicht gekannt hatte: den tiefen und köstlichen Schlaf eines heimgekehrten Wanderers.

Nachdem die verhaftete Wee Ming-yün zwei Monate lang im Gefängnis gesessen hatte und mehrere Male vergeblich befragt worden war, entschloß sich Lo Schu-ping, sie persönlich zu verhören.

„Ich fordere Sie auf, mir die Namen der Kommunisten zu nennen, die am 25. Juni jene notorische Demonstration inszenierten.“

„Es war keine inszenierte, sondern eine spontane Demonstration.“

„Sie werden mir doch nicht einreden wollen, daß stille, friedfertige, zum Teil schon ältere Leute ganz von selbst solche Szenen aufführen. Wer hat sie dazu veranlaßt?“

„Die Inflation hat sie dazu veranlaßt. Die Kompradorendiktatur hat sie dazu veranlaßt, die China zugrunde richtet und den Amerikanern verkauft.“

„Hüten Sie sich, junge Lehrerin. Je hartnäckiger ihr Widerstand leistet, desto härter müssen wir euch behandeln.“

Zwei Schatten ihrer einstigen Grübchen erschienen auf Wee Ming-yüns eingefallenen Wangen. „Das ist eine sehr einleuchtende Proportionalgleichung, Herr Präsident. Von unserem Standpunkt aus gesehen, heißt es aber: Je härter Sie uns behandeln, desto hartnäckiger leisten wir Widerstand.“

„Lassen Sie diese Geistreichelei. Ich verlange eine konkrete Antwort. Wer hat die Lehrer zur Demonstration veranlaßt? Nennen Sie die Schuldigen. – Nun? – Nennen Sie mir einen einzigen Namen, und ich lasse Sie frei.“

„Tschiang Kai-schek!“

„Abführen! Auf die Tigerbank legen! Die Beine festschnallen und Ziegelsteine darunter schieben, bis sie ihre Spießgesellen angibt.“

Als Wee Ming-yün eine Stunde später in die Zelle zurückgebracht

wurde, waren ihre Beine gebrochen. Die Polizei aber war ebenso schlau wie zuvor.

„Britische und französische Kanonenboote rasten den Yangtse entlang und ertränkten die Taiping-Revolution in chinesischem Blut. Im Jahre 1866 fand das Taiping-Volkreich sein Ende.“

Kung Huee-hsin hielt ihre dritte Vorlesung im Herbstsemester 1948, wobei ihre Schüler und Schülerinnen nicht ahnten, daß es die letzte war. Die Uhr zeigte 11.43, und an der Ecke Nord-Ssetschuan-Straße Dixwell-Straße wartete das Auto, das sie, nach der Weisung der Partei, zum Einuhrdampfer Schanghai-Tientsin bringen sollte.

„Unter den Mordschüssen ausländischer Imperialisten brachen die Taipings zusammen und blieben dennoch Sieger. Denn sie haben uns gelehrt, was wir heute wissen und zu verwerten wissen: Fremdherrschaft, Armut, Rückständigkeit, zertretene Arbeiterwürde, zertretene Frauenwürde sind nicht, wie manche glauben, das unüberwindliche Schicksal des chinesischen Volkes. Wir können unser Schicksal überwinden und so beweisen, daß es gar kein Schicksal gibt.“

Die Schulglocke läutete.

„Lest eure Notizen sorgfältig durch und überlegt euch einige Fragen. Auf Wiedersehen, meine jungen Freunde.“

Vor dem Schultor stand, überraschend, Djia-san: „Huee-hsin, ich habe dringend mit dir zu sprechen.“

„Ich bitte dich tausendmal um Entschuldigung, Voltaire, in diesem Augenblick ist es leider unmöglich.“

„Ich habe mich von meiner Frau getrennt.“

„Von deiner Französin mit dem imperialistischen Gehabe? – Man hat mir nach der Lehrerdemonstration von ihr erzählt.“

„Bei der Lehrerdemonstration hast du mir Rat und Hilfe versprochen.“

„Ich habe es nicht vergessen.“

„Und ich habe auf diese Aussprache mit dir gehofft wie ein verirrter Wanderer auf den Sternenhimmel.“

„Ich muß jetzt fort, Voltaire, und kann dir nicht sagen wohin.“

„Sehen wir uns wieder?“

„Bestimmt.“

„Wann und wo?“

„Ich weiß es nicht.“

Bitter auflachend gab ihr Djia-san den Weg frei.

Wie oft, überlegte Huee-hsin mit fliegenden Gedanken, habe ich meine jungen Genossen gelehrt, daß man diszipliniert sein muß und doch keine Maschine. Der Mut – ein Schwert. Das Herz – eine Harfe...

„Djia-san, ein letztes Wort in größter Eile: Ich habe meinem Vetter vor zweiundzwanzig Jahren den Spitznamen Voltaire gegeben. Das war nicht nur mein erster Diskussionswitz, es war auch meine erste Liebeserklärung. Diese Liebe hat zweiundzwanzig Jahre überdauert, sie wird niemals aufhören. Und jetzt geh.“

Müde durcheilte Kung Huee-shin die Peking-er Wangfudjing-Straße. Als sie am Dungan-Basar vorbei kam, fragte sie ein Dreiradfahrer: „Wollen Sie einsteigen, Tai-Tai?“

Sie verneinte höflich und ging weiter. Er fuhr hinter ihr her und argumentierte: „Sie sind müde, Tai-Tai. Es dunkelt schon. Steigen Sie doch ein.“

Huee-hsin blieb schließlich stehen. „Arbeitender Freund, du verlierst deine Zeit. Ich habe nämlich kein Geld.“

„Steig ein, Ältere Schwester. Ich fahre dich gratis.“

„Hat man schon so was gehört?“

„Du glaubst, unsereiner denkt nur ans Geld? – Auch ein Kuli will mal was Gutes tun.“

Huee-hsin stieg ein. Sie glitten ostwärts durch die Dämmerung. Die Straßenlaternen blieben finster. Ab und zu erdröhnten die Geschütze.

„Der arbeitende Freund hat ein tugendhaftes Herz. Ich bin tatsächlich sehr müde und muß zur Lüwan-Hutung 8.“

„Ich wohne in der Nähe, Lüwan-Hutung 11. Übrigens war ich nicht immer ein Kuli. Mein erhabener Vater hat mich eine schöne und schwierige Kunst gelehrt, die nur wenige zustande bringen. Auf dem Platz der Himmelsbrücke haben mir Zehntausende Beifall geklatscht, mehr als allen Akrobaten, Jongleuren, Märchenerzählern. Mein geringer Name Lin Tsunban war in ganz Peking bekannt.“

Auch ihr kam der Name bekannt vor. Doch hatte sie jahrelang fast nie eine Vergnügungsstätte besucht.

„Aber die fremden Meeresteufel werden immer reicher“, fuhr der Dreiradfahrer fort, und sie sah seine Rippen, die sich unter der viel zu dünnen Jacke abzeichneten. „Und unsere Leute werden immer ärmer, und am Ende können sie nicht mehr ihr bißchen Vergnügen bezahlen. Und wenn ein Unterhaltungskünstler ein paar Käschmünzen verdient, so muß er zwei Drittel davon den mächtigen Beamten abgeben, und ihre gedungenen Gangster schlagen ihn blutig, wenn es zu wenig ist. So bin ich am Ende ein Kuli geworden, das war mein letzter Ausweg.“

„Hat der Ehrsame Meister Familie?“

„Meine Frau ist verhungert, meine beiden Söhne auch. Ich habe niemanden, dem ich die Kunst meiner Väter vererben könnte. Diese Kunst stirbt mit mir. Vielleicht noch vor dem nächsten Totenfest.“

„Darf ich fragen, welche hochzuschätzende Kunst?“

„Ein andermal. Möge die Ältere Schwester meine baufällige Hütte nicht vergessen, Lüwan-Hutung 11.“

Er hielt das Dreirad an, stieg ab und entzündete ein Streichholz. In der Dunkelheit sah Huee-hsin ein flachnasiges Gramgesicht mit den buschigen Brauen der unteren Volksschichten und mit phantasieerfüllten Augen.

„Der Ehrsame Meister hat sein Herz verschwendet und einer müden Frau geholfen.“

„Zuviel Höflichkeit. Hier ist Nummer 8, auch ein baufälliges Häuschen. Will die Ältere Schwester den Ehrsamten Maurermeister Tschenn besuchen? – Eh, Lao Tschenn, mach auf!“

Im Zimmer brannte eine trübe Petroleumlampe.

„Genossin“, sagte Tschenn Hai-tsin, ein hagerer Prolet mit eingefallenen Wangen, aber muskelstarken Armen, „anstatt deine Verspätung zu entschuldigen, sollst du lieber Atem schöpfen und heißes Wasser trinken. Wir verstehen ohne jede Erklärung, daß auch die Tientsiner Arbeiter wissen wollten, was in Schanghai vorgeht.“

„Mehr als ein halbes Jahr waren Sie in Schanghai, Frau Professor – ich wollte sagen, Genossin“, verbesserte sich Han Gao-schan, ein graubärtiger Gelehrter. „Inzwischen bin ich in die Partei eingetreten, und Sie haben bewundernswerte Siege erfochten. Die unterirdische Arbeit an der Peking-Universität ist sehr aussichtsreich, alle anständigen Kollegen sind begeistert von eurer großartigen Lehrerdemonstration.“

„Woher wissen Sie von unserer Lehrerdemonstration? Aus der Hsinmin-Zeitung?“

„Das auch und noch obendrein von Professor Kung Djia-san.“

Über Huee-hsins kindlicher Nase leuchteten plötzlich zwei hingerissene Schwarzaugen.

„Kung Djia-san ist deine zweite Aufgabe“, entschied Genosse Tschenn. „Reden wir jetzt von der ersten.“

„Schieß los, alter Freund.“

„Peking hat, wie ihr wißt, nur wenige und sehr schäbige Fabriken, und ihre Gebäude sind bei uns Maurern besonders beliebt, denn wir müssen sie oft reparieren. Dabei kann man dreierlei: ein paar Käschmünzen verdienen, beobachten und Propaganda machen.“

Bekräftigend dröhnten die Geschütze.

„In der Waffenreparaturwerkstatt Nummer 5 habe ich einen alten Freund, einen Schleifer. Sein Vater und mein Vater haben vor knapp fünfzig Jahren zusammen im I-Ho-Tuan-Aufstand gekämpft.“ Er machte eine boxende Handbewegung.

„Ich verstopfe gerade einen Mauerriß, da kommt er heran und sagt:

„Wir arbeiten immer schlechter.“ Und zwinkert mit den Augen. „Je schlechter, desto besser, nicht wahr?“ – „Richtig“, sage ich. „Aber wir möchten wissen“, sagt er, „wie es in den anderen Städten aussieht.“ Mit einem Wort, am 4. gibt es in seiner Hütte eine illegale Versammlung von acht Leuten, und vom 5. bis 9. zehn ebensolche Versammlungen in den Hütten von andern Arbeitern.“

„Und da soll ich von Schanghai berichten?“

„Zuerst du und dann auch Professor Han und ich und die acht Teilnehmer der ersten Versammlung.“

„Sehr gut organisiert.“

„Können wir jetzt von Kung Djia-san reden?“ fragte Professor Han.

Huee-hsin lächelte, und der alte Gelehrte mißverstand ihr Lächeln.

„Ich bin noch ein junges, ungeduldiges Parteimitglied“, entschuldigte er sich. „Sozusagen ein Parteisäugling“ – der Maurer lachte schallend – „und darum, Genossin Kung, müssen Sie nachsichtig sein. Ihre vorbildliche Disziplin kann ich nur allmählich erlernen.“

„Hat Kung Djia-san nach mir gefragt?“ platzte die Gepriesene heraus.

„Viermal. Aber ich begriff, daß ich schweigen mußte, das begreift sogar ein Parteisäugling.“

„Haben Sie mit ihm diskutiert?“ fragte Tschenn.

„Fast täglich. Wir wohnen ja Tür an Tür.“

„Wo steht er politisch?“

„Jedenfalls nicht bei der Kuomintang. Er ist sehr anständig, aber sehr unklar. Ich habe ihn, scheinbar im Scherz, gefragt, ob er die Kommunisten fürchtet. Und was antwortet Professor Kung? – „Ich kenne nur zwei Parteien“, sagt er, „gute und schlechte Menschen.““

„Ai-ya“, wunderte sich der Maurer. „Was können sie schon machen, die guten Menschen, ohne eine revolutionäre Partei?“

„Kung Djia-san war von jeher ein katastrophaler Idealist“, seufzte Huee-hsin.

„Wir müssen mit ihm diskutieren, Genossin, besonders du.“

„In meiner Wohnung“, erbot sich Professor Han. „Und jetzt möchte ich gehen.“

„Dich bringe ich bei einer Baumwollspinnerin unter, Genossin Kung.“

Sie durchquerten das Hofquadrat. Tschenn wohnte an der Ostseite, an der Westseite wohnte ein Straßenhändler und an der Südseite...

„... wohnt Bruder Dshan, ein Polizist.“

„Mach keine Witze.“

„Sei unbesorgt. Er ist in bester Ordnung.“

In diesem Augenblick dachten alle drei an die Worte Mao Tse-tungs: „Die Kuomintang ist isoliert. Wir sind die erdrückende Mehrheit.“

Als Djia-san und Huee-hsin nach zweistündiger Diskussion das Haus des alten Gelehrten verließen, sahen sie Tschenn Hai-tsin vor dem Eingang stehen.

Er reparierte einen steinernen Löwen oder tat wenigstens so und bemerkte, ohne die Stimme zu heben: „Bruder Dshan sagt, daß ihr euch verstecken sollt. Er hat den Verhaftungsbefehl gesehen.“

Huee-hsin winkte ein Dreirad heran. Sie stiegen ein.

„Wohin fahren wir?“ fragte Djia-san mit leiser Stimme.

„Lüwan-Hutung 11. Zu Lin Tsun-ban.“

„Und wer ist Lin Tsun-ban?“

„Ein Kuli und ein sehr interessanter Mensch.“

Die Luft war milder geworden. Straßen und Plätze lagen in atmender Dunkelheit. Vor der Stadt erdröhnten zuversichtlich die Geschütze.

Behutsam nahm er ihre Hand. Er hätte ewig so fahren mögen, eingeschlossen mit ihr in eine dichte, drängende Gefahr, zwei Passagiere eines winzigen, dahineilenden Paradieses inmitten eines finsternen Fegefeuers.

Lin Tsun-ban war gerade dabei, einen Teigfladen zu verzehren.

„Alte Lehrer, Sie sind meine sehr geehrten Gäste. Haben Sie schon gegessen? Wenn nicht, so werde ich versuchen . . .“

„Der Achtungswerte Meister möge sich nicht beunruhigen. Wir haben bei Professor Han gegessen und eine Menge Tee getrunken. Was wir in deinem hochzuschätzenden Hause suchen, ist einfach ein Versteck vor der Polizei.“

„Dann bitte ich die beiden alten Lehrer, in das Innenzimmer zu gehen. Ich will nur fertigessen und einige Näpfe heißes Wasser austrinken, denn mein Magen tut weh. Dann bringe ich gleich die Lampe.“

Djia-san ließ seine Taschenbatterie aufleuchten. Das Innenzimmer war, soviel man sehen konnte, eine Rumpelkammer mit nur drei brauchbaren Möbelstücken: einem geflochtenen Bambusstuhl, einem Tisch und einer breiten Holzbank. Von den Wänden schimmerte etwas Bunes.

„Schalte die Taschenlampe aus, du wirst sie noch brauchen.“ Huee-hsin setzte sich behaglich auf der Bank zurecht und machte im Dunkeln eine höfliche Handbewegung. „Nimm Platz, Voltaire. Hier können wir unsere Diskussion in Ruhe fortsetzen.“

„Unsere Diskussion war schon beim alten Herrn Han auf einem toten Punkt angelangt. Gegen die Imperialisten und gegen die Kuomintang bin ich euer treuer Verbündeter. Den sogenannten proletarischen Klassenstandpunkt aber kann ich nicht teilen, denn er ist dogmatisch und kulturfeindlich.“

„Kulturfeindlich sagst du? – In den befreiten Gebieten wird das Alphabetentum liquidert. Kunst, Literatur und Wissenschaft dienen dort dem ganzen Volk.“

„Und gerade dadurch werdet ihr die Kultur zugrunde richten. In einem schmalen Becher erreicht der Wein ein hohes Niveau, in einer breiten Schale bedeckt er kaum den Boden. Eine Elite von geistigen Menschen kann eine hohe Kultur besitzen. Die Masse kann es nicht. Je breiter das Gefäß, desto flacher sein Inhalt.“

Da waren sie wieder, seine alten glänzenden Trugschlüsse. Was sollte sie ihm antworten? Und wenn er zehntausendfach im Unrecht war – seine Dialektik war die elegantere und schärfere.

Lin Tsun-ban brachte die Petroleumlampe. Über seinen müden Augen zuckten die buschigen Plebejerbrauen in hilflos gastfreundlichem Eifer. „Ich möchte den hochgeehrten Lehrern zwei Lager bereiten. Ich muß nur versuchen, von den Nachbarn einige Decken und Kissen auszuleihen.“ Hastig die Tür hinter sich zuschlagend, verschwand er.

Von der Wand löste sich ein kleines, farbenleuchtendes Elfenwesen und flog auf den Tisch. Es war aus dünnem, durchsichtigem Pergament ausgeschnitten, zierlich und lebensecht, mit dem schönsten Farbensinn bemalt. Es war Dshu Yin-tai, in männliche Scholarentracht von silberschwarz besticktem Pastellrosa verkleidet, eine Frauenrechtlerin vor zweitausendzweihundert Jahren, die das Wissen suchte und den Liebestod fand, und sie lächelte ihr unsterbliches Lächeln, mit unschuldigem Scharfsinn und schüchterner Entschlossenheit.

„Eine Schattentheaterfigur“, rief Djia-san. „Eine entzückend schöne Pergamentmarionette.“

„Lin Tsun-ban war ein Schattenspieler“, schlußfolgerte Huee-hsin. „Ein armer Unterhaltungskünstler auf dem Himmelsbrückenplatz des plebejischen Stadtviertels, ein Gaukler unter Gauklern – und ein hohes, herrliches Talent.“ Sie hielt das durchsichtig-farbenleuchtende Schattenfigürchen in die Höhe. „Du bist widerlegt, Voltaire. Das Volk, wie du siehst, ist nicht nur ein Gefäß. Das Volk ist eine Quelle.“

An der Wand hingen mehr als fünfzig Pergamentfiguren. Ihre Augen waren anmutvoll verlängert, und ein winziges rotes Strichlein verriet mit verblüffender Lebenswahrheit den Ausdruck ihres Mundes.

In schlichtem Dunkelblau trat der Volksheld Wu Ssung zum Zweikampf an. Sein Gegner, der Wucherer und Weiberschänder Hsimen Tjing prunkte in einem gleißendgelben, mit riesigen Pfingstrosen bestickten Herrengewand, und sein rotes Mundstrichlein stand schief vor gehässiger Feigheit. Tschao Gao, der grimmige Kanzler, erschrak vor seiner himmelblau gekleideten und liliengeschmückten Tochter, die, ein weiblicher Hamlet, mit vorgetäuschem Wahnsinn vor ihn hintrat. Denn nur so konnte sie die Etikette des pietätvollen Gehorsams durchbrechen, dem Vater sein Unrecht vorwerfen und ihren Mann verteidigen. Eine leuchtend rote Schürze um-

gebunden, ermutigte die kluge Zofe Hung-njān ihr melancholisches, mit bunten Juwelen geschmücktes Fräulein zum Kampf um seine freie Gattenwahl.

Huee-hsin setzte sich an das Kopfende der Schlafbank, während Djia-san sich ausstreckte und das Haupt auf ihre Knie sinken ließ.

Aus dem Nebenzimmer drangen die schweren Atemzüge eines unruhig Schlummernden.

„Er hat bei den Nachbarn nichts gekriegt“, schlußfolgte Huee-hsin. „Da ist er zurückgekommen und vor Erschöpfung gleich eingeschlafen.“

„Und wir bleiben ohne Decken“, ergänzte Djia-san.

Mit der Linken streichelte sie seine verwitterte Stirn, während ihre Rechte in seinen grauschwarzen Haaren versank. „Ich werde für den Herrn Professor aus dem Ferney-Museum sogleich das Himmelbett Voltaires kommen lassen.“

„Frankreichs Voltaire teilte sein Himmelbett mit einer sentimental Gräfin. Dein Voltaire teilt diese harte Bank mit der tapfersten und besten, mit der klügsten und anmutigsten aller Frauen.“

Er zog ihre Hand von der Stirne zum Mund und hüllte sie in zögernde Küsse.

„Wie komme ich zu diesen Superlativen? Ich weiß nur, daß ich die müdeste aller Frauen bin.“

Djia-san stand cilig auf. „Dann leg dich auf die Bank. Ich werde im Korbstuhl schlafen und dich gewiß nicht stören.“

„So war es nicht gemeint.“

„Sondern?“

„Was ich meine und wen ich meine, das habe ich dir schon in Schanghai gesagt.“

Als Lin Tsun-ban am 5. Januar abends von seinen Dreiradfahrten heimkehrte, erwartete ihn Huee-hsin mit Hühnersuppe und Reisschleim. „Genosse Lin, wir sind außer Gefahr, ich erzähle dir gleich, wieso. Darum bin ich einkaufen gegangen, aber ich wollte dir abends kein Schweinefleisch vorsetzen, dein Magen ist noch zu schwach. – Hör doch auf, dich zu verbeugen – diese Höflichkeit ist unnötig –, und greif endlich zu.“

Lin Tsun-ban beugte sein flachnasiges Gramgesicht über die Schale und betrachtete die Hühnersuppe mit sanfter Andacht, während er genußvoll zu löffeln anfang. „Ist die alte Lehrerin wirklich außer Gefahr?“

„Warum nennst du mich nicht Genossin? – Bruder Dshan, der Polizist, hat uns große Neuigkeiten gebracht: General Fu Tso-yi hat mit der Volksarmee geheime Verhandlungen angeknüpft, die eigentlich gar nicht mehr geheim sind. Die Polizei hat schon einige politische Gefangene freigelassen.

Den Befehl, meinen Mann und mich zu verhaften, hat der Polizeikommissar zerrissen, das hat Bruder Dshan mit eigenen Augen gesehen.“

„Ai-ya, Genossin Kung, ob ich jemals wieder auf dem Himmelsbrückenplatz mein Schattentheater aufstellen kann?“

„Bald, sehr bald.“

„Ich fürchte, meine Hände sind durch die grobe Arbeit zu schwer geworden.“

„Wir besorgen dir Pergament und Farben. Du mußt jeden Tag ein halbes Stündchen Figuren schneiden, so kommst du wieder in Übung.“

„Meine Schattenfiguren – gefallen sie wirklich deinem Gemahl?“

„Genosse Lin, du willst mich böse machen. Erschafft ein Mensch diese kleine zauberschöne Märchenwelt und zweifelt noch, ob sie jemandem gefallen kann.“

„Aber mein Theater ist für die armen Leute, und dein Gemahl ist ein Professor, der im Ausland studiert hat.“

Djia-san trat ein.

„Nun, Voltaire, ist deine Wohnung in Ordnung?“

„So ziemlich. Der Ofen funktioniert, das ist die Hauptsache.“

„Ich werde ihn nur wenig genießen. Morgen muß ich für den ganzen Tag fort. Parteiarbeit.“

„Will der kunstreiche Meister mir die Ehre erweisen und morgen im Dungan-Restaurant mein Gast sein?“

„Aber langsam essen, Genosse Lin.“

„Zu Hause habe ich einen Brief meines Advokaten vorgefunden. Er wird morgen mit Helene alle schwebenden Fragen klären. Sobald die Scheidung auch formell durchgeführt ist, gehen wir zum Standesamt.“

„Nein, du Legitimist, zum Standesamt gehen wir erst nach der Befreiung. – Aber dem Beherrscher der bunten Schatten fallen schon die Augen zu. Auf Wiedersehen, Genosse Lin. Du hast uns das Leben gerettet, und wir bleiben deine ergebenen Freunde.“

ERZÄHLUNGEN

Nachtgewitter

Die drückende Schwüle hielt bis in den Abend hinein an. Nachmittags hatte es so ausgesehen, als ob Gewitter heraufzögen, aber sie waren vom Sturm vertrieben worden. Mächtige, den Himmel verfinsternde Staubwolken hatten Fluren, Wald und Dorf eingehüllt. Gegen Abend hatten die Bauern ihre umgeworfenen Kornpuppen aufgestellt. Die jungen Leute waren nach dem Essen zum Baden gefahren. Auch Rudolf Peters Sohn Andreas hatte sich nicht davon abhalten lassen, obwohl er wußte, daß er morgens zwei Uhr aufstehen mußte.

Der Bauer Peter, ein kraftstrotzender Mensch von fünfundvierzig Jahren, saß unter der Lampe am Wohnstubentisch, hielt das Kinn in beiden Händen und starrte vor sich hin. So saß er lange schon und redete sich ein, daß er auf Andreas warte. Er wußte genau, daß das nicht stimmte. Daß seine Frau oben im Schlafzimmer noch wach lag, war ihm ebenfalls nur zu genau bekannt. Ihr hatte er gesagt, daß er noch Papiere verbrennen müsse. Davon konnte keine Rede sein.

Peters gedachten, morgen früh drei Uhr nach dem westlichen Berlin abzurücken. Das Automobil, ein schwarzer „Wartburg“, stand mit gepackten Koffern auf der Scheunentenne bereit.

Der Nachtwind bewegte die Vorhänge und raschelte im Weinlaub an der Hauswand. Durchs offene Fenster drangen Nachtlaute herein. Mehrmals meinte Peter, daß Andreas käme, doch das Motorengeräusch blieb jedesmal fern.

Als die Wanduhr elf zeigte, stand der Bauer auf und ging hinaus. Ein greller Blitz erhellte den dunklen Flur. Durchs Treppenfenster sah er für einen Moment die hohe Pappel hinter seiner Scheune. Dem Blitzen folgte ein gewaltiger Donnerschlag. Unbemerkt war das Nachtgewitter über der Laußnitzer Heide heraufgezogen.

Rudolf Peter sah nach den Pferden, die unruhig schnoberten, und er ließ das Licht bei ihnen brennen. Dann lief er, von ersten großen Tropfen getroffen, hinüber in den Kuhstall und schloß die Wetterseitenfenster. Er ging nochmals hinaus, um den jaulenden Hund loszuketten, der bei Gewittern ins Haus wollte.

Schon blitzte und donnerte es in allen Himmelsrichtungen. Peter besann sich darauf, daß ein Dachfenster offen war. Beim Ersteigen der Treppe hörte er Andreas auf seinem Motorrad einfahren.

Oben trat ihm seine Frau aus dem Schlafzimmer entgegen. Sie war vollständig angekleidet.

„Du schläfst nicht, Erika“, sagte er.

„Wie soll ich denn schlafen können, Mann.“

„Ich will das Dachfenster zumachen; ich komme gleich wieder runter. Andreas hat eben eingetrieben.“

Er wußte, daß seine Frau sich fürchtete.

Eilig stieg er die Bodentreppe hinan, erklimmte die Leiter neben dem Schornstein und griff nach dem Dachfensterbügel. Dabei überkam ihn der Gedanke, daß die ganze Fürsorge ja eigentlich sinnlos sei. Ich habe mich hier von allem losgesagt, dachte er; nichts kann mich mehr halten.

Über ihm zuckten unaufhörlich Blitze. Hohl wie in einem Gewölbe rollte der Donner. Peter trat noch zwei Leitersprossen höher und steckte den Kopf zum Dachfenster hinaus. Der Schornstein roch brandig.

Im Blitzen sah er das lang gestreckte Dorf, sah südwärts den Sandberg mit seinen wenigen Schirmkiefern und die Reihen der Kornpuppen überall auf den Feldern. Der Regen schlug ihm ins Gesicht, als ob er diesen Anblick nicht mehr haben sollte. Peter hakte das Fenster fest und stieg hinab.

Der knatternde Donner riß minutenlang nicht ab. Wie aus Mulden geschüttet platzte der Regen aufs Dach.

Der Bauer fand Frau und Sohn im Wohnzimmer. Erika Peter hatte die Federbetten hinuntergeschafft und Schuhe angezogen. Auf dem Tisch brannte die Gewitterkerze. Andreas lächelte über seine Mutter, die es hielt wie Eltern und Großeltern: Bei Gewitter wurde das Wertvollste, die Federbetten vor allem, bereit gehalten, und die Kerze mußte brennen.

„Toll wird's, Vater!“ sagte er.

„Ja. Du hättest auch eher eintreiben können; weißt, was wir vorhaben!“

Die elektrische Birne flackerte und flackerte, bis das Licht weglieb. Nun sah man die andauernde fahle Blitzhelligkeit vor den Fenstern. Der Regen rauschte in die Gartensträucher nieder.

„Eigentlich brauchten wir überhaupt nicht zu schlafen“, sagte Andreas.

Seufzend blickte ihn die Mutter an.

„Geht es wirklich gar nicht anders, Rudolf?“ fragte sie und griff nach ihres Mannes Ärmel. „Gibt's denn keinen anderen Ausweg?“

„Nein, keinen!“

Der Bauer wandte sich ab. Daß seiner Frau die Trennung schwerer als ihm fiel, wußte er. Rudolf Peter hatte während des Krieges eingeheiratet. Ihr tüchtiges Wirtschaften hatte gute Früchte getragen. Als im April 1960

die Genossenschaft „Heideland“ gegründet worden war, hatten Peters nicht umhin gekonnt, mit zur Gründungsversammlung zu gehen, denn der Bürgermeister selbst und Nachbar Arnhold hatten sie abgeholt. Und so hatte Rudolf Peter die Beitrittsklärung unterschrieben, ohne sich recht im klaren darüber zu sein, was danach im einzelnen folgen werde. Zunächst war auch so gut wie nichts geschehen. Die Leute, die den Bauern wochenlang mit ihrer Aufklärung in den Ohren gelegen hatten, waren aus dem Dorf verschwunden, und alles war wie eh und je weitergegangen. Jeder hatte sein Heu für sich eingefahren, hatte das Korn gemäht, und keiner dachte daran, sich ernstlich ums genossenschaftliche Wirtschaften zu bemühen. „Kommt Zeit, kommt Rat“, sagten die Unwilligsten. „Unsere Unterschrift haben sie, aber uns haben sie noch nicht. Im Herbst, nach der Ernte, fangen wir vielleicht an, wenn's eben gar nicht anders gehn will.“ Solche Leute saßen jeden Abend an ihren UKW-Empfängern und ließen sich von gutbezahlten großmäuligen Hetzern aus Westdeutschland und Westberlin, die kaum Schafe von Ziegen unterscheiden konnten, erklären, was zu tun sei und wie sich der auf seine „Freiheit“ bedachte Bauer zu verhalten hätte. Auch Peter war verhetzt, wenngleich vieles ihm eigene Gedanken abforderte. Der letzten Bauernversammlung war er ferngeblieben. Nun hielten sich schon seit mehreren Tagen Mitglieder der Genossenschaft einer Nachbargemeinde und Mitarbeiter des Staatsapparates hier im Ort auf, um den Zögernden bei der Einrichtung alles Notwendigen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Höchste Zeit wird's, daß wir verschwinden! dachte Peter. Man überredet mich sonst noch genau so wie Arnhold.

Er schrak vor einem jähen Blitz zurück, dem sofort grellknatternder Donner folgte.

„Das hat eingeschlagen!“ sagte Andreas.

„Mein Gott!“ flüsterte die Mutter.

Rudolf Peter hastete hinaus. Die Pferde keilten an die Bohlen. Kühe und Schweine brüllten. Blitz auf Blitz fuhr nieder, und das Donnern nahm kein Ende. Aber es regnete mäßiger.

Der Sohn war durch die Ställe gerannt und kam dem Vater entgegengeürzt, als dieser erst wenige Schritte von der Haustür entfernt war.

„Bei Arnholds lodert die Scheune!“ schrie Andreas. „Tatü! Tatü!“

„Dummer Bursche!“ sagte Peter und eilte weiter. Noch ehe er die Haus-ecke erreichte, fuhr ihm Brandgeruch in die Nase, und er sah aus Arnholds Scheunendach helle Flammen lohen.

„Andreas“, brüllte er, „zu Ziegenbalg, der soll 's Feuerhorn blasen!“

Peter besann sich: Bevor die Motorspritze am Teich sein kann, vergehn fünf Minuten. Zwischen Arnholds und meiner Scheune sind keine drei Meter. Der Wind bläst auf uns zu!

Zitternd und zagend stand seine Frau vor der Haustür. Das elektrische Licht brannte wieder. Die Hoflampe war eingeschaltet. Erika Peter hustete vor Qualm.

„Arnholds Scheune!“ sagte er und legte die Hand beruhigend auf ihre Schulter. „Ich laufe ’nüber; vielleicht haben sie noch gar nichts gemerkt. Der Wind steht dumm. Kette du die Kühe los und treibe sie in den Grasgarten!“

Verzweifelt irrte Herbert Arnhold hin und her. Seine Frau, seine Mutter und die Kinder weinten. Der Regen hatte fast ganz aufgehört, und auch das Gewitter grollte schwächer, obwohl die Blitze noch immer für Sekunden die Nacht zum Tag machten. Der Hof war voll Rauch. Arnholds Ältester führte die schnaubende Stute mit dem halbjährigen Fohlen weg. Krachend platzten die Scheunendachziegel.

„Mein Heu für den Winter!“ klagte Arnhold händeringend. „Die schöne Dreschmaschine! Kommt denn die Spritze endlich, Rudolf?“

„Hast du deine Zugmaschine in der Scheune?“

„Die ist auch drin, du lieber Gott. Meine Gedanken lassen mich im Stich. Was machen wir nur?“

Das Feuerhorn gellte durchs Dorf. Immer mehr Nachbarn kamen zu Hilfe. Rudolf Peter hatte die Scheune mit einer Axt aufgebrochen und fuhr die Zugmaschine heraus. Der Leiterwagen auf der hinteren Tenne brannte schon, aber es gelang, auch diesen zu retten.

Inzwischen waren die Spritzenschläuche vom Dorfteich her ausgelegt worden, und Adolf Ziegenbalg kam mit dem Strahlrohr gerannt. „Wasser, marsch!“ schrie er.

Brandmeister Wehrtmann sagte zu Peter, daß dieser für alle Fälle sofort seine Scheune räumen möge. Peter starrte auf den flammenbeleuchteten Giebel und stieß sich zwischen den Menschen hindurch. Als er bei Arnholds Tor anlangte, wurden soeben die Schläuche einer auswärtigen Spritze, wahrscheinlich der von Sacka, in größter Eile herangebracht.

Auch Peters Hof wimmelte von Leuten. Peter drängte sich durch. Er sah, daß man seine Scheune bereits geöffnet und das Automobil herausgeschoben hatte, aber er verweilte nicht, sondern half, Sauen und Ferkel wegzutreiben.

Bald traf auch die Dobraer Spritze ein. Doch das Feuer war schon auf seinen Herd beschränkt.

Rudolf Peter, der hinter seiner Scheune auf Flugbrände achtete, wischte sich den Schweiß vom Gesicht, wobei er merkte, daß er sich die Brauen versengt hatte, und blickte an den wolkenzerfetzten Himmel. Einzelne Sterne ließen sich sehen. Die Schwüle war vergangen. Es blitzte nur noch ganz in der Weite.

Eben wollte Peter zu den Männern beim Holzplatz gehen, als er je-

manden laut sagen hörte: „Sonnenklar ist die Sache! Soviel Koffer und Zeug. Er wollte natürlich abrücken! Wenn's dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis tanzen!“

Erschrocken begriff Peter und spähte nach dem Sprecher, der mit anderen Leuten hinter Holundergebüsch stand. Heiß und kalt überlief es den Bauern. Alles war ihm klar.

Als er hinter der Scheune hervortrat, sah er seinen „Wartburg“ umringt.

Betreten ging er näher. Er spürte die ablehnenden Blicke. Niemand sprach.

Peter blinzelte ins Hoflampenlicht und mußte niesen.

„Prost auch!“ sagte einer laut und höhnisch. Viele lachten. Dann nahm wieder das Schweigen überhand.

Mit hängenden Armen blieb der Bauer stehen und starrte zu Boden. Das Geschehen der letzten Stunden wogte in seinem Fühlen und Denken auf und ab. Er wußte plötzlich, daß die Angst um Haus und Hof, um Tiere und Maschinen viel echter und stärker gewesen war als jener unselige Trieb, die Koffer zu packen und die günstigste Stunde des Abrückens zu bestimmen. Das Quieken der Schweine, das Brüllen von Kühen und Kälbern, das Wiehern seiner Pferde, der Hausrat, den Hilfsbereite hinausgetragen hatten, dies alles rührte ihn tief. Rudolf Peter empfand, daß er sich hier stets in einer Gemeinschaft befunden hatte, wenngleich ihm das, wie so manchem, nie etwas Besonderes gewesen war; er empfand auch, daß das Davonfahren ein Weg ins Unbekannte, ja ins Verhängnisvolle geworden wäre. Und er fühlte den Drang, allen entgegenzugehen und jedem einzelnen die Hand zu drücken.

Aber das vermochte er nicht. Trotzig schneuzte er durch die Finger, zog die Schultern hoch, ging in den Pferdestall und lehnte sich gegen die Wand. Draußen wurde lauter gesprochen.

Andreas streckte den Kopf zur Tür herein und sagte: „Vater, der Bürgermeister!“

Peter wurde ganz bleich, riß die Uhr aus der Tasche, steckte sie weg, und trat rasch zu seinem Sattelpferd in den Stand.

Der Bürgermeister war hereingekommen und sagte: „So, Rudolf, das Feuer wäre gelöscht. Wenn du willst, kannst du deinen ‚Wartburg‘ wieder in die Scheune fahren!“

Stumm riß Peter an der Pferdemähne.

„Los, los, komm! Die Leute brauchen das Maul nicht noch länger aufzusperren.“

„Recht hast du, Alfred“, antwortete Peter befreit. „Wenn's dem Esel zu wohl wird . . ., na, und so weiter.“

Die Neugierigen traten beiseite, als der Bauer kam und ins Automobil

einstieg. Peter sah weder nach links noch rechts, sondern fuhr dicht an die Haustür. Dort stieg er aus, sagte zu seiner ängstlich harrenden Frau: „Wir bleiben da!“ und stellte den ersten Koffer hin. Erika Peter zog ihren Mann am Ärmel in den Hausflur, schob die Tür zu und umarmte ihn. Als sie wieder öffneten, sahen sie, daß sich die Leute verlaufen hatten.

Der Geldschrank

Jeden Abend studierte Albin Hauke die zwei Zeitungen, die er sich hielt, und wenn er etwas Besonderes gefunden zu haben meinte, las er es seiner Frau vor und besprach's womöglich lange und ausführlich mit ihr, ganz gleich, ob es sich da nun um die Politik oder vielleicht um eine maschinelle Verbesserung in der Landwirtschaft handelte.

Doch eines Abends im Spätherbst legte er die Tabakspfeife nicht weg, obwohl er, im Anzeigenteil der Bezirkszeitung, schon zum zweitenmal folgendes gelesen hatte: „Geldschrank für 250 DM preisw. zu verk. Interessenten wenden sich an Ella verw. Dutzschke, Hirschgarten-Anbau, N. 56“.

Albin Hauke sagte deswegen nichts, weil er beschlossen hatte, diesen Geldschrank zu kaufen.

Zwei Tage später, am Sonnabend, nach der Arbeit, rasierte er sich sorgfältig, zog saubere Kleidung und Schuhe an, band sich einen Schlips um und setzte sogar den schwarzen Hut auf.

„Wohin geht's denn eigentlich?“ fragte seine Frau.

„Ich bin zum Abendessen wieder hier. Dann weißt du mehr. Warte, auch wenn's später werden sollte.“

Wenn er so antwortete, war nichts weiter zu erfahren.

Also ließ die Frau ihn auf seinem Fahrrad davontreten.

Er hatte zwei Dörfer hinter sich zu bringen, und als er den Eichenwald vor Hirschgarten-Anbau erreichte, dunkelte es bereits. Beim Gasthaus „Hubertus“ hielt er an, ging hinein und trank im Stehen vor der Theke einen doppelten Doppelkümmel. Keine zwei Minuten später schwang er sich schon wieder auf den Sattel.

Dutzschkes Villa stand in einem großen Garten. Aus einem Vorderfenster fiel das Licht in die Edeltannen. Dort drin sitzt sie, Dutzschkes zweite Frau, und wartet auf Interessenten, dachte der Bauer grimmig. Dazu hatte er Grund genug.

Die Villa war in dem Jahr gebaut worden, in dem er, Hauke, sechs Monate gesessen hatte, im Herbst 1932 genau, vor achtundzwanzig Jahren, zu einer Zeit, da sich Armut und Elend auch unter den Bauern rasend vermehrt hatten. Mancher war da von Haus und Hof gekommen. Aber der

Viehhändler Erwin Dutzschke hatte sich damals diese teure Villa errichten lassen können! Vom Elend hat der sein Wohlleben geführt, dachte Albin Hauke. Wir haben Margarine aufs Brot geschmiert und die Butter verkauft, und der hat gehandelt, prozessiert und die Leute begaunert, wo er nur konnte, und mich hat er zu aller Schande auch noch hinter die Gitter gebracht!

Dutzschke hatte Albin Haukes Getreide auf dem Halm pfänden lassen, denn Hauke hatte durch Unglück im Stall eine junge ostpreußische Herdbuchkuh gegen hohe Vierteljahreswechsel kaufen müssen und war dann schon beim ersten Fälligkeitstermin zahlungsunfähig gewesen. Bitten um Aufschub hatten nichts genützt. Doch um die amtliche Pfändung hatte sich Hauke in seiner großen Not und Verstörung nicht geschert, hatte einfach das Getreide eingefahren, gedroschen und verkauft. Freilich hätte er sich über das Unrechtmäßige seines Handelns nicht im unklaren sein dürfen, und das war auch nicht so ganz der Fall gewesen, aber der Zorn darüber, daß die Kuh gar keine echte Ostpreußin, sondern eine fünfjährige Mischrassige mit abgefeilten Hörnern – um weniger Jahre vorzutauschen – gewesen war, diese traurige Ernüchterung erst hatte ihn zum Gesetzesverletzer werden lassen. Den Betrug des Viehhändlers jedoch hatte der Vierlehner Amtsrichter mit einer Handbewegung abgetan. Es war zu keiner Verhandlung gekommen.

Heute, in unserem neuen Staatswesen, könnte das gar keinem Bauern mehr passieren, dachte Albin Hauke. So, und jetzt werde ich an die Palastpforte klopfen. Jedenfalls kaufe ich den Geldschrank, wenn er in Ordnung ist! Wir brauchen ihn ganz nötig; der Buchhalter liegt mir damit schon seit Monaten in den Ohren.

Er klopfte an die Haustür. Es dauerte ziemlich lange, ehe Licht durch die Scheibe schien.

„Wer ist draußen?“ fragte eine hohe Stimme, die wie versoffen klang. „Geht denn die Klingel nicht?“

„Ein Interessent ist draußen.“ Albin Hauke waren Klingeln etwas so Ungewohntes, daß er überhaupt nicht daran gedacht hatte, nachzusehen, ob hier eine vorhanden sei.

„Ich mache nicht für jeden auf.“

„Aber ich will Ihren Geldschrank kaufen!“

„Ach so. Gleich, gleich.“

Ergeben wartete Hauke.

Als geöffnet wurde, merkte er, daß die Viehhändlerswitwe, eine grau-zottlige verlebte Frau Ende Fünfzig, tatsächlich getrunken haben mußte, denn ihre glänzenden Augen und der Likörhauch verrieten genug.

„Herein!“ sagte sie forsch. „Wer Geld bringt, herein! Ich habe immer noch was zu verkaufen! Bloß an den Staat gebe ich nichts, guter Mann!“

„Ich komme auf die Annonce hin“, sagte Albin Hauke.

„Welche? Ich gebe jede Woche Verkaufsannoncen auf.“

„Geldschrank“, brachte Hauke nur hervor. Liköratem und Parfümgeruch benebelten ihn.

„Herein!“ sagte die Dutzsche und raffte ihren fleckigen Schlafrock, bevor sie voranging. „Ein guter Tropfen Kirsch steht für den Kaufabschluß da; so hat's mein seliger Dutzsche immer gehalten.“

Sie lachte merkwürdig wohlklingend; es war wie ein Lachen aus besseren Tagen.

Vom Sessel, auf dem Albin Hauke Platz nehmen sollte, mußte er die struppige Katze vertreiben, die buckelte und nachher ihre Krallen im Teppich schärfte.

„Zuerst allemal ein Gläschen“, sagte Ella verwitwete Dutzsche, „dann fangen wir gleich an, mein Guter.“

Bei dieser Rede fiel dem Bauern ein, daß Dutzsches zweite Frau Kellnerin im Vierlehner „Fuchsbau“, einer verrufenen Kneipe, gewesen war, und er befürchtete, daß sie ihm trotz ihres Alters schamlos kommen könnte.

„Ich will bloß den Geldschrank“, sagte er darum vorsichtshalber. „Wissen Sie denn überhaupt, mit wem Sie's zu tun haben, Frau Dutzsche?“

„Ich frage nicht danach, wer mir Geld bringt. Wir haben uns nie gesehen. Oder doch?“

„Nein, damals lebte seine erste Frau noch. Mein Name ist Hauke, Albin; ich wohne drüben in Kautz. Er hat mich wegen einer Wechsel- und Pfändungsgeschichte sechs Monate hinter schwedische Gardinen gebracht, aber zuerst hatte er mich mit einer Kuh schwer begaunert.“

„Dutzsche hat immer Prozesse geführt“, antwortete die Witwe. „Prozesse waren ihm das halbe Leben. Wechsel und Pfändung sind Spezialitäten von ihm gewesen. Ich habe mich nicht weiter drum gekümmert. Wozu auch. – Jetzt scheint's Ihnen ja viel besser zu gehn als Anno dazumal.“

„Ja, das kann man getrost sagen.“

„Sonst brauchten Sie keinen Geldschrank, meine ich.“

Sie lachte heiser, guckte verschmitzt und deutete auf den Schrank.

„Dort steht er! Mein Dutzsche hat viel Geld und Wertsachen drin gehabt. Tausende, guter Mann, ach, was sage ich: Zehntausende!“

„Darf ich ihn mal näher ansehen?“

„Selbstverständlich. Der Schlüssel steckt. Es ist nichts drin jetzt. Aber Dutzsche hat viele Zehntausende drin gehabt. Das Tresorfach ist nicht groß, bloß so, daß es für die besonderen Wertsachen reicht.“

Albin Hauke stand auf und sah sich den Schrank an.

„Wie er da steht, bare zweihundertfünfzig – das ist halb geschenkt, guter Mann. Er soll Ihnen recht viel Glück bringen – toi, toi, toi!“

„Ich kaufe ihn!“ sagte der Bauer. „Schreiben Sie mir eine Quittung, Frau Dutzschke, wenn's keine Umstände macht.“

Die Witwe holte sich vom Fensterbrett Tinte, Federhalter, Stempel, Stempelkissen und einen Bogen Papier und begann zu kritzeln. Hauke hatte sich wieder gesetzt und rührte sich nicht.

Während sie das Papier mit dem Viehhandlungsstempel ihres verstorbenen Mannes stempelte und zum Trocknen schwenkte, sagte sie: „Weil Sie's sind und weil mein Seliger gegen Sie gesündigt hat, habe ich zehn Mark nachgelassen, Herr Hauke. Zweihundertvierzig also zahlen Sie mir! Und viel, viel Geld in die Fächer! Das ist mein guter Wunsch.“

Hauke faltete die Quittung und legte sie in seine Briefftasche, der er Geldscheine entnahm.

„Ich bin kein Viehhändler“, sagte er. „Solche Leute haben wir bei uns nicht mehr. Für *mein* Geld brauche ich auch keinen eisernen Schrank, Frau Dutzschke; mein Geld liegt sicher auf der Bank. Das, was mir Ihr Mann getan hat, wird nie wieder jemandem von uns passieren! Die Zeiten haben sich geändert.“

Mißtrauisch blickte sie ihn an und rollte ein künstliches graublondes Schlafenlöckchen um den Federhalter.

„Mit einem Wort: Wir brauchen den Geldschrank für unsere Genossenschaft, Frau Dutzschke! Ich bin der Vorsitzende. Hier ist Ihr Geld! Den Schrank, den lasse ich bei Gelegenheit mit abholen.“

Voller Genugtuung verabschiedete sich Albin Hauke, setzte seinen schwarzen Hut auf und ließ Ella verwitwete Dutzschke ganz verblüfft zurück.

Sie betrachtete an diesem Abend den Geldschrank noch häufig und erinnerte sich wehmütig ihrer besseren Tage, wobei sie die Literflasche mit Kirschlikör leerte.

Der Empfang

Solche Aufregung hatte es bei Kilians in Beerwalde selten gegeben. „Zum Empfang, zum Empfang!“ sagte Gottfried Kilian immer wieder einmal zu seiner Frau, die nicht weniger durcheinander war. „Und den Zug dürfen wir nicht verpassen!“ Herta Kilian zeigte aber ihre Aufregung nicht so, während sie das Bügeleisen handhabte. Ihr Haar war voller Lockenwickel. Darüber hatte sie ein Kopftuch gebunden, weil Gottfried Lockenwickel nicht leiden konnte.

„Warum ist denn der Vorstand gerade auf uns verfallen, Mann?“ Sie hatte bisher wirklich noch keine Zeit zum Fragen gefunden.

„Darauf ist leicht geantwortet: Weil wir in der Ferkelaufzucht im ganzen Kreise vorangehn.“

Das stimmte. Als Dank und Auszeichnung hatten Vorstand und Partei-gruppe der Beerwalder Genossenschaft entschieden, daß die beiden Karten zum festlichen Empfang des Kreisrates anläßlich des elfjährigen Bestehens der Deutschen Demokratischen Republik an Kilians fielen. Lange hatte der etwas schüchterne Bauer alles mögliche eingewandt, doch das gute Zureden war endlich von Erfolg gewesen. Kilians hatten mittags zu arbeiten aufgehört, um genug Zeit für die Vorbereitungen zu haben. Gottfried war kurz vor Ladenschluß zum Dorffriseur Liebchen gerannt.

„Wenn ich nicht reden muß, möchte alles gut sein“, sagte er beim Einknöpfen der Manschettenknöpfe und beruhigte sich ein wenig, als er an Reinhard Hammer, den Parteisekretär, dachte, der geschworen hatte, daß bei einem Empfang nur gegessen, getrunken und, möglicherweise, getanzt werde. Auf die mißtrauische Entgegnung, daß doch wohl noch niemals ein Beerwalder so eine besondere Festlichkeit mitgemacht habe, hatte Hammer gesagt, daß er's trotzdem wisse; ein städtischer Genosse habe es ihm auf der Bezirksparteischule erzählt.

„Du, Herta, ich glaube, Hammer Reinhard hat recht. Als wir noch junge Burschen waren, vor dreißig Jahren, da hatte doch der Baron manchmal Empfang auf dem Schloß, im Winter – du weißt's sicher auch noch –, und da haben wir zugesehen, wenn die Kaleschen und die Autos ankamen. Da stiegen lauter Hochmögliche aus. Die Weiber hatten Pelze und silberne Schuhe an. Wir sind abends in die Parkulmen geklettert und haben in die Jagdhalle geguckt, in der großartig getafelt wurde. Getanzt haben sie auch. Ja, und überall blitzte es nur so von Halsketten und Geschmeide.“

„Ach, Mann“, antwortete Herta Kilian bedrückt. „Pelze und Silberschuhe sagst du, Halsketten und Geschmeide. Und ich in meinem einfachen Kleide.“

„Laß nur“, sagte Gottfried. „Wir machen nicht viel Aufhebens, setzen uns hübsch bescheiden in eine schummrige Ecke.“

Seufzend nickte die Bäuerin, eine stattliche Vierzigerin, die in ihrem dunkelblauen Kleid mit dem weißen Kragen sehr gut aussah.

Das fand auch Jutta, ihre Tochter, als sie in ihren lehmigen Gummistiefeln vom Feld hereinkam.

„Alle Männer werden sich in dich vergucken, Mutter“, sagte sie.

„Schnickschnack“, sagte Vater Gottfried und mahnte zum Aufbruch. Aber Jutta wollte für die Mutter erst noch Kölnischwasser holen. Ungeduldig ging der Bauer nochmals in den Stall und sah nach den Schweinen. „Ihr habt's uns eingebrockt“, sagte er, „ihr alten Fettsäcke!“

Seine Frau rief.

„Hast du auch alles beisammen?“ fragte sie, als er in den Hausflur kam.
„Ich denke doch.“

Jutta sagte: „Dein Parteiabzeichen fehlt, Vater!“

Nun mußte er nochmals die Treppe hinaufsteigen.

Trotz des Aufenthaltes kamen sie zehn Minuten zu früh zum Kleinbahnhof. Ihre blanken Schuhe raschelten im gilbenden Lindenlaub, das den Bahnsteig bedeckte. Sie waren die einzigen Zustiegenden und hatten ein ganzes Abteil für sich allein.

Während der Fahrt schwiegen sie meistens. Gottfried rauchte eine Zigarre. In Dippelsdorf, hinterm Teichdamm, wo der Zug einige Zeit warten mußte, sagte Herta, als der vollbesetzte Gegenzug mit hellen Fenstern eintraf: „Um elf fahren wir wieder heim, Gottfried!“ Das beruhigte auch ihn für ein Weilchen fast ganz.

Auf der Station „Weißes Roß“, mitten in der Stadt Radebeul, stiegen sie aus und liefen die gepflasterte Paradiesstraße hinan. Gottfried Kilian kannte sich hier aus, denn er hatte vor Jahren zwei Fuder Speisekartoffeln zur Berggaststätte „Friedensburg“ gefahren, in der ja die Feierlichkeit stattfinden sollte. Aufgeregte Kinder mit bunten Lampions, in denen aber noch keine Kerzen brannten, begegneten ihnen. Von der Elbe her tutete ein Dampfschiff. Der Abendwind schaukelte die Straßenlaternen.

„Rechter Hand hast du die nebligen Lößnitzhöhen mit den Weinbergen“, sagte Gottfried.

„Wein wird's dort auch geben. Na, ich trinke nicht viel.“

„Ausschließen können wir uns nicht.“

„Wie weit ist's noch? Regnen wird's bald. Gut, daß ich den Schirm habe.“

„Wir gehn hier an der Gartenmauer hin, nachher die Jägerhofstraße hinauf – da keucht man ein bißchen –, na, und dann sind's ungefähr noch zehn Minuten.“

Als das Lichtgeflimmer der Friedensburg durch naßglänzende Bäume und Sträucher im Nebelungewissen zu sehen war, blieb Herta Kilian stehen, ergriff den Arm Gottfrieds und sagte gepreßt: „Dort ist es wohl!“

„Ja. Werde mir jetzt nicht bei den letzten Metern noch kopfscheu, Frau!“

Seine Forsche täuschte Herta nicht. Er macht sich selber Mut, dachte sie. Und als die beiden, die ihr Zagen immer weniger voreinander verbargen, den weiten erleuchteten Hof der Berggaststätte betraten und der parkenden Automobile ansichtig wurden, blieben sie wiederum unwillkürlich stehen, kehrten sich gegeneinander, schauten sich an und atmeten heftig. Herta zog die Brauen zusammen, und er hielt unbehaglich den Kopf schief.

„Jetzt denkst du wieder an die verdammten Silberschuhe!“ sagte er.

„Ja, wirklich. Und du, du denkst an 's Geschmeide.“

Ihr mattes gemeinsames Lachen erleichterte das Weitergehen nicht.

Langsam und langsamer schritten sie dem doppeltürigen Eingang zu, durch dessen große beschlagene Scheiben man undeutlich Gestalten wahrnehmen konnte.

Mehrere Leute, die aus einem buschigen Seitenweg von der Stadt drunten gekommen waren, traten vor Kilians ein. Sowie das Türschloß einschnappte, wußte Gottfried, daß die günstige Gelegenheit zum unauffälligen Hineinschlüpfen verpaßt war.

„Ich darf hier nicht mit hinein!“ las er laut das Schild, auf dem ein weinender Dackel abgebildet war, und nahm den Hut ab.

„Das Herz klopft mir zum Zerspringen, Mann!“ flüsterte Herta.

Aber da packte Gottfried mannhaft ihren Arm, zog sie die zwei oder drei Stufen empor, riß, indem er die Augen wie vor einer Gefahr zudrückte, den Türflügel auf und schob seine Frau hinein.

Er hatte die Klinke noch nicht losgelassen, als ihnen auch schon ein ziemlich dicker Mann in schwarzem Anzug beweglich entgegenkam, die Arme empfangend ausstreckte und Herta Kilian die Hand schüttelte.

„Herzlich willkommen, Genossin Kilian aus Beerwalde!“ sagte er. „Willkommen, Genosse Kilian!“

Verdattert erkannte Gottfried den Vorsitzenden des Kreisrates, der offenbar noch etwas hatte sagen wollen, der jedoch neue Gäste begrüßen mußte, so daß er sich gezwungen sah, Kilians mit einer freundlichen Handbewegung weiter zu weisen.

„Der kennt uns“, raunte Gottfried, um dann dicht am braunen Ohr seiner Frau zu sagen: „Der Ratsvorsitzende kennt uns, Herta!“

„Ja, ja“, sagte Herta freudig. „Mußt aber weitergehen, Gottfried!“

Zwischen zwei Wimpernschlägen sah sich der Bauer im Geist auf dem sauberen Stallgang stehen, vermeinte Grunzen und Quieken zu vernehmen, und der Kreisratsvorsitzende sprach mit ihm und Herta, fragte verschiedenes, und sie hatten mit ihm geredet ganz wie mit ihresgleichen. Natürlich, er ist früher doch selber Hofknecht gewesen, konnte Gottfried gerade noch denken, dann zog ihn Herta mutig vorwärts.

Aber sie kamen nicht weit in Licht und Stimmengewirr der großen Veranda hinein, denn jemand versperrte ihnen den Weg, einer in grüner Uniform, der zwei Aktivistenabzeichen trug, und Kilians erkannten Hans Edlich, den ehemaligen Forstarbeiter aus Beerwalde, vom verstorbenen Haumeister Emil Edlich den Sohn, der in Tharandt studiert hatte und der jetzt Oberforstmeister war.

„Oh, wir haben uns auch lange nicht geschn!“ sagte er. „Kommt nur gleich an unseren Tisch, Herta, Gottfried! Die Mäntel schaffe ich zur Garderobe.“

Hans Edlich ging voran.

Benommen folgten Kilians. Gottfried führte seine Frau an der Hand. Das war wohl seit der Trauung kaum jemals wieder passiert.

Unwillig drehte er sich um, weil sie stehenblieb. Da blickte er Gretel Horn, der Frau vom Guriger Bürgermeister, mitten ins lachende Gesicht, und Arno Horn drückte ihm fest die Hand.

Während die Frauen noch die Köpfe tuschelnd zusammensteckten, dachte Gottfried Kilian: Alle aus unserer Gegend!

Herta schubste ihn.

Stumm setzte er sich, im Mantel noch, und mußte sich gleich wieder erheben, weil ihm die Oberforstmeistersfrau die Hand reichte.

Ihr Mann nahm Kilians Mäntel, den Regenschirm und Gottfrieds Hut und verschwand.

Kaum hatten sie sich niedergelassen, winkte von der Fensterseite einer, und das war der Riepenhainer MTS-Direktor, neben dem Doktor Michel, der Kreistierarzt, saß, der ebenfalls grüßend nickte.

„Wahrhaftig, man kennt ja hier beinah alle!“ sagte Gottfried. „Lauter bekannte Gesichter.“ Er schaute die schmucke Förstersfrau und dann Herta an, die soeben, über ihre Stuhllehne hinweg, mit der Verkaufsstellenleiterin des Mittelguriger Konsums am Nebentisch einen Händedruck gewechselt hatte.

Gottfried Kilian wurde es so wohl zumute, daß er nach den ersten Begrüßungsworten des Ratsvorsitzenden fast Beifall geklatscht hätte. Früher sind wir in die Parkulmen geklettert, wenn ein Empfang war, dachte er, aber heute – heute sind wir mit dabei!

Auf Zehenspitzen kam Hans Edlich heran und nahm Platz. Herta Kilian schob die leeren Weingläser ein wenig zur Tischmitte, weil sie fürchtete, daß eins umgestoßen werden könnte, und lächelte ihrem Mann zu. Dann lauschte auch sie weiter der herzlichen Begrüßung.

DREI AKADEMISCHE GEDICHTE

Alma Mater Conventionalis

Gegipster Kentaur.
Die Luft stockt im Takt.
Der Stuck an der Mauer
klebt goldüberlackt.

Virgilsche Eklogen
hexametern stumm
auf marmornem Bogen
des Eingangs herum.

Pomadenperücke.
Die Theodizee.
Dazwischen drei Schlücke
vom Hauskräutertee.

Es biegt sich das Buchbord
vor Nietzsche und Gleim.
Und Vorsicht: kein Brecht-Wort.
Das Haus stürzt sonst ein.

Mittelhochdeutsches Stündchen

Ich sitz im schmalen Zimmerloch.
Der Kopf lernt stur: aus min wird mein.
Frau B. bringt etwas Tee herein,
mir kommt die Diphthongierung hoch.

Doch halt ich mir die Hand vor 'n Mund.
Die Uhr schlägt ihre Stunde rund.
Sie tickt den Kuckuck aus dem Tor.
Ich werf den Taschenlexex vor.

Den Tee kipp ich in einem Zug,
eß Brot, das frisch war, als man's buk.
Die Mischung kommt im Magen an.

Ich überflieg den Kinoplan.
Gottfried, der im Grab die Ohren spitzt,
vermutet: Iwein unbenützt.

Bestandsaufnahme

Inmitten der Mansardenstube
bewahr ich meinen Reichtum auf:
Drei Kilo Verse, Metrikschlüssel
und Zigaretten zum Gedankenkauf.
In der Kommodengrube lagern
die Pläne für das nächste Jahr.
Erzählung, Hörspiel. Auch Gedichte.
Mal sehn, was wird. Die Zeit ist rar.

Mir steht der Sinn nach Campingfahrten,
nach Purzelbäumen durchs Getreide.
Da mahnt es schon: Lies lieber mich! –
gezeichnet: Von der Vogelweide.
Die Herren Sachs und Grimmelshausen,
sie tragen gleiche Bitten vor.
Und wegen Desinteresse ziehen
die Vormärzdichter mich am Ohr.

Oje, kommt rein, ihr Spukgestalten!
Ihr habt mir neuen Glanz enthüllt:
so sind mir nicht nur Verse eigen,
nein, alles was die Straße füllt.
Die Schwalben, die im Sturzflug fliegen.
Der Kinderblick, der Gras bestaunt.
Ein Stroh, dem Wind zum Spiel gegeben.
Lied, das vom Jahr Zweitausend raunt.

DIE FRAGE DES ALTEN MANNES

Fragen haben die Leute, Fragen ... Dabei bin ich einigermaßen gewappnet: Ich stehe nicht arglos in der Welt, rechne mit erwägbareren Möglichkeiten und verlasse zu keiner Stunde unvorbereitet das Haus. Vielleicht fragt unvermutet einer: „Darf man hoffen, daß du etwas zum 15. Jahrestag der Partei schreibst?“ Das kann passieren in diesen Tagen, weshalb ich durchaus nicht überrascht wäre. Nein. Ich wüßte sogar eine Antwort, etwa: „Natürlich, wenn es meine Termine erlauben“ oder „Ja, weißt du, es formt sich bereits, ich ringe zur Zeit mit zwei Versionen.“ Diese Antworten sind immer wahr, zudem hält mir die Formulierung „ich ringe zur Zeit“ weitere Fragen vom Leibe; sie deutet den künstlerischen Schaffensprozeß an. Und davor haben die Leute Respekt.

Doch neulich kam es anders. Ich hatte zu einem Lesenachmittag zugesagt, den die Nationale Front für Rekonvaleszenten in einem staatlichen Sanatorium veranstaltete. Zuerst ließ sich keine Überraschung ahnen, alles ging wie gewohnt. Ich überflog das Publikum und bemerkte unter den etwa vierzig Anwesenden überwiegend ältere Herrschaften, zumeist Frauen, die mir aus bequemen Klubsesseln erwartungsvoll entgegensahen. Oho, dachte ich und wählte das entsprechende Manuskript, denn ich finde mich gern künstlerisch bestätigt. Für dieses Milieu – Sanatorium, besinnliche Genesungsatmosphäre, Frauen um die Fünfzig – nahm ich eine Liebesgeschichte, die ich in die dreißiger Jahre zurückverlegt habe und deren jugendliche Helden an der Enge der gesellschaftlichen Verhältnisse scheiterten. So etwas spricht alle Altersstufen an, zumal sich in jeder Frau zeitlebens das Mädchen verbirgt, das sie einmal war. Je älter sie wird, desto mehr drängen es freilich die Jahre in Vergessenheit; doch sie ist im Grunde immer bereit, es für eine Stunde der Verzauberung wieder zu sein. Und wer kann ihr diesen Zauber ohne Gefahr verschaffen? Natürlich in erster Linie der Künstler.

Unter uns – ich spreche aus Erfahrung, denn ich las schon oft aus diesem Manuskript. Und der Erfolg stellte sich wie üblich auch hier ein: die Frauen vergaßen ihren Tee, ihre Augen wurden wieder jung. Selbst die wenigen Männer hörten interessiert, zumindest nicht ungern, zu. Als ich geendet hatte, rief eine untersetzte Frau mit gutmütig-rundem Gesicht

ostentativ aus: „Ach wie schade, daß es nicht weitergeht“, und wurde unter dem befreienden Gelächter der übrigen sogleich puterrot.

Ich begann in aller Ruhe die Befangenheit, die auch hier der Aussprache vorgelagert war, ein wenig zu lösen und stellte zunächst die Frage, ob den Anwesenden die Gestalten plastisch geworden seien und wie ihnen meine Sprache gefallen habe. Ich kenne natürlich längst das Echo aus dem Zuhörerraum – raunende Zustimmung erklang und jemand rief „wunderbar“ –, doch ich versäume nie die Gelegenheit, meine Überzeugung, daß ich einen gepflegten Stil schreibe, aus fremdem Mund bestätigt zu hören. Es verschafft mir Befreiung von leise bohrenden Zweifeln, die unerklärlicher Weise zuweilen entstehen.

Nun lief alles tadellos bis zum Schluß, und nach den letzten Worten der Veranstaltungsleiterin, einer literarisch beschlagenen Bibliothekarin, hätte nach menschlichem Ermessen kein stimmungstörendes Ereignis mehr eintreten dürfen.

Doch da kam – ich verstaute eben meine Siebensachen in der Kollegmappe – der alte Mann auf mich zu. Wie er sich aus der schon im Aufbruch befindlichen Versammlung löste, schneeweißer Scheitel über unauffällig blauer Hausjoppe, beharrlich bei jedem Schritt den gummigedämpften Spazierstock aufsetzte, das offenbar verletzt gewesene linke Bein nachschleifend – wie er so, beinah zaghaft lächelnd und die Augen unentwegt auf sein Ziel gerichtet, nach vorn strebte, konnte ich doch wirklich nicht ahnen, daß hier die leibhaftige Ursache dafür nahte, daß meine Nacht ohne Schlaf bleiben würde. Er reichte mir die Hand und sagte einleitend, es habe sich ganz nett angehört, was ich da gelesen hätte, jaja, unterhaltsam, vor allem – er dämpfte vertraulich zwinkernd die Stimme – für die Frauen. Dabei lachte er, als verstünden wir uns genau, ich aber fühlte mich hier bereits unangenehm getroffen und mußte schlucken. Ich liebe es nicht, wenn jemand so verkleinernde Wendungen für meine Arbeit gebraucht, wie „ganz nett“ oder „unterhaltsam für Frauen“. Das zeugt von Mangel an Takt oder, was das wenigste ist, an Verständnis für die Literatur. Für den alten Mann wollte ich das zweite annehmen; seine Hand hatte sich hart angefaßt, er schien ein Leben lang schwer gearbeitet zu haben. Deshalb verwand ich meinen Ärger und war beinah wieder versöhnt mit ihm, als er sagte, er sei Arbeiterveteran und gehe ins Zweiundachtzigste. Ein hohes Alter flößt mir Achtung ein, und als er meinte, er habe ebenfalls noch zur Feder gegriffen und schreibe die Erfahrungen seines Lebens auf, wurde geradezu mein Interesse an ihm wach. Ich bin beständig auf der Stoffjagd und beute bedenkenlos jeden Menschen aus, ob es nun eine Frau mit Vergangenheit oder ein alter Mann ist, den ich im Besitz von verwertbarem Gestaltungsmaterial weiß.

In der Hoffnung, aus der Niederschrift Nutzen für mich ziehen zu können, erklärte ich mich bereit, sie mir anzusehen. Doch er lachte und meinte, er müsse erst mal selbst damit zu Rande kommen. Aber ich könne ihm doch dabei helfen, sagte ich, die Flinte noch nicht ins Korn werfend.

„Nein, nein“, antwortete er darauf mit der starren Beharrlichkeit des Greisenalters, „das geht nicht gut, Herr Schriftsteller. Sie machen da zu schöne Worte, ja, aber die passen nicht für mein Leben. Sie können das gar nicht so sehen, so . . . so von der Klasse her, ja.“

Es verschlug mir die Sprache. Offen gestanden, mich wundert nachträglich, warum ich nicht einfach davonging. Doch es war sicher die Würde seines Alters, die mich diese banausische Meinung von der Erkenntnisfähigkeit des Talents ertragen ließ. Als ob es für den wirklichen Künstler ein ernsthaftes Hindernis geben könne, als ob nicht seine Intuition jedwede soziale Schranke beseitige. Und überhaupt, wie kam er ausgerechnet nach jener Lesung dazu, mein Einfühlungsvermögen anzuzweifeln?! Hatte ich mit dem gebotenen Stoffausschnitt aus meiner Liebesgeschichte, bei deren Gestaltung ich peinlichst auf Parteilichkeit bedacht gewesen war, etwa nicht meine gesellschaftskritische Sicht bewiesen?

Während mir das und anderes im Kopf herumging, räusperte er sich und begann: „Hätte natürlich nicht gedacht, welche Schwierigkeiten da sind, so beim Aufschreiben, ja . . . was da schon wieder vergessen ist.“

Er brachte seinen Kopf plötzlich nah an mein Gesicht, wurde ein wenig rot und sagte: „Wie war das denn bei Ihnen, ja, durch welches Erlebnis haben Sie zum erstenmal erfahren, daß wir da waren?“ Und da ich wohl wirklich verständnislos dreinsah, fuhr er fort: „Ich meine, wo haben Sie das . . . das Wetterleuchten vom neuen Leben gesehen?“

Das in dieser Verbindung ihm sicherlich ungewohnte Wort „Wetterleuchten“ hatte er gespreizt und schwerfällig ausgesprochen. Während er mich gespannt anblickte, wurde er sichtlich verlegen. Doch ich hatte seine Frage nun verstanden, nur – ich konnte sie nicht beantworten, wußte ums Leben und Sterben keine Antwort darauf. Ich war regelrecht hilflos und dachte zunächst nur, daß noch niemand eine solche Frage gestellt hatte. Was wollte dieser alte Mann eigentlich wissen? Mein Gott, was hieß hier „Wetterleuchten in einem Erlebnis“?! Man war fünfundvierzig nach Hause gekommen und fürs erste plan- und ratlos gewesen. Schließlich hatten sich Parteien formiert, viele Hände das Leben wieder angekurbelt, und man begann, sich zu orientieren. Man überprüfte seine Möglichkeiten und entschied sich . . . Natürlich ließen sich dafür Vergleiche finden, allegorische oder symbolische Bilder, versteht sich. Doch Vergleiche sind des Dichters, wenn ich so sagen darf, und die meinte der Mann nicht. Dieser alte Mann hatte von Erlebnissen gesprochen, und die hat bekanntlich jedermann.

In schneller Folge durchblitzte all das mein Denken, aber ich verbarg geschickt meine Hilflosigkeit (ich verstehe das). Ich schaute ihn währenddessen interessiert an, als sei es durchaus natürlich, daß er sich noch näher zu erklären habe. Das verfehlte denn auch seine Wirkung nicht, und er wurde unsicher. Er blinzelte etwas, rieb sich die Nasenspitze und meinte, mehr zu sich selber: „Je nun, sehen Sie, wir kommen eben nicht unter einen Hut, ja, Sie können das nicht so . . . ich bin ein alter Mann, wissen Sie, mit neunzehn den ersten Streik, Herr, mit neunzehn . . .“

Um es kurz zu machen: ich ging nun wirklich. Ich ging.

Auf der Zwischenetage blieb ich stehen und schaute zwei, drei Minuten aus dem Hausfenster in den dämmrig verblassenden Hof des Grundstücks. Beim Pförtner bat ich um die Erlaubnis, telefonieren zu dürfen und rief Lou an. Doch Lou war offenbar nicht daheim, niemand meldete sich. Auf der Straße erwog ich, nach Hause zu gehen. Aber meine Frau erfaßt mich nicht, wenn ich verstimmt bin, und es kommt zu Zerwürfnissen. So ließ ich den Gedanken sogleich wieder fallen und nahm die Straßenbahn – die Lesung war ja nicht vergütet worden –, um ins „Astoria“ zu fahren.

Als der zweite Kognak vor mir stand (Kognak klärt mich), wurden meine Sinne aufnahmebereit für die Tische der Umgebung.

Aber abends dann, abends im Bett, stand die verdammte Frage wieder vor mir und forderte gebieterisch Antwort. Sie hatte das Gesicht des alten Mannes, diese Frage, war gewissermaßen ein Teil von ihm, den ich wider Willen und unbewußt mit nach Hause geschleppt hatte. Ich war schon kurz vor dem Einschlafen, und nun wurde ich plötzlich hellwach. Ich gab mir große Mühe, das Gespräch mit dem Alten einfach beiseite zu schieben, es zu den übrigen Mißverständnissen zu legen, denen die sensible Veranlagung des Künstlers in einer gefühlsrohen Umwelt tagtäglich ausgeliefert ist. Es ist doch bereits ein Ärgernis für sich, von jemandem, dem jede persönliche Beziehung zur Literatur fehlt, das bildhafte Wort „Wetterleuchten vom neuen Leben“ hören zu müssen. Lieber Himmel, wenn die Leute wüßten, wie enttäuschend einfach, wie unerbittlich schmucklos die Gedankenwelt eines Schriftstellers ist.

Doch meine Verärgerung schob die Frage keineswegs beiseite, sondern steigerte eher noch die quälerische Dringlichkeit, die von ihr ausging. Als ich mich dabei ertappte, daß ich die Stationen meines Lebens durchstöberte, um zu ermitteln, worin sich mir vor 1945 eigentlich die Zukunft offenbart hatte, beschlich mich Unbehagen. Vielleicht hatte ein Ereignis, aus dem ich entnehmen konnte, daß es noch etwas anderes, die Naziherrschaft überdauerndes gab, innerhalb meines Gesichtskreises niemals stattgefunden? Oder ich hatte es übersehen – konnte ich es übersehen haben?

Na, das müßte sich gleich zeigen, dachte ich und beschloß, einfach der Reihe nach alle Etappen meines Daseins bis zum fünfundzwanzigsten Geburtstag, der gerade mit dem Ende des tausendjährigen Reiches zusammenfiel, durchzugehen. Ich begann bei meiner Kindheit, von der ich kaum noch etwas wußte, denn sie liegt in den großen Städten begraben.

Da haben wir es: ich dachte an jenem Abend wirklich, „Sie liegt in den großen Städten begraben“, obwohl man das allenfalls schreibt, vernünftigerweise aber niemals *denkt*. Und dabei erinnere ich mich dankbar Hemingways. In einem Gespräch, von dem ich kürzlich las, äußerte er: „Wissen Sie, warum ich niemals abends oder nachts schreibe? Abends hat der Mensch mehr Angst und mehr Illusionen.“ Wie richtig! Nachts werden die Gedanken phantasmagorisch aufgebauscht, nicht wahr, alles verzerrt sich trügerisch, weshalb ich diesen ausgezeichneten Hinweis nicht nur auf das Schreiben beschränke: ich bemühe mich geradezu, nach dem Dunkelwerden nur noch platte Alltäglichkeiten zu denken.

Doch die leidige Unruhe loszuwerden, die der alte Mann in meine Nacht gebracht hatte, half mir Hemingway leider nicht im geringsten. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte beharrlich Jahr für Jahr meines vergangenen Lebens an mir vorüberziehen lassen. Die Kindheit hatte ich schon durchlebt, in der eine samtene Jockeimütze, das Rohrstöckchen des Lehrers und das Kaffeekränzchen im Hause meiner Großtante dominiert hatten, und begann nun, die Lehrzeit zu durchforschen. Doch auch in diese Periode war niemals der Lichtstrahl einer kommenden Zeit gefallen; wir wußten ja kaum, was sich hinter den Konzentrationslagern verbarg, wir hielten sie für strenge, aber unerläßliche Erziehungsanstalten. Am Tage gab es die lockere Hand des Meisters, die dünnbelegte Frühstücksstulle, die heimliche Zigarette auf dem Klo, und abends das Buch von Storm, das erste Stelldichein und die Geländespiele der HJ. Schön. Und als ich mit siebzehn Brigitte kennenlernte, die einundzwanzigjährige und bereits geschiedene Brigitte mit der Zweizimmerwohnung am Stadtrand, begann jene kurze, aber sehr blonde Zeit, die mich die Umwelt förmlich vergessen ließ.

Oder meint man etwa, es hätte sich uns beim Arbeitsdienst, beim Barras dann im Krieg das andere, bessere Deutschland gezeigt? Sollte ich es vielleicht in der geistesengen Sturheit des Truppführers Grazer aus Graz, im frischfröhlichen Heldentod unseres Kompaniechefs, des Ritterkreuzträgers und Oberleutnants Thule erblickt haben? Die Frage stellen heißt doch wohl, sie . . .

Hier fiel mir auf einmal Däumling ein, der Oberschütze Däumling (er hieß gar nicht so), der in seiner Art das einzige aus dem Rahmen fallende Exemplar gewesen ist, das ich kennenlernte. Was mochte aus ihm geworden sein? Seit damals, seit jenem letzten Tag auf dem Bahnhof?

Ich setzte mich im Bett auf, verließ es kurzerhand, holte mir eine Zigarette und begann, als ich mit dem glimmenden Stengel wieder in den Federn lag, aus meinem Innern zu kramen, was darin von Däumling noch zu finden war.

Er war zu unserer Einheit gestoßen, als wir gerade drei Tage in Ruhe lagen. Ich sehe ihn wieder die verschlammte Dorfstraße daherkommen: klein, schwächlig, mit starken Augengläsern und dünnem Hals; die Unterlippe ließ er energielos hängen, und seine kurzsichtigen Augen blickten immerzu angstvoll aus seinem blassen Gesicht. Eigentlich hätte er einem leid tun können. Doch seine labile Konstitution bewirkte nur, daß alle lachten, zuerst belustigt, dann verächtlich; er machte beständig irgend etwas falsch und versagte in den einfachsten Situationen. Schon am Tage seiner Ankunft hatte er einen starken Zusammenprall mit dem Spieß, weil sein unmännliches Verhalten ums Haar zu einer Katastrophe geführt hätte. Genau genommen war sie bereits eingetreten. Däumling flatterte, als ihm unser Kradmelder auf der Dorfstraße entgegenkam, wie ein aufgeschrecktes Huhn hin und her. Statt an den Rand der mäßig breiten Fahrbahn zu treten und die Maschine wie ein vernünftiger Mensch an sich vorbei zu lassen, verlor er völlig die Nerven, ließ seinen Bekleidungsbeutel fallen, stolperte über den eigenen Karabiner und schlug der Länge lang in den schwabbligen Straßenmorast. Der fluchende Fahrer, der immerhin mit vierzig Sachen ankam, wollte von links umfahren, geriet jedoch in eine Panzerspur und konnte, stark bremsend, Schlimmeres nur noch verhindern, indem er an den Stamm einer Krüppelweide fuhr. Das Vorderrad war hinüber. Die Maschine fiel zwei Tage aus, und zwei Tage lang war die Verbindung sowohl zum Bataillon als auch zur Front unterbrochen.

Fünf Minuten später stand Däumling vorm Spieß, der so viehisch brüllte, daß der Schreibstubenbulle schnell die Fenster schloß. Wahrscheinlich hätte Hauptfeldwebel Lotze die Sache unter üblichen Umständen äußerst ernsthaft betrachtet. Wer jedoch das Häufchen Unglück sah, das da vor ihm zitterte, mußte unweigerlich glauben, daß sich der liebe Gott in seinem unerforschlichen Ratschluß mit Däumling einen Schöpfungsscherz erlaubt hatte. Der Spieß sagte wohl auch so etwas, nur drückte er's mit anderen Worten aus. Als ihn sein Toben erschöpft hatte, fragte er mit gequollenen Augen und tonlos heiserer Stimme: „Wie heißen Sie?“

„Oberschütze Breunling, Herr Hauptfeld.“

„Wie?“

„*Breunling*, Herr Hauptfeld.“

„Sie . . . Sie . . . Sie Däumling, Sie. Raus!“

Daher hatte Breunling seinen Spitznamen. Er blieb an ihm haften wie Klette, und manche erfuhren niemals, wie er wirklich hieß.

Also, was wir mit Däumling alles erlebt haben vom Sommer 42 bis zum Herbst 44, nein, das ließ sich während einer Nacht unmöglich rekonstruieren. Ich will nur noch zwei Beispiele anführen: Wir lagen im Raum von Kursk in dem unübersichtlichen Frontabschnitt. Däumling hatte sich freiwillig zu einem Spähtruppunternehmen gemeldet. Alles wieherte. Aber noch in der Nacht entschied der Zugführer, ein blutjunger Leutnant: „Jeder deutsche Soldat hat die Möglichkeit, sich im Kampf für den Führer auszuzeichnen. Niemand hat solch heroischen Entschluß zur Tat zu hemmen.“

Drei Uhr fünfzehn gingen sie los, ein draufgängerischer Unteroffizier, ein Gewehrführer, zwei verwegene Burschen mit dem Sturmabzeichen in Silber und – Däumling. Sie nahmen zunächst keine Notiz von ihm. Etwa hundert Meter vor der Stelle, wo sie die Front überqueren und durch einen Schlauch hinter einen russischen Stützpunkt gelangen wollten, übergab der Gewehrführer das LMG aus irgendeinem Grunde an Däumling, damit dieser es eine kurze Wegstrecke tragen, nur tragen sollte. Aber kaum, daß der Wechsel erfolgt war, stolperte Däumling so unglücklich über eine Wurzel, daß er strauchelte, den Halt verlor und mit dem Gesicht auf die Kante eines Baumstumpfes knallte, daß das Blut nur so aus der aufgeplatzten Lippe schoß. Dabei fiel ihm das LMG von der Schulter, die Mündung schaufelte in den Dreck, und der Deckel sprang klirrend auf. Eine Leuchtkugel stieg in unmittelbarer Nähe hoch, und der Spähtrupp hatte Glück, verlustlos, wenn auch unverrichteterdinge, mit dem ohnehin gefechtsuntauglichen Maschinengewehr wieder zurückzugelangen.

Aber die schlimmste Sache, die Däumling passierte, war natürlich die im Grabensystem vor Poltawa. Unser Alter war gefallen und durch einen bejahrten Oberleutnant, Reserveoffizier, ersetzt worden. Der nahm zunächst alles sehr ernst und kontrollierte mit dem Kompanietruppführer die Nachtposten. Als sie an die MG-Stellung von Däumling kamen, schlief dieser, als befände er sich im Bereitschaftsraum der Wach- und Schließgesellschaft. Die Frontlinien waren dort vierzig Meter voneinander entfernt, und der Alte, dem sich die Haare sträubten, rief Däumling leise an. Doch der schnarchte ungestört und leise weiter. Da zog der Alte die Pistole und schoß hart an Däumlings Ohr vorbei. Nichts. „Entweder der Kerl hat Nerven von Eisen oder eine Primitivität, die ans Idiotische grenzt“, flüsterte der Alte dem Kompanietruppführer zu und schoß zum zweiten Male. Da öffnete Däumling die Augen und sah ruhig am Alten vorbei. Er tat, als sei nichts geschehen.

„Wieviel Schuß gab ich ab?“ fragte der Oberleutnant.

„Einen“, sagte Däumling und bestritt beharrlich, geschlafen zu haben.

Im Kompaniegefechtsstand schnaubte der Alte: „Mensch, ich bringe Sie vors Kriegsgerecht, so wahr ich deutscher Offizier bin.“

Es ist nicht verbürgt, wie Däumling im einzelnen reagierte. Der Alte hat ihn schließlich rausgeschmissen. Eine Weile rechneten alle damit, daß er eines Tages zum Divisionsgericht abmarschieren müsse, aber es wurde nichts daraus. Wir hatten damals sehr viel Verluste; vielleicht blieben die Folgerungen für Däumling aber einfach deshalb aus, weil der Alte befürchtete, von den Herren der Division ausgelacht zu werden, wenn er ihnen Däumling präsentierte.

Manche meinten, der Däumling sei bei aller Dämlichkeit ein raffinierter Hund, „der lacht uns alle aus“, sagten sie. Aber dann sprach Förster, Obergefreiter Förster, Familienvater, der niemals unbesonnen urteilte und unter den Landsern die größte Autorität besaß. „Du bist ein Soldat, Menschenkind“, wandte er sich eines Tages an Däumling, „ein schöner Held, da kann das Vaterland stolz sein.“ Es war das Äußerste, was Förster an Verachtung in Worte zu legen vermochte. Und Försters Wort galt unter den Landsern.

Übrigens hatte Däumling nichts zu lachen. Seine unglückliche Verfassung machte ihm zu schaffen; er sah elend aus und wurde zusehends weniger. Mir tat es besonders leid, daß sie ihm 1943 sogar den Urlaub gestrichen hatten.

Aber im Herbst 44 fuhr er endlich, und es traf sich, daß auch ich zu dem Trupp Urlauber gehörte, die da noch einmal nach Westen dampften. Es war schon eine recht hoffnungslose Zeit. Obwohl sich der Weg von der Front in die Heimat merklich verkürzt hatte, griff eine spannungsgeladene Gereiztheit in allen Abteilen des überfüllten Urlauberschnellzuges Platz. Die fettgedruckten Schlagzeilen, die wir beim ersten Aufenthalt diesseits der Grenze kauften, berichteten von bewunderungswürdigen Heldentaten unserer Truppen und von der Kampfkraft der Heimat. Wir lasen nicht, was unter den Überschriften stand. Es erwähnte auch niemand die Verlogenheit der Zeitungen, obwohl dieser und jener gerne an die Wahrheit dieser Phrasen geglaubt hätte.

In den großen Bahnhöfen bildeten wir keinen bewunderten Mittelpunkt mehr, sondern einen, der hastig von Menschen umlagert wurde, die alle Geborgenheit in der Heimat verloren hatten. Man bot uns nachlässig schlechte Erfrischungen aus Ersatzmitteln an. Unruhevolle Hast der Zurückbleibenden, Stimmengewirr, Tücherschwenken, eine alte Frau, die wie verloren auf dem Bahnsteig stand und weinte – das alles galt nicht uns, sondern den Evakuierten, die man zu eiligen Transporten zusammengestellt hatte.

Grauer Oktobernebel belegte die Abteilstenfenster mit einem milchtrüben Schleier. Feindseligkeit wuchs wortlos zwischen uns empor und stand drohend in der rauchgeschwängerten Luft. Die Stimmung war auf dem Siede-

punkt, als wir zu einem halbstündigen Aufenthalt in G. ausstiegen, uns die Füße ein wenig zu vertreten.

Auf dem Nebengleis stand ein Frontzug. Mein Blick fiel auf eine junge Frau mit übernächtigem Gesicht, die ein Soldat mit sachlicher Hast abwechselnd auf Mund und Stirn küßte, als wäre das eine notwendige Erledigung unter anderen vor der Fahrt ins Ungewisse. Im Strom der Zustiegenden, die unseren Zug noch auf den letzten 150 Kilometern seiner Fahrt benutzen wollten, segelte ein junger Unteroffizier – aufgeschwemmtes Kindergesicht, stattlich, breitschultrig, frischgebügelte Ausgehuniform. Er wurde von seinem Mädchen begleitet und hatte eine „nackte Brust“, wie wir wegen der fehlenden Frontabzeichen sagten. Plötzlich ertönte seine Stimme, hell, schneidend, kasernenhofscharf! Er hatte den ersten Fronturlauber passiert und war von diesem, der ihm den Rücken zuwandte, nicht beachtet worden. Im Kommandoton des Ausbilders forderte er nun eine Erklärung, warum man ihn nicht begrüßt habe. Ich beobachtete seine Begleiterin, eine hellblonde Gans mit wasserblauen Augen, die mit einer Mischung aus Impertinenz und unverhohlenem Interesse den Ausgang der Sache verfolgte. Der Unterführer geriet um so mehr in Rage, als sich der Gemaßregelte betont widerwillig und äußerst langsam umwandte. Jetzt sah ich sein Gesicht – Himmel, das war doch, ja, das war Däumling!

Aber es war ein anderer Däumling als der, den wir kannten, einer, von dem jede Harlekinade abgefallen war wie ein Faschingskostüm aus Papierflitter. Er brachte langsam, unendlich langsam, die Hacken in Grundstellung. Schweigend stand er da, der kleine, schwächliche, durchsichtig blasse Däumling, die farblosen Lippen über dem schwarzblauen Kinn zusammengekniffen, die rotumrandeten Augen kalt von Entschlossenheit, in seinem dreckverkrusteten Tuchzeug; der graugesichtige, kleine Däumling.

Der kleine Däumling vor dem Unteroffizier, der ihm zappelnd vor Leben und stimmungsgewaltig gegenüberstand, der stattliche, breitschultrige, rosigüberhauchte Unteroffizier, die schwellenden Lippen halboffen und in den Augen ein Kinderstaunen, in seiner frischgebügelten silberbelitzten, koppelgewichsten Ausgehuniform; der großmächtige, kasernenhofgewaltige Unteroffizier.

Däumling blickte an dem Unteroffizier vorbei ins Leere.

„Sehen Sie mich an! Antworten Sie!“

Doch Däumling kam weder dieser noch anderen Aufforderungen nach. Er blieb stehen, einfach stehen. Er wies nicht sein Soldbuch vor und nannte nicht seinen Truppenteil, als der Unteroffizier es mit sich überschlagender Stimme verlangte. Dieser fuchtelte mit den Händen, tobte; er glaubte noch, die Situation meistern zu können, wollte, mußte vor seinem Mädchen bestehen. Hilfesuchend sah er sich um und gewahrte einen dichten Menschen-

ring, der die Szene mit unheilvollem Schweigen umgab. Es befand sich kein höherer Dienstgrad in der Nähe, sondern nur Soldaten aus dem Frontzug und mehr Männer und Frauen in Zivil, die den Litzenträger mit unverkennbarem Haß musterten. Der Menschenring wuchs und wuchs. Ich selbst stand ganz vorn neben einem alten Herrn in schwarzem Anzug, der vor Erregung zitterte und in dessen gerötetem Gesicht jeder Muskel fieberhaft angespannt war.

Der Unteroffizier erkannte wohl plötzlich, in welche Lage er sich hineinmanövriert hatte. Seine Ohren waren blutrot wie bei einem erhitzten Gymnasiasten, während er sich hilflos um seine eigene Achse drehte. Ich bemerkte, wie sich sein Mädchen unmerklich nach dem äußeren Ring des mehrgliedrigen Menschenkreises schob. Auch er schien es zu gewahren. Verzweifelt wischte er sich mit der flachen Hand den Schweiß vom Gesicht, dessen Perlen unausgesetzt in seinen Halskragen rollten. Verzweiflung war es wohl auch, die ihn angesichts des wie eine Statue stehenden Däumling bewog, plötzlich seine Pistentasche aufzureißen und nach der Waffe zu greifen. Doch er brachte sie nicht aus dem Futteral. Wie auf ein lautloses Signal kam Bewegung in die Menschen. Sie schoben sich zwischen den über-rumpelten Unterführer und den unbeweglichen Däumling, beide alsbald voneinander trennend. Der alte Herr im schwarzen Anzug schwang den Horngriff seines Stockschildes wie eine Waffe über dem Haupt und strebte, zornerfüllt, so absichtsvoll heftig an dem Unteroffizier vorbei, daß dieser, der plötzlichen Wendung ohnedies nicht gewärtig, erschrocken zurücksprang.

Jäh war der drängende Knäuel entstanden, und ebenso rasch löste er sich wieder auf. Däumling war wie vom Erdboden verschwunden. Der Unteroffizier stand offenen Mundes, ohne Mädchen, hilflos, vernichtet. Der rotbemützte Beamte erschien mit dem Befehlsstab und schob den Unterführer, der das willenlos geschehen ließ, in ein Abteil.

Als der Zug anfuhr, sah ich Däumling langsam durch die Sperre gehen. Es war noch immer der andere Däumling, den ich nicht kannte, den keiner von uns vorher gekannt hat. Wir sahen ihn nie wieder.

Ich drückte den Knopf der Nachttischlampe. Halb vier Uhr. Der Rest der Nacht verging mit der quälenden Frage, ob ich die Geschichte vom Däumling schreiben soll. Der alte Mann geisterte durch meine Unentschlossenheit: ... „Durch welches Erlebnis haben Sie zum erstenmal erfahren, daß wir da waren?“

Die Frage, die Frage ...

Am frühen Vormittag, beim Milchkaffee, war ich noch keineswegs klar, obgleich ich stark zum Nein tendierte. Schließlich fiel mir Hemingway ein. Wie hatte er doch jenes Gespräch fortgeführt?

„Am Morgen vergeht das. Die Illusionen lösen sich auf wie Rauch, sowohl die schönen als auch die häßlichen . . .“

Wie wahr, empfand ich, und mein Entschluß stand fest: Ich werde die Geschichte vom Däumling nicht schreiben, nein, ich schreibe sie nicht!

Gesetzt den Fall, ich schriebe sie, gäbe es zwei Möglichkeiten: Entweder würde der alte Mann, der doch die Geschichte unzweifelhaft als meine Antwort wertet, das Wetterleuchten des neuen Lebens darin *nicht* erblicken – dann wäre mir das peinlich (ich finde mich nun mal gern künstlerisch bestätigt) – oder . . . oder er würde es sehen, würde sehen, daß es in der faschistischen Nacht auch vor *meinen* Augen wetterleuchtete.

Und das wäre noch schlimmer!

NEUE HISTORISCHE ROMANE

Gerade weil unsere Literatur dem Neuen zugewandt ist, hat der historische Roman, der den Kampf von Neuem und Altem in der Vergangenheit gestaltet, als Teil im Ganzen seinen festen Platz in dieser Literatur gefunden. Der Versuch, die ansehnliche Zahl historischer Romane, die in den vergangenen beiden Jahren von Autoren aus unserer Republik vorgelegt wurden, zu analysieren, Gemeinsames und Unterschiedliches in diesen Werken herauszuarbeiten und ihren Wert zu bestimmen, soll deshalb mit einigen grundsätzlichen Überlegungen über diese Spezies innerhalb des Genres „Roman“ verbunden werden. Eine Spezies innerhalb des Genres: denn es gibt kein Genre „historischer Roman“. Was den historischen Roman von anderen Romanen unterscheidet, ist nicht, daß er etwa besonderen ästhetischen Gesetzen unterworfen wäre. Der historische Roman unterscheidet sich vielmehr von anderen Romanen im wesentlichen nur dadurch, daß es für seine Fabel notwendig ist, daß der sie bewegende Konflikt in Verhältnissen der Vergangenheit, genauer: in einer früheren Gesellschaftsordnung, wurzelt. Indem der historische Roman gestaltet, wie um die Lösung dieser Konflikte gekämpft wurde, zeigt er, wie sich die Gesetze des historischen Fortschritts durchsetzten und durchsetzen und dient damit der Gegenwart.

Unsere Definition bedarf jedoch noch weiterer Erläuterungen. Vor allem sei hervorgehoben, daß die Fabel des historischen Romans – und nicht nur einige Äußerlichkeiten des Milieus – der Vergangenheit entnommen sein muß. Damit unterscheidet sich unsere Definition grundsätzlich von der traditionellen Auffassung der bürgerlichen Literaturtheorie, wie sie etwa Robert Petsch folgendermaßen formuliert: „Im allgemeinen darf der Dichter um so mehr geschichtliche Treue und um so mehr ‚kuriöses Detail‘ walten lassen, je weiter er sich der Peripherie der Darstellung nähert“ („Wesen und Formen der Erzählkunst“, Halle 1934, S. 328). Petsch ist also der Auffassung, daß das Historische im historischen Roman nur zur formalen Seite des Kunstwerkes gehört, Fabel und Handlung dagegen a- oder überhistorisch sind.

Der Motor jeder Fabel ist ein Konflikt – ein Konflikt, der in der Wirklichkeit selbst liegt und der seine Widerspiegelung im Denken und Fühlen,

seinen Ausdruck im Handeln der Menschen findet. Für den historischen Roman ist es wesentlich, daß dieser Konflikt in von den gegenwärtigen verschiedenen Klassenverhältnissen und ihnen entsprechenden Klassenkämpfen wurzelt. Es gibt viele Bücher, die sich als historische Romane ausgeben und von ihren Lesern dafür gehalten wurden und auch noch gehalten werden. Oft zeigt sich aber, daß der ihnen zugrunde liegende Konflikt gerade nur in der Gesellschaftsordnung, in der der Verfasser lebt, auftauchen kann. Es handelt sich also in diesen Fällen bestenfalls um eine historische Kostümierung zeitgenössischer Personen. Beispiele dafür gibt es insbesondere in der spätbürgerlichen Literatur genug, angefangen bei Felix Dahn, der den Neudeutschen von 1871, die Obrigkeit und den Untertanen des Hohenzollernreiches germanisch verkleidete, bis zu dem Bestseller unter den modernen amerikanischen historischen Romanen, Kathleen Winsors „Forever Amber“, in dem Verhältnissen aus der heutigen high society ein historisches Kostüm angelegt wird.

Das bedeutet nicht, daß es früher keine echten historischen Romane gegeben hätte oder hätte geben können. Ihre Größe wie ihre Grenzen zeigt deutlich ein unbestrittenes Meisterwerk der älteren deutschen historischen Erzählkunst. Fontane gestaltete im „Schach von Wuthenow“ das Schicksal jenes preußischen Offiziers, der 1805 von König Friedrich Wilhelm III. gezwungen wurde, ein adliges Mädchen zu heiraten – ein Mädchen, dessen Äußeres ihm für ein Schäferstündchen, aber nicht für den ständigen Umgang mit seinen Kastengenossen genügte, und der sich unmittelbar nach der befohlenen Hochzeit das Leben nahm. Diese Erzählung machte in unvergleichlicher Weise deutlich, warum Preußen 1806 den Armeen des bürgerlichen Frankreich und seines Kaisers Napoleon erliegen mußte. Fontane führte nicht nur einzelne historische Tatsachen an, sondern er fand eine Fabel (die übrigens auf eine tatsächliche Begebenheit zurückgeht), in der das Wesen der damaligen altpreußischen Feudalmonarchie zum Ausdruck kam. Hinzu kommt noch, daß diese Fabel so gewählt war, daß ihre Umsetzung in die Handlung und in die Charakterisierung ihrer Träger sich innerhalb der Grenzen der politisch-weltanschaulichen Haltung Fontanes hielt. Fontane brauchte für den Konflikt nicht Gestalten aus dem Volk zu zeichnen; er griff vielmehr einen Widerspruch innerhalb der herrschenden Klassen selbst auf, an dem das Wesen dieser ganzen Gesellschaft entwickelt werden konnte. Diesen Widerspruch fand er im Verhältnis von Mann und Frau in der späten Feudalgesellschaft. „In einer gegebenen Gesellschaft ist der Grad der weiblichen Emanzipation das natürliche Maß der allgemeinen Emanzipation“, formulierte Engels einen Gedanken Fouriers. Weil Fontane im „Schach von Wuthenow“ den Konflikt zwischen der Ehre und der Ehe des Schach auf seine Wurzeln zurückführte, konnte er

mit einem kleinen Aufwand an Personen aus den herrschenden Kreisen den Verfall und die Fäulnis des altpreußischen Militärstaates überhaupt aufdecken.

Aber das war ein Ausnahme- oder wenigstens Grenzfall. Im allgemeinen wird der realistische historische Roman die Klassenkonflikte der Vergangenheit erst dann wirklich zur Anschauung bringen, wenn das Ganze der Gesellschaft, in der die Fabel spielt, wenigstens in Umrissen sichtbar und damit auch die Gesamtbewegung des historischen Fortschritts zur Anschauung gebracht wird. Feuchtwanger sagt mit Recht im Nachwort zu seinen „Füchsen im Weinberg“, die Gesetze der Geschichte „in ihren Auswirkungen zu gestalten, ist wohl das höchste Ziel, das ein historischer Roman erreichen kann“. Diese Gesetze treten aber am sichtbarsten in Erscheinung an den Wendepunkten der Geschichte, in den Umwälzungs- und Revolutionsepochen, in denen Klassenkonflikte sich zu Klassenkollisionen zuspitzen. In diesen Epochen zeigt sich auch die schöpferische Rolle der Volksmassen am deutlichsten. Der realistische historische Roman wird also sein Ziel am leichtesten erreichen, wenn er das Schicksal von Menschen gestaltet, die in diesen Umwälzungsepochen leben, und zeigt, wie in ihrem individuellen Denken und Handeln die gesellschaftlichen Konflikte ihrer Zeit zum Ausdruck kamen. Diese Konsequenz aus unseren grundsätzlichen Überlegungen stimmt mit der Beobachtung überein, daß tatsächlich unsere neuen historischen Romane im allgemeinen in solchen Epochen spielen, in denen die Geschichte selbst gleichsam einen schnelleren Gang einschlägt.

Das ist aber nur einer der Wesenszüge des historischen Romans in unserer sozialistischen Nationalliteratur. Das wesentlichste Merkmal dürfte sein, daß der historische Roman einen anderen und bedeutenderen Platz einnimmt als in der Literatur der kapitalistischen Epoche, weil unsere Gesellschaft selbst ein anderes Verhältnis zur Geschichte hat als die bürgerliche Gesellschaft. Wo das wissenschaftliche Geschichtsbild, das auf der Grundlage des Marxismus-Leninismus erarbeitet wird, das herrschende Geschichtsbild ist, wo sich also – um ein Wort aus dem „Kommunistischen Manifest“ zu gebrauchen – die ganze Gesellschaft zum Verständnis „der ganzen historischen Bewegung hinaufgearbeitet“ hat, ist nicht mehr die Flucht in frühere Zeiten oder die aktualisierende Verfälschung das Motiv zur Gestaltung der Vergangenheit. Die realistische Gestaltung historischer Konflikte, die Darstellung typischer Charaktere der Vergangenheit unter typischen Umständen der Vergangenheit unterstützt vielmehr die Bewältigung gegenwärtiger Widersprüche. Der historische Roman des sozialistischen Realismus ist daher auch auf andere, tiefere und fruchtbarere Weise an die historische Wahrheit gebunden als der ältere historische Roman. Wir verlangen von ihm vor allem strenge historische Treue im grund-

legenden Konflikt, also in der Fabel und der sich aus der Fabel ergebenden Handlung. Wo dies erreicht wird, wird auch die Wahrscheinlichkeit im historischen Detail leichter erreicht. Wahrscheinlichkeit im Detail: damit ist nicht gemeint, daß jede Figur aus dem 16. Jahrhundert in einem Roman frühneuhochdeutsch spricht, wohl aber, daß die objektive historische Situation auch wirklich im Denken und Handeln der Individuen zum Ausdruck kommt – eine Forderung, die nur dann erfüllt werden kann, wenn bereits der grundlegende Konflikt historisch richtig angelegt ist.

Der historische Roman des sozialistischen Realismus aktualisiert also weder vergangene historische Epochen, noch bleibt er auf dem Stand historischer Einsicht stehen, den die Menschen der Vergangenheit jeweils erreichen konnten. Er gestaltet Menschen und Ereignisse aus früheren Epochen – aber er gestaltet sie vom Niveau unserer heutigen wissenschaftlichen Einsicht in die Gesetzmäßigkeiten der historischen Entwicklung aus und läßt daher den geschichtlichen Sinn des Handelns dieser Menschen sichtbar werden, den sie selbst nur mehr oder weniger deutlich ahnen, nicht aber begreifen konnten. Mit anderen Worten: weil der historische Materialismus uns die Erkenntnis der inneren Zusammenhänge und Bewegungsgesetze der Geschichte vermittelt, können wir die Menschen der Vergangenheit besser verstehen, als sie sich selbst verstanden haben. Wo diese Möglichkeiten genutzt werden, kann die Beschäftigung mit der Geschichte eine Tätigkeit werden, die der Größe unserer eigenen Epoche entspricht, kann auch der historische Roman zu einem Kunstwerk werden, das auf seine Weise den Sieg des Sozialismus verkündet.

Wir beschränken uns im folgenden auf einige neuere historische Romane, die vor der Zeit spielen, in der die moderne Arbeiterklasse und die moderne Arbeiterbewegung entstanden. Überblicken wir unter den oben skizzierten Gesichtspunkten die wichtigsten historischen Romane, die in den beiden letzten Jahren in unserer Republik erschienen sind, so ergibt dieser Überblick ein erfreuliches und ermutigendes Bild. In allen diesen Büchern ist das Wesentliche etwas Positives: allen diesen Romanen ist das Motiv gemeinsam, progressive Traditionen der Vergangenheit zum Erlebnis in der Gegenwart zu machen, und alle diese Romane wollen und können, wenn auch in verschiedenem Maße, zum Sieg des historisch Neuen in unserer Epoche beitragen, indem sie das Neue im Kampf mit dem Alten in der Vergangenheit und die Unbesiegbarkeit des Neuen trotz aller zeitweiligen Rückschläge vor Augen führen. Dadurch werden sie zu einem organischen Bestandteil unserer sozialistischen Literatur.

In verschiedenem Maße freilich: Es zeigt sich nämlich, daß – historische Kenntnisse, wie sie nun einmal für Erfolge auf diesem Gebiet notwendig sind, und schriftstellerisches Talent vorausgesetzt – Unterschiede in der

historischen Konzeption, die auch das Gebiet der Ideologie berühren, auch auf diesem Gebiet von unmittelbarer Bedeutung für die künstlerische Wirkung sind. Das Wesentliche ist nicht der Unterschied zwischen historischer oder historisch-biographischer Anlage. Wir werden sehen, daß die Grenzen zwischen beiden Formen fließend und daß größerer oder geringerer Erfolg in beiden Fällen möglich sind. Entscheidend ist, das sei noch einmal betont, die historische Konzeption, die bereits in der Wahl und Gestaltung des grundlegenden Konflikts ihren Ausdruck findet und unmittelbar mit der Parteilichkeit des Schriftstellers zusammenhängt. Es ist deshalb nicht Pedanterie, wenn wir die Romane nach den jeweils behandelten Epochen ordnen, sondern eine Konsequenz aus diesen prinzipiellen Überlegungen.

Wolfgang Schumanns Spartacus-Roman „Stern aus der Tiefe“ (Mitteldeutscher Verlag, Halle 1959) schildert den größten Sklavenaufstand der alten Welt – genauer: die zweite Etappe dieses Aufstandes. Im Mittelpunkt steht nicht der Prozeß der Sammlung der zum Freiheitskampf antretenden Unterdrückten, sondern ihr Feldzug gegen die Armee der römischen Sklavenhalter und ihre Niederlage im Jahre 72 v. u. Z. Indem sich der Verfasser auf diesen Teil des Aufstandes konzentriert, erreicht er einen leicht überschaubaren und zügigen Handlungsablauf: in seinem Mittelpunkt steht der direkte militärische Zusammenstoß der bewaffneten Klassenkräfte. Dieser Zusammenstoß bildet auch den Kern der Fabel des Romans. Der entlaufene Sklave Lucilius, den Schumann in den Mittelpunkt des Romans stellt, ist eine bloße Hilfsfigur, an deren Schicksal er den Verlauf des Kampfes der Sklaven überhaupt entwickelt: der Weg des Lucilius führt vom Eintritt in das Sklavenheer über die Tätigkeit als Bote des Spartacus bis zum Ende des Aufstandes, der Niederlage des Heeres und dem Tod seines Führers.

Der Roman ist von echter Sympathie für die Unterdrückten durchdrungen, und der Charakter des Spartacus, seine Einfachheit, seine leidenschaftliche Entschlossenheit und seine vielseitige Begabung werden uns eindrucksvoll vor Augen geführt. Schumann versteht es auch, die Solidarität der Unterdrückten der Eigensucht der Herrschenden gegenüberzustellen. Sein Buch, das sich durch klare Handlungsführung, ungekünstelte Sprache und eine das Wesentliche erfassende Charakteristik der Personen auszeichnet, wird deshalb viele Leser finden. Gleichwohl müssen zwei kritische Einwände gemacht werden.

Unser erster Einwand hängt damit zusammen, daß Schumann eine Hilfsfigur, nämlich den entlaufenen Sklaven Lucilius, einführt und aus seiner Perspektive die Gestalt des Spartacus zeichnet. Solche Hilfsfiguren sind ein technischer Kunstgriff, der in älteren historischen Romanen des öfteren angewandt wurde, meist auf Grund der Auffassung, große historische Persön-

lichkeiten könnten nicht als zentrale Figur eines historischen Romanes fungieren. Diese Auffassung ist unserer Ansicht nach dogmatisch. Es mag Fälle geben, wo es tatsächlich glücklicher ist, den Helden nicht unmittelbar in die Mitte der Handlung zu stellen, etwa dann, wenn einzelne Zufälligkeiten des biographischen Ablaufs das Typische, auf das es im realistischen Roman ankommt, verdecken. Bei der Anwendung dieser Technik kann man in die Gefahr geraten, die große historische Persönlichkeit, indem man sie aus der Perspektive von Menschen zeichnet, die in der Umgebung dieser Persönlichkeit als Mitarbeiter, Boten oder gar Diener leben, zu einem abstrakten „großen Mann“ zu machen. Diese Technik kann also – unüberlegt angewandt – dazu verleiten, der bürgerlich-idealistischen Auffassung vom großen Individuum, das aus der Gesellschaft herausgelöst ist, Konzessionen zu machen. Dieser Gefahr ist auch Schumann nicht ganz entgangen. Spartacus hat bei ihm nicht mehr alle typischen Züge eines Führers einer um ihre Befreiung kämpfenden unterdrückten Klasse, sondern er erhält einige Eigenschaften, wie sie auch der Heerführer einer beliebigen Armee in der traditionellen Darstellung haben könnte. Schumann spürt diese Gefahr offenbar. Er will Spartacus, den er fast nur „von außen“, aus der Perspektive des Lucilius gezeichnet hat, farbiger erscheinen lassen; aber er sieht den Weg dazu nur noch darin, daß er ausgerechnet den Führer des Sklavenheeres nach dem Versuch des Crassus, ihn zum Verrat zu bewegen, einen Augenblick schwanken läßt (Kapitel XI–XII). Nun hat aber in Wirklichkeit Spartacus die Verhandlungen mit dem Befehlshaber der Armee der römischen Sklavenhalter nur geführt, um Zeit zu gewinnen. Kein historisches Zeugnis deutet darauf hin, daß er in irgendeiner Weise diese Verhandlungen ernst genommen hätte. Durch das Schwanken, das Schumann seinem Helden unterstellt, gehen die Schärfe des Klassenkonfliktes und die sonst als entschlossen und kompromißlos dargestellte Haltung des Spartacus – im Widerspruch zu den historischen Tatsachen – in diesen Abschnitten des Buches unter. Die historische Konzeption Schumanns zeigt an diesen Stellen Schwächen. Nicht die Tatsache, daß Schumann den Spartacus aus der Perspektive des Lucilius zeichnet also, um dies noch einmal zu betonen, ist Schuld an diesen Schwächen des Romans, sondern die Art und Weise, wie der Verfasser die Gestalt des Spartacus selbst sieht.

Ein zweiter Einwand ist diesem ersten verwandt.

Schumann hebt in seinem Roman hervor, daß das Schicksal der Sklaven davon abhing, ob es ihnen gelingen würde, einheitlich und geschlossen zu kämpfen. Mit Recht heißt es einmal: „Zersplitterung bedeutet Untergang“ (S. 36). Es gab jedoch Differenzen innerhalb des Heeres der Sklaven. Unser Einwand richtet sich nicht dagegen, daß Schumann diese Differenzen darstellt, wenn auch nicht sie, sondern die politische Isolierung der

Sklaven die Ursache der Niederlage des Aufstandes waren. Was zur Kritik Anlaß gibt, ist, auf welche Ursachen er sie zurückführt. Nach Schumann sind es Gegensätze der Herkunft und der nationalen Zugehörigkeit der Sklaven: Die Sklaven, die aus den romanischen Ländern stammen, sind nach seiner Darstellung zu einem taktisch klugen Hinhalten geneigt, während die Germanen auf Kampf brennen. Diese Auffassung treibt er bis zur Trivialität: Ein Germane „faucht und spuckt“ schon, als nur das Wort „entweichen“ (S. 26) einmal im Gespräch fällt. In Wirklichkeit dürfte, worauf insbesondere der sowjetische Historiker Mischulin hingewiesen hat, der wichtigste Konflikt innerhalb des Heeres der Aufständischen der Konflikt zwischen den freien Bauern, die sich den Sklaven angeschlossen hatten und ihren Landbesitz in Italien gegen die Latifundienbesitzer sichern wollten, und den ehemaligen Sklaven gewesen sein, denen es im allgemeinen daran lag, in ihre Heimat zurückzukehren oder Siedlungsland in Sizilien zu erkämpfen. Es sind also nicht, wie Schumann – der sich daran der traditionellen Auffassung der bürgerlichen Geschichtsschreibung anschließt – meint, nationale Gegensätze, sondern soziale Gegensätze, die im Heer des Spartacus eine Rolle spielten. Auch hier spürt der Verfasser offenbar, daß seine Auffassungen mit der Wirklichkeit zusammenstoßen: in den Schlußszenen ist nicht mehr von irgendwelchen ethnischen Gruppen die Rede, sondern von einem Kreis ehemaliger Sklaven, der sich aus der Niederlage des Aufstandes retten und Siedlungsland in Sizilien erwerben konnte, wobei die Herkunft dieser Männer gar keine Rolle mehr spielt.

Wenn oben gesagt wurde, daß der Held eines historischen Romans durchaus eine große historische Persönlichkeit selbst sein kann, so wird dies – ganz abgesehen von den großen Vorbildern wie Alexej Tolstois „Peter der Große“ und Heinrich Manns „Heinrich IV.“ – auch durch einige der neu erschienenen Romane bestätigt, die in der Epoche der Renaissance und unmittelbar danach spielen. In ihrem Mittelpunkt stehen einige jener „Riesen“, von denen Friedrich Engels („Einleitung zur Dialektik der Natur“) einmal gesprochen hat. Er sagt dort von der Renaissance: „Es war die größte progressive Umwälzung, die die Menschheit bis dahin erlebt hatte, eine Zeit, die Riesen brauchte und Riesen zeugte, Riesen an Denkkraft, Leidenschaft und Charakter, an Vielseitigkeit und Gelehrsamkeit. Die Männer, die die moderne Herrschaft der Bourgeoisie begründeten, waren alles, nur nicht bürgerlich beschränkt... Was ihnen aber besonders eigen, das ist, daß sie fast alle mitten in der Zeitbewegung, im praktischen Kampf leben und weben, Partei ergreifen und mitkämpfen, der mit Wort und Schrift, der mit dem Degen, manche mit beidem. Daher jene Fülle und Kraft des Charakters, die sie zu ganzen Männern macht.“

Veit Stoß, Thomas Morus und Johannes Kepler sind die Helden dreier

jüngst erschienenen Romane. Alle drei gehören zu jenen Staatsmännern, Künstlern und Gelehrten, die eine neue Geschichtsepoche herbeiführen halfen. Mit Recht hob aber Engels in der oben wiedergegebenen Charakteristik hervor, daß diese Männer nicht von ihrer Zeit und von ihrer Gesellschaft isoliert waren, sondern „die moderne Herrschaft der Bourgeoisie begründeten“. Je besser erfaßt wird, daß es sich in allen diesen Fällen nicht um einen Konflikt zwischen „Persönlichkeit und Gesellschaft“, sondern letzten Endes um den Konflikt zwischen Feudalität und Bourgeoisie handelt, desto geschlossener kann auch die Handlung, desto farbiger kann die Schilderung des Milieus, desto fesselnder die Gestaltung sein. Wo umgekehrt dieser zentrale gesellschaftliche Konflikt unterschätzt wird und an seiner Stelle ein angeblicher ewiger Widerspruch zwischen „dem“ Künstler und Gelehrten einerseits und „der“ Gesellschaft andererseits gesucht wird, leidet auch die ästhetische Wirkung.

Curt Hotzel, der seinen Roman „Tat und Traum des Bildschnitzers Veit Stoß“ (Verlag der Nation, Berlin 1960) kürzlich veröffentlichte, ist den hier angedeuteten Gefahren nicht ganz entgangen. In seinem Roman wird die Atmosphäre der Feudalgesellschaft des 16. Jahrhunderts gewiß sichtbar. Die Brutalität, die Habgier und der Dünkel der zu Raubrittern herabsinkenden Adeligen, die Enge des städtischen Patriziats und die Borniertheit der Zunfthandwerker sind mit bedrückender Deutlichkeit getroffen. Daß Veit Stoß mit diesen Klassen zusammenstoßen mußte, wird mit aller Konsequenz anschaulich gemacht. Aber in Hotzels Roman gibt es eine Tendenz, den Bildschnitzer zum Künstler ohne Publikum und ohne Gesellschaft zu machen und nur den Gegensatz zum Adel, zum Patriziat und den Zünften, nicht aber den äußeren und inneren Einklang des Helden seines Romans mit den neuen Kräften zu zeigen.

Im Mittelpunkt des Buches steht der Konflikt, in den Stoß geriet, als er – von betrügerischen Kaufleuten übervorteilt – durch eine Urkundenfälschung sein Recht durchzusetzen versuchte und daraufhin eingekerkert und gebrandmarkt wurde. Es geht uns nicht um die Frage, ob diese Form des Protestes des Künstlers die einzige mögliche Konsequenz war. Entscheidend ist, daß Curt Hotzel diesen Konflikt so behandelt, daß sich daraus eine abstrakte Gegenüberstellung von Künstler und Gesellschaft ergibt. Er legt den Roman so an, daß der auf dem Sterbebett liegende Künstler auf sein Leben zurückblickt, und fast jedes Kapitel kehrt zu diesem Ausgangspunkt zurück. Damit wird ein subjektivistisches Element in die Handlung getragen. Die Wirkung leidet darunter, daß der Ablauf der Ereignisse zerhackt und die Vielzahl von Personen und Ereignissen durch diese Form des Rückblicks noch mehr verwirrt wird. (Daran ändert auch das Nachspiel nichts, in dem die Wirkungsgeschichte des Werkes des Künstlers skizziert

werden soll.) Vor allem aber entsteht durch den kompositorischen Drehpunkt, Stoß auf sein Leben zurückblicken zu lassen, der Eindruck, daß er weder von jemandem verstanden worden sei noch überhaupt jemals verstanden werden konnte. Ein Publikum, das die Werke des Bildschnitzers aufnahm, existiert weder in der äußeren Handlung des Romans noch in der Darstellung, die Curt Hotzel von der Gedanken- und Gefühlswelt des Künstlers gibt. Auch die Bauern, deren Erhebung der Roman einbezieht, werden in dieser Darstellung zu Individuen, die nur persönliche Rache an ihren Unterdrückern üben wollten; – daß es sich im großen deutschen Bauernkrieg um eine der gewaltigsten Klassenschlachten unserer Geschichte handelt, wird der Leser diesem Roman nicht entnehmen können. Wenn der Verfasser im Detail besonders intensiv um historische Treue bemüht ist, so kann das doch die zentralen Mängel nicht ausgleichen; die gewollt altertümliche Sprache zum Beispiel wirkt gelegentlich manieriert.

Auch *Karl Zuchardt* gestaltet in seinem Roman „Stirb, Du Narr!“ (Mitteldeutscher Verlag, Halle 1960) das Werk einer großen Persönlichkeit jener Zeit, die im Konflikt mit den herrschenden Klassen unterging. Der Held seines Romans ist Thomas Morus. Zuchardt geht von einer im wesentlichen richtigen historischen Konzeption aus. Das ist die Voraussetzung dafür, daß der Roman – trotz des Scheiterns des Helden – zu einem optimistischen, historisch überzeugenden und künstlerisch gelungenen Werk geworden ist. Der historische Hintergrund, auf dem sich die Ereignisse abspielen, ist das England der Jahre 1533–1535, jene Zeit, in der sich die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals, wie Marx im berühmten 24. Kapitel des I. Bandes des „Kapital“ nachweist, in ihrer klassischen Form vollzog. Zuchardt zeigt richtig als Folie des Konflikts zwischen dem katholischen Humanisten Thomas Morus und dem zum rücksichtslosen Ausbau der absoluten Königsgewalt drängenden Heinrich VIII. eben diesen Prozeß der Einhegungen, also der gewaltsamen Vertreibung der englischen Bauern von ihrem Boden durch die Großgrundbesitzer, die das den Bauern geraubte Land in Schafweide verwandelten, um aus dem Verkauf von Wolle Profit zu ziehen. Die verelendeten Bauern, die schließlich bis zum Aufstand getrieben wurden, und die von ihrem Land Vertriebenen, die als Bettler umherstreiften und durch die Blutgesetze Heinrichs VIII. schließlich in die Manufakturen gepreßt wurden, haben im Roman den ihnen gebührenden Platz gefunden. Zuchardt hat das Problem, aus der „kleinen“ Welt der Bauern in die „große“ Welt des Hofes und der herrschenden Klasse zu gelangen, in seiner Darstellung auf sehr geschickte Weise gelöst. Die Verbindung stellt das Paar des Hofnarren Heinrichs VIII. und des Hausnarren des Humanisten Morus her. Indem er diese beiden Narren in die Handlung seines Romans einführt, macht er es

darüber hinaus möglich, kritische Bemerkungen, die der Charakteristik Heinrichs VIII. und seiner Taten dienen, in die Dialoge selbst zu verlegen. Gewiß ist Zuchardt ein erfahrener Schriftsteller; wesentlich aber ist vor allem, daß die richtige historische Konzeption, von der er ausgeht und von der die Handlung, Charaktere und Konflikte bestimmt werden (der Narr des Thomas Morus und seine Frau zum Beispiel sinken niemals zum bloßen „Buffo“-Paar herab, sondern sind echte Menschen aus dem Volk), ihm seine Aufgabe meistern hilft.

Auf dem so sorgfältig vorbereiteten historischen Hintergrund spielt sich dann der Hauptkonflikt des Romans, der Konflikt zwischen Thomas Morus und Heinrich VIII. ab. Morus hatte ja schon Jahrzehnte früher in seiner „Utopia“ das Bild einer auf dem Gemeineigentum beruhenden Gesellschaft gezeichnet und dabei an manchen Mißständen des zeitgenössischen Englands Kritik geübt. Er wandte sich gegen Heinrichs VIII. Pläne, den Absolutismus auszubauen, die Rechte der Bürger zu beschneiden und die Bauern der Pauperisierung preiszugeben. Heinrich VIII. isolierte mit allen Mitteln, über die der absolute Monarch jener Zeit verfügte, den berühmten Humanisten, brachte ihn zu Fall und ließ ihn schließlich auf das Schaffot zerren. Der Konflikt zwischen dem Humanisten und dem absoluten König ist im Roman in eine Handlung umgesetzt worden, die den Leser packt, ihn die historischen Ereignisse begreifen lehrt und ihm die Zuversicht vermittelt, daß die geschichtliche Entwicklung ungeachtet individueller Konflikte, die sich im Verlauf dieses Prozesses abspielten und die oftmals tragisch ausgingen, doch vorwärts und aufwärts führt.

Zuchardt ist es freilich nicht ganz geglückt, die Rolle der katholischen Kirche als eines politischen, ideologischen und ökonomischen Zentrums des Feudalsystems im 16. Jahrhundert in der Behandlung seines Stoffes zu veranschaulichen. Nun ist es zwar richtig, daß die Macht des Papsttums in England in dieser Zeit bereits weitgehend gebrochen war und daß darüber hinaus für den Helden seines Romans, Thomas Morus, das Bekenntnis zum Katholizismus mehr oder weniger Formsache war, so daß dieser Frage in bezug auf den wesentlichen Konflikt des Romans, den Konflikt zwischen Heinrich VIII. und dem Humanisten Morus, keine zentrale Bedeutung zukommt. Für die außenpolitische Orientierung Englands jedoch ist die Stellungnahme zur katholischen Kirche damals insofern bedeutungsvoll gewesen, als das enge Bündnis mit Spanien, der herrschenden katholischen Macht, den englischen Handel gelähmt hatte, so daß das englische Bürgertum an einer Lösung dieses Bündnisses direkt interessiert war und deshalb auch die Reformation Heinrichs VIII. unterstützt hat. Dieser ganze Fragenkomplex spielt für das Thema von Zuchardts Buch, insbesondere im Zusammenhang mit der Scheidung der ersten Ehe Heinrichs VIII.

und dem weiteren Schicksal seiner Tochter aus dieser Ehe, eine gewisse Rolle. Diese Tochter war einige Jahrzehnte später als englische Königin maßgeblich an den Reaktions- und Restaurationsversuchen beteiligt und ging in die Geschichte als „Maria die Blutige“ ein. Sie erscheint in dem Roman aber nur als armseliges Aschenbrödel, das gezwungen wird, das Kind Heinrichs aus seiner zweiten Ehe zu betreuen, und von der Stiefmutter ständig schikaniert wird. Diese Akzentuierung der Person und der politisch-ideologischen Haltung Marias entspricht nicht den Tatsachen und führt zu einer psychologisch-sentimentalisierenden Fehleinschätzung der katholischen Reaktion. Das soll aber, wie gesagt, in diesem Fall kein zentraler Einwand gegen die im ganzen richtige historische Konzeption des Verfassers sein, war doch Morus mehr Humanist als Katholik und bildet doch Maria in der Handlung dieses Romans eine bloße Randfigur.

Rosemarie Schuder, die bereits 1957 mit dem Roman „Der Sohn der Hexe“ den ersten Teil ihres Kepler-Werkes vorgelegt hatte, veröffentlichte vor einiger Zeit unter dem Titel „In der Mühle des Teufels“ den zweiten abschließenden Band dieses historisch-biographischen Romans (Rütten & Loening, Berlin 1959). Sie hat den komplizierten Lebensweg Johannes Keplers mit Geschick in zwei Hauptkomplexe gegliedert, die im Mittelpunkt je eines Bandes ihres Werkes stehen. War im ersten Band die Verfolgung Keplers durch den feudalen Absolutismus und die klerikale Orthodoxie, die mit dem Hexenprozeß gegen die Mutter des Gelehrten auch den berühmten Sohn treffen wollten, das zentrale Thema, so schildert der zweite Band, der während der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges spielt, die letzten Lebensjahre Keplers, die vom ständigen Existenzkampf, von der Abwehr neuer Verfolgungen und vom vergeblichen Warten auf die Hilfe des Kaisers erfüllt waren.

Die Autorin hat mit ihren Kepler-Romanen das Werden und das Werk eines Gelehrten, dessen Leistungen dazu beitrugen, eine neue Epoche heraufzuführen, so gestaltet, daß dem Leser die inneren historischen Zusammenhänge, die dieser Persönlichkeit ihre Bedeutung verliehen, und ihre Widerspiegelung im Denken und Fühlen der einzelnen Personen des Romans unmittelbar anschaulich gemacht werden, und er nicht nur gefesselt und ergriffen, sondern auch zum Nachdenken über den Weg unserer Nation veranlaßt wird. Es ist nicht eigentlich eine einzige Ereignisreihe, die in diesem Roman abläuft – es werden vielmehr einzelne Szenen gegeben, die zeigen, wie sich die verschiedenen Gesellschaftsklassen Kepler gegenüber verhalten und wie sich Kepler umgekehrt diesen Klassen gegenüber verhält.

Da ist die Macht der weltlichen und der geistlichen Feudalität – verkörpert einerseits im Jesuitenorden, der im neuen Weltbild eine Gefahr für die weltliche Macht der Kirche sieht, und andererseits im absoluten Für-

stentum, das Keplers Werk gleichgültig gegenübersteht und allenfalls seine Einsichten für astrologischen Aberglauben mißbraucht.

Die Verfasserin hat es verstanden, auch die Konflikte innerhalb der herrschenden Klasse zu gestalten. Wie der Jesuitenorden seine Spitzel und Forscher in alle Richtungen aussendet und wie umgekehrt Kaiser und Fürsten ihrerseits die Tätigkeit des Ordens mißtrauisch beobachten, wird dem Leser zur Anschauung gebracht. Rosemarie Schuder läßt – scheinbar „anachronistisch“ – einzelne Vertreter des Jesuitenordens fast den Jargon moderner Geheimdienste gebrauchen, ohne daß die historische Wahrscheinlichkeit der Dialoge darunter leidet. Ein glänzendes Beispiel dafür ist jenes Gespräch, in dem die junge Frau Madeleine, die die Jesuiten zu ihrem Werkzeug machen wollen, darüber belehrt wird, daß sie ihre Begriffe von Ehre und Tugend den Forderungen des Ordens entsprechend zu korrigieren habe (S. 28).

Die schwache deutsche Bourgeoisie – so zeigt der Roman – war zu dieser Zeit noch nicht fähig, sich dem Druck der Feudalität zu widersetzen. Einen wirklichen Freund und Helfer hatte Kepler nur in dem holländischen Kaufmann Daniel Gomperz. Aber auch er war nicht in der Lage, dem Gelehrten wirksame Hilfe zu leisten.

In die Handlung hat Rosemarie Schuder den österreichischen Bauernaufstand einbezogen, in dem sich die Bauern den Versuchen, sie gewaltsam zur katholischen Kirche zurückzuführen, widersetzen und in dem sie dabei mit notwendiger Konsequenz schließlich zum Kampf gegen die herrschenden Klassen insgesamt getrieben wurden. Vertreter der Bauern unternahmen es, Kepler, mit dem sie durch die Gemeinschaft der anti-feudalen und antiklerikalen Interessen verbunden waren, für den Befreiungskampf zu gewinnen. Aber Kepler versuchte, einen „dritten Weg“ zu finden – wie die Verfasserin sagt –, entzog sich ihnen und wurde – diese Tragik durchzieht das ganze Romanwerk – zwischen den kämpfenden Parteien zerrieben. Nicht eine individuelle Schuld ist es, die dazu führte, daß das Leben dieses Genies von Not und Verfolgung, Elend und Einsamkeit überschattet wurde, sondern der Konflikt zwischen den Interessen der Wissenschaft und den Interessen des Adels, der Fürsten und der Kirche fand auf diese Weise Ausdruck im Schicksal eines Individuums. Nur in den letzten Sekunden seines Lebens – so läßt uns die Verfasserin ahnen – ersteht vor ihm die Vision des Volkes, das die Macht erringt und auch der Wissenschaft den ihr gebührenden Platz im Leben der Gesellschaft gibt.

Es ist nur ein Mangel, der uns den Wert dieses Werkes etwas zu mindern scheint: Die dauerhafte Bedeutung der wissenschaftlichen Leistungen Keplers wird dem Leser nicht ganz deutlich; ja noch mehr: diese Leistungen selbst finden keinen Platz in der Erzählung. Wir verlangen vom histori-

schen Roman natürlich nicht, daß er ein Lehrbuch der Geschichte und darüber hinaus vielleicht noch ein Lehrbuch der Astronomie ersetzt. Man kann aber nicht das Leben eines Gelehrten gestalten und dabei den Hauptinhalt seines Lebens, seine wissenschaftlichen Erkenntnisse so gut wie völlig übergehen. Daß die Forderung, die hier gestellt wird, erfüllbar ist, hat Brecht im „Leben des Galilei“ bewiesen. Rosemarie Schuder, die sich einseitig auf die Schilderung der Weltanschauung Keplers konzentriert, verzeichnet daher seine historische Stellung etwas: die zeitgebundene kosmogonische Spekulation wird zu stark betont, seine bleibenden wissenschaftlichen Leistungen – Leistungen überdies, die im Zeitalter der beginnenden Eroberung des Weltalls durch den Menschen von aktuellster Bedeutung sind – dagegen werden dem Leser, der sie nicht bereits aus anderen Quellen kennt, nicht recht einsichtig. Kepler wird gleichsam in seine Zeit eingesperrt, statt daß die Tradition wissenschaftlicher Erkenntnis, in der er steht und die bis heute fortwirkt, deutlich wird.

Indem es entschieden gegen die Kräfte des Rückschritts und des Aberglaubens und für die Kräfte des Fortschritts und der Wissenschaft auftritt, gehört das neue Werk Rosemarie Schuders – so können wir trotz des genannten Mangels zusammenfassen – zu den bemerkenswertesten Leistungen unserer historischen Erzählkunst der letzten Jahre.

Die letzte Gruppe neuer historischer Romane, mit der wir uns in diesen Überlegungen beschäftigen, entnimmt ihren Stoff der Epoche der Französischen Revolution und der Befreiungskriege. Die Revolution beseitigte in Frankreich Feudalismus und Absolutismus und brachte die Bourgeoisie zur Macht. Sie veränderte darüber hinaus das Kräfteverhältnis zwischen Kapitalismus und Feudalismus auf dem ganzen europäischen Kontinent. Auch in Deutschland wurden unter dem Druck der erstarkenden Volksbewegungen und unter dem unmittelbaren Einfluß der französischen Armeen wesentliche Schritte beim Übergang zum Kapitalismus gemacht, wobei der Haupt- und Schlußpunkt des fortschrittlichen Einflusses Frankreichs auf die deutsche Entwicklung die Zerschlagung des Heeres des altpreußischen Feudalstaates im Kriege von 1806/07 war. Diese Entwicklungstendenzen kamen natürlich nicht schematisch im Leben jedes Individuums unmittelbar zum Ausdruck. Letzten Endes bestimmten sie aber auch das Handeln und das Denken der einzelnen Gesellschaftsklassen und der Menschen, die diesen Klassen jeweils angehörten.

Prüfen wir unter diesen Gesichtspunkten die Erzählung von *Walter Gerullis* „Zwischen Kanzel und Kerker“ (Volksverlag Weimar, 1958), so findet ein gewisses Gefühl des Unbefriedigtseins beim Leser, der das Buch aus der Hand legt, seine Erklärung.

Walter Gerullis zeigt das Leben einer abnormen Gestalt aus der Ge-

schichte der Bibliophilie, wobei er die unveröffentlichten Prozeßakten sorgfältig ausgewertet hat. Es handelt sich um den Hauptpastor Georg Tinius.

Als Sohn eines armen Schäfers und eines Mädchens, das zum Troß einer Panduren-Abteilung des Siebenjährigen Krieges gehörte, 1764 geboren, konnte Johann Georg mit Hilfe eines Adligen Theologie studieren und wurde Pastor in Poserna bei Weißenfels. Seine Bücherleidenschaft hat ihn bis zum Verbrechen getrieben. Um sie befriedigen zu können, scheute er nicht vor Veruntreuungen, ja offenbar nicht einmal vor Raubmord zurück. Tinius wurde 1813 verhaftet und 1820 – nach siebenjähriger Haft – zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt.

1835 auf freien Fuß gesetzt, irrte er noch über 10 Jahre verelendet und vereinsamt im Land umher.

Daß diese „Geschichte einer verirrtten Leidenschaft“, wie Gerullis den Untertitel formuliert, den Stoff einer historischen Erzählung bilden kann, wollen wir nicht bestreiten. Der Verfasser hat alle Materialien herangezogen, die das Schicksal des Hauptpastors betreffen und versteht es, im Stil einer Chronik anschaulich zu berichten. Unsere Einwände richten sich aber gegen die Grundkonzeption des Buches. Gerullis deutet in einer Nachbemerkung an, er wolle dazu beitragen, „die zähe Legende von der guten alten Zeit“ zu zerstören. Wenn es sich also um mehr handeln soll, als um eine Studie über einen Psychopathen, müssen die Verbrechen Tinius' im doppelten Sinne in den historisch-gesellschaftlichen Zusammenhang gestellt werden: ihrer Entstehung nach und ihrer Wirkung nach. Dann, aber auch nur dann, kann die Geschichte eines Verbrechens dazu beitragen, die Legende von der guten alten Zeit zu widerlegen. Gelingt das Walter Gerullis? Gewiß, es wird einigermaßen verständlich, wie der mühselig zum Pastor aufgestiegene Schäferjunge ein Opfer seiner Leidenschaft für Bücher wurde, in denen sich ihm die Welt der Bildung zu inkarnieren schien. Aber wird auch die Wirkung seiner Taten deutlich? Bekanntlich beurteilen die verschiedenen Klassen auch die Verbrechen verschiedenartig (die Kriminal-Fernsehspiele von F. K. Kaul und W. Jupé ziehen ihre Wirkung ja nicht zuletzt daraus, daß diese Einsicht genutzt wird) – aber wo bleibt diese Erkenntnis in Gerullis' Buch? Haben die kirchlichen Obrigkeiten Tinius sofort fallenlassen, da sie dem Emporkömmling stets mißtrauisch gegenüberstanden, oder stand für sie im Vordergrund, daß es sich um einen irregegangenen Amtsbruder handelte? Sah das Volk in Tinius – wie Gerullis das wohl selbst annimmt (vgl. die Nachbemerkung) – ein bloßes Opfer, oder sah es nicht zunächst in ihm einen Diener der Mächtigen, der Verbrechen begangen hatte? Genug Unrecht, das seinerzeit geschehen ist, wird in „Zwischen Kanzel und Kerker“ geschildert – aber nicht die Empörung

gegen dieses Unrecht durchzieht das Buch, sondern nur Mitleid, ein Gefühl, durch das allein noch nichts in der Welt gebessert worden ist und das allein auch nicht den bestimmenden Aspekt einer historischen Erzählung bilden kann. Der Verfasser hat überdies versucht, beim Leser eine gewisse Unsicherheit darüber entstehen zu lassen, ob denn Tinus die ihm zugeschriebenen Verbrechen auch wirklich begangen habe. Weil er diese für die Beurteilung der Hauptperson nun doch wirklich nicht unwesentliche Frage offenläßt, muß er auch darauf verzichten, ein abgerundetes Bild vom Denken und Fühlen des Pastors zu geben. Das Dämmerlicht, in das die zentrale Figur gehüllt wird, verstärkt noch den geschilderten Eindruck.

Erich R. Krause schildert in seinem Roman „Im Schatten der Bastille“ (Mitteldeutscher Verlag, Halle 1960) die Ereignisse der Jahre 1791 bis 1794 in Frankreich. Im Mittelpunkt des Romans stehen Danton und Robespierre. Der Verfasser umgibt sie mit zahlreichen anderen Persönlichkeiten, die aus der Geschichte der Revolution bekannt sind.

Der zentrale Konflikt der Erzählung ist der zwischen dem gehobenen Bürgertum, das abgeneigt ist, die Revolution fortzusetzen, und den werktätigen Klassen und Schichten, die an einer Fortführung der Revolution interessiert sind. Wesentliche Züge der Ereignisse wie die wachsende Bedeutung der Frage des bürgerlichen Eigentums werden dem Leser durch die von diesen Auseinandersetzungen bestimmte Handlung anschaulich. Da der Verfasser jedoch nicht nur einzelne Führer der verschiedenen Strömungen, sondern auch eine große Anzahl von Gestalten, die aus der Geschichte der Revolution bekannt sind, in seinem Roman auftauchen läßt, wird das Buch mit Personen und Ereignissen überladen; die Phasen der Revolution und die individuelle Physiognomie der Hauptgestalten werden nicht immer deutlich, und der Leser ist manchmal im unklaren, ob es sich jeweils um eine historische Persönlichkeit oder um eine vom Dichter geschaffene Gestalt handelt, ob dieses Wort oder jene Begebenheit historisch bezeugt oder frei erfunden ist. Das spielt in diesem Fall eine Rolle: Da eine Gesamtskizze des Verlaufes der Revolution gegeben werden soll, es sich also um die dichterische Gestaltung einer ganzen Kette von Ereignissen handelt, müßte aus der Erzählung zu entnehmen sein, welches die Knotenpunkte des Gesamtprozesses in der historischen Wirklichkeit waren. Hinzu kommt, daß die Grundzüge der Ereignisse nicht immer ganz richtig dargestellt werden. Die Erfolge des antifeudalen Kampfes werden nicht genügend hervorgehoben, während umgekehrt die Arbeiterklasse stärker scheint, als sie es damals schon wirklich sein konnte.

Eine der wenigen Figuren des Romans, die nicht auf ein historisches Vorbild zurückgehen, ist der Arbeiter Granaud. Aber an dieser Figur zeigen sich die Schwächen der Auffassungen des Verfassers besonders

deutlich: Granaud werden Erkenntnisse zugeschrieben, die die Arbeiterklasse zu dieser Zeit noch nicht haben konnte. (S. 98 läßt er Granaud ein angebliches Wort Marats zitieren „wir Arbeiter sind am fortschrittlichsten“ – ein Wort, das für die Auffassungen der Jakobinerführer keineswegs typisch war, selbst wenn irgendwelche verwandten Äußerungen im „Ami du Peuple“ vorkommen sollten.) Der Verfasser überträgt auch die Vorstellungen von der Disziplin einer proletarischen Partei unhistorisch auf die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien der „Französischen Revolution. Danton umgekehrt wird zu einem bloßen Verräter, eine Einschätzung, die historisch nicht stichhaltig ist; hat er doch mindestens bis zum Sommer 1792 eine führende Rolle in der revolutionär-demokratischen Bewegung gespielt.

Die Wurzel dieser Irrtümer dürfte wohl darin liegen, daß der Verfasser dazu neigt, gegenwärtige Probleme in die Vergangenheit zu projizieren. Damit versperrt er sich das Verständnis für die Problematik der Jakobiner. Ihre Bereitschaft „dem Volk mit Taten, nicht mit Worten allein zu dienen, erstreckt sich keinesfalls und nirgendwo darauf, *unter* dem Volk zu dienen“, – so wurde ihre komplizierte Stellung präzis von W. Markov (Robespierre, 1758–1794, Berlin 1961, Seite 119) formuliert. Weil E. R. Krause dazu neigt, die Vergangenheit zu aktualisieren und Entwicklungstendenzen, die in den späteren bürgerlichen Revolutionen des 19. Jahrhunderts auftraten, bereits in die Französische Revolution von 1789 zurückzuverlegen, kann seine Erzählung – so richtig viele Einzelheiten gezeichnet sind – dem Leser doch kein abgerundetes Bild dieser klassischen bürgerlichen Revolution vermitteln.

E. R. Krause hat versucht, ein Gesamtbild der Französischen Revolution zu zeichnen, wobei er – und darin soll das Neue dieses Versuchs bestehen – dieses Bild vom Standpunkt der jungen Arbeiterklasse aus geben will. Mit der bereits erläuterten Problematik dieses Bemühens hängt es zusammen, daß er die Führer der Französischen Revolution weitgehend als eine geschlossene bürgerliche Front gegen die Arbeiterklasse erscheinen läßt und sich dadurch der Möglichkeit beraubt, die Verschiedenartigkeit der politischen Anschauungen der bürgerlichen Demokraten herauszuarbeiten. Nicht nur die große Zahl von Personen, die er in seinem Roman vorführt, ist also schuld daran, wenn die einzelnen Gestalten kein wirklich individuelles Antlitz haben, sondern auch die nicht ganz einwandfreie historische Konzeption. Der historische Roman soll nicht nur die Widersprüche und ihre Überwindung zeigen, sondern er soll ja auch die Widerspiegelung objektiver Widersprüche in der inneren Entwicklung der einzelnen Gestalten und ihrem Schicksal zur Anschauung bringen. Das aber ist nur dann möglich, wenn die objektiven Widersprüche in der Gesellschaft selbst richtig erfaßt sind.

Friedrich Doeppe Roman „Die Jakobiner in Mainz“ – unter diesem neuen Titel erschien sein Buch „Forster in Mainz“ jetzt in der Deutschen Volksbibliothek (Aufbau-Verlag, Berlin 1960) in einer Neuauflage – zeichnet sich dadurch aus, daß dieses Problem in vorbildlicher Weise vom Verfasser gemeistert wurde. Friedrich Doeppe behandelt in diesem Roman die Geschichte der Mainzer Republik, der ersten demokratischen Republik auf deutschem Boden, und schildert die Entwicklung ihres bedeutendsten Kopfes, Johann Georg Forsters, im Zusammenhang mit der Geschichte dieser Republik.

Die Mainzer Republik stellte den Versuch dar, in einem Teil Deutschlands die Feudalordnung zu beseitigen – einen Versuch freilich, dessen Erfolg auf die Dauer nur dadurch gesichert werden konnte, daß die Republik ihren Anschluß an das revolutionäre Frankreich beschloß. Karl Marx hat 1856 darauf hingewiesen, daß es die Tragik Forsters und seiner Freunde war, die bürgerlich-demokratischen Errungenschaften nur dadurch sichern zu können, daß sie sich dem Vorwurf des „Landesverrats“ aussetzten. Dieser Vorwurf wurde gerade von den adeligen Reaktionären erhoben, deren Herrschaft der Einheit und Unabhängigkeit Deutschlands im Wege stand. Tatsächlich aber war die soziale Erneuerung, die sich in der Mainzer Republik anbahnte, auch die Voraussetzung für die Lösung der nationalen Frage. Forster hat den Weg der Mainzer Republik ausdrücklich im Hinblick auf ein künftiges demokratisches Deutschland verfolgt. Doeppe ist es gelungen, diese Problematik richtig zu entwickeln. Kein Leser, der das Buch verstanden hat, wird noch einmal der reaktionären Verleumdung vom Landesverrat Forsters Glauben schenken. Der Verfasser hat darüber hinaus auch die großen Schwierigkeiten, mit denen die deutschen Demokraten in Mainz zu ringen hatten, historisch exakt dargestellt. Diese Schwierigkeiten bestanden nicht nur darin, daß auch die Bauern, Handwerker und Plebejer noch von alten Vorurteilen beeinflusst waren, sondern auch darin, daß in der Führung der französischen Armee, die Mainz besetzt hatte, Vertreter der Gironde saßen, die an einer Umwälzung der Feudalverhältnisse in Deutschland nicht interessiert waren, sondern das Land nur zum Herauspressen von Kontributionen besetzen wollten. Doeppe zeigt den gemeinsamen Kampf deutscher und französischer Jakobiner gegen die einheimische Reaktion und die girondistische Armeeführung. Indem er diesen Prozeß richtig darstellt, gelingt es ihm, das Erwachen demokratischer Anschauungen im Volk von Mainz wiederzugeben. Obgleich viele Gestalten in seinem Roman auftauchen, erreicht er es doch, indem er sich auf diesen Prozeß konzentriert, die Aufmerksamkeit des Lesers auf einige, in ihrem Verhalten und ihrem Denken für die einzelnen Schichten repräsentative Personen zu richten. Ohne die Rolle selbst einer so großen

Persönlichkeit wie Georg Forster zu überschätzen, ihn vielmehr als Geschöpf und Führer der Bewegung zugleich darstellend, zeichnet er den Entwicklungsweg Georg Forsters zu einem wirklichen „positiven Helden“ – positiv nicht in dem Sinne, daß er irgendwelchen moralisierenden Ansprüchen genügt, wohl aber in dem Sinne, daß er als echter Führer der fortschrittlichen Kräfte, als Gelehrter und Volkstribun zugleich, das historisch Notwendige und Richtige begriff und sich dafür einsetzte, trotz schwerer persönlicher Leiden und Konflikte, trotz der Untreue seiner Frau und trotz schwerer Krankheit. Das sind persönliche Schicksale, die im Roman keineswegs bagatellisiert werden, und doch gelingt es dem Verfasser, die historische Größe dieses deutschen Patrioten zu zeichnen und dem Leser das Gefühl zu vermitteln, daß das Leben Forsters ein erfülltes Leben war.

Versuchen wir abschließend, einige Konsequenzen aus den Überlegungen über die behandelten historischen Romane zu ziehen. Unsere Bemerkungen haben – so hoffen wir – deutlich gemacht, daß für den historischen Roman in unserer Gesellschaft, in der der historische Materialismus zur herrschenden Geschichtsanschauung geworden ist, Voraussetzungen bestehen, wie sie früher nicht bestanden haben. Die dialektische Einheit von Wesen und Erscheinung in der Geschichte zu begreifen und im konkreten Einzelfall mit den Mitteln des Schriftstellers sichtbar zu machen, wird dann möglich sein, wenn der Schriftsteller das historisch Neue begreift, das Wesen der einzelnen Epochen durchdringt und im Leben der Individuen den vorwärts- und aufwärtsschreitenden Gang des Menschengeschlechts überhaupt sich widerspiegeln läßt. Wo dies gelingt, wird der historische Roman zugleich ein Beitrag zum Fortschritt in unserer Zeit sein.

ERSTE VERSUCHE

Martha Ludwig

HANNE UND DIE HEXE

Aus einem Brigadebuch

29. März 1960

Heute war eine Stimmung auf der Baustelle, als wäre Weihnachten. Wir haben unseren Plan mit 103 Prozent erfüllt und damit für diesen Monat zwei Tage gewonnen. Es ist doch eine gute Sache, den Plan so aufzuschlüsseln, daß jeder am Wochenende weiß, wo wir stehen. Das hängt wohl mit der Psychologie des Menschen zusammen. Ein schreckliches Wort. Bisher habe ich mich nie um das Wesen des Menschen und um seine Eigenart gekümmert, habe gedacht: So bist du, und so bin ich. Da bin ich mit meiner Frau mal zu so einem Vortrag gegangen und war erstaunt, worauf man achten und was man bedenken müßte, ehe man eine feste Meinung von einem Menschen haben kann.

Bei uns ist es bisher noch so, daß wir uns viel zu wenig um den Menschen im Kollegen kümmern. Wir sehen nur seine Leistung und achten darauf, daß am Wochenende die Kohlen stimmen. Ich glaube, hier müßte man mal was verändern. Jedenfalls haben wir heute so ein bißchen gefeiert und deshalb gar nicht so darauf gehört, wie der Bauführer erklärt hat, daß zu uns demnächst ein junges Mädchen auf den Bau käme und daß wir auch ein bißchen nett zu ihm sein sollten. Na klar, kann er haben. Wir sind zu allen jungen Mädchen nett!

1. April 1960

Nun ist es Wirklichkeit geworden. Zu uns ist ein junges Mädchen gekommen, zu dem wir aber gar nicht nett waren. Wir haben uns alle an den Kopf gefaßt, als Kollege Göldner von der Verwaltung uns das junge Ding vorstellte. Es soll bei uns die Praxis kennenlernen. Es kommt von der Bauhochschule und will Bauführer und Architekt werden. Na, das Kind hat ja allerhand Rosinen im Kopf, dachte ich bei mir. Dann kam aber noch ein dickes Ende nach. Das Mädchen heißt Hanne. Ich hab gedacht, mich soll der Affe lausen. Nun haben wir also einen und eine Hanne auf der Baustelle. Ob das gut geht? Junge, Junge! Da sehe ich schwarz.

Wir haben alle gedacht, daß das Mädchen bei uns auf der Baustelle so Lauf- und Botengänge erledigen und die Räume sauber machen soll. Und nun kommt ein Frauenzimmer und wird uns nur im Wege sein, wird viel

fragen und uns durcheinanderbringen. Wir guckten recht blöd aus unseren Unterhosen. Darin standen wir nämlich gerade, weil wir beim Umziehen waren. Auch unser Brigadier, der eigentlich immer das letzte Wort hat, schluckte krampfhaft, wobei sein Adamsapfel auf und ab hüpfte. Das hatten wir nun von unserem Plan und seiner Übererfüllung. Einen weiblichen Lehrling!

Niedlich sah sie ja aus in ihrem neuen Maureranzug. Die Haare hatte sie unter der Mütze versteckt, deren Schirm ihr frisches Gesicht beschattete. Lustige braune Augen schickte sie umher. Sie lächelte uns freundlich zu, wobei sie in Mundnähe zwei niedliche Grübchen zeigte. Junge, Junge! Mir altem Knacker wurde ordentlich warm. Und das soll hier bei uns...? Ach, du meine Güte! Ich muß wohl sehr blöde geguckt haben, denn unser Polier, der Paule, schnauzte mich plötzlich an. „Wat guckst du denn so dämlich? Machst Augen wie ein gestochenes Kalb! Ist denn das so etwas Besonderes, wenn zu uns ein Mädchen in die Lehre kommt? Es wird hier bei uns schon allerhand lernen können!“

Na eben. Ich hatte ja auch bloß gedacht, daß das Mädchen bei uns allerhand lernen wird. Deswegen brauchte er mich doch nicht gleich so anzubrüllen, der Paule. Überhaupt hat die ganze Brigade Augen gemacht, wie vom Nashorn geiekt. Ich hätte was darum gegeben, wenn ich die Gedanken der Brüder hätte lesen können.

Als die Kleine uns so in unserem Dreß nun stehen sah, zog sie sich von der Tür zurück, ohne verlegen zu sein, und wartete auf die Dinge, die da kommen sollen. Na, die kamen ja dann auch.

Unser Hanne kam, wie üblich, erst immer auf den letzten Drücker mit seiner Jawa angebraust. Von der Hanne sah er zunächst nur die Rückseite. Er muß sie wohl für einen neuen Lehrling gehalten haben, denn von hinten kann man ja schlecht erkennen, was in einer Hose steckt, nicht wahr? Da sich das Mädchen nicht um den Hanne kümmerte und angestrengt auf den Kran blickte, anstatt seine Fahrkunst zu bewundern, stupste er die Hanne leicht ins Kreuz. Mit einem typisch weiblichen „Uch!“ stürzte das Mädchen nach vorn und konnte sich gerade noch am Kalkkasten abfangen, sonst wäre es in den vollen Kasten gefallen. Ein netter Empfang für das Mädchen! Das rappelte sich hoch. Die braunen Augen waren vor Schreck ganz dunkel. Mit ganz wenig zittriger Stimme fragte es den Hanne: „Ist das bei euch Sitte, die Lehrlinge so zu begrüßen?“

Unser Hanne war platt. Seine Kinnlade klappte hörbar nach unten. Er machte genauso ein blödes Gesicht wie ich und alle anderen gemacht hatten. Ihn schrie aber kein Brigadier an. Konnte der auch nicht mehr. Der war nämlich zum Büro gelaufen und setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um den Stift, die Hanne, wieder loszuwerden. Ich weiß nicht,

welche Gründe er alle heranzog. Wir hörten ihn nur brüllen, als sollte er lebendig geröstet werden. Es half aber dem Brigadier nichts. Das Mädchen blieb. Na, von mir aus. Ich werde ihm schon aus dem Wege gehen. Bin ja zum Glück kein Lehrausbilder. Fürs erste hat sie ja noch alles mögliche zu belaufen. Wir sind nicht böse darüber. Von uns aus braucht sie nicht wiederzukommen.

Als unser Hexenfahrer später von einer Besprechung zurückkam und wir ihm von unserer Verstärkung erzählten, schnappte der erst nach Luft. Dann guckte er sich um, sah kein Mädchen mehr und schrie: „April! April! Ihr Heinis habt euch in den April schicken lassen!“ Wir guckten uns alle verdutzt an. Na klar. Es war ja der 1. April. Da hatte sich die Bauleitung mit uns einen tollen Scherz erlaubt, und wir Hammel waren darauf herein-gefallen. So was! Uns war allen, als hätten wir im Lotto gewonnen. Eine Last war von uns genommen. Wir haben gepfiffen und uns gegenseitig verpflaumt. Nicht mal dem Hanne hätten wir heute etwas übelnehmen können.

2. April 1960

Unsere Stimmung ist auf Null. Es war kein Aprilscherz! Das Mädchen ist hier und wird bleiben. Als sie heute früh wie selbstverständlich schon in der Baubude saß, als die meisten von uns kamen, und alle fröhlich begrüßte, knurrten wir bloß: „Morjen!“ und guckten uns alle ratlos an. Wie soll das nun mit dem Umziehen werden? Der Hanne hat wieder mal keine Hemmung. Er knallt seine Tasche auf den Tisch, knöpft sich in aller Ruhe die Hosenträger ab. Da haut das junge Ding aus der Bude raus, als wäre sie angeschossen. Ich weiß nicht, sie tut mir leid. So geht das nicht! Als dann der Brigadier kam und mir erklärte, daß ich mich um das Mädchen kümmern soll, ist mir doch der Kragen geplatzt. Warum gerade ich? Ich bin der Älteste auf der Baustelle und habe immer meine Arbeit gemacht. Wäre ich sonst dreifacher Aktivist geworden? Und jetzt werde ich zum Dresseur junger Mädchen degradiert!

Ich habe geflucht und getobt, bin aus der Bude und durch das Objekt gerast, als wäre der Teufel hinter meiner Seele her. Als ich keine Puste mehr hatte, wurde ich ruhiger. Na, schön. Ich werde mich weigern. Was kann mir schon geschehen. Nichts. Ich werde zu einer anderen Baustelle gehen. Arbeit gibt es überall. Wer wird dann dem Mädchen was beibringen? Von meiner Brigade keiner. Sollen sie es doch zu einer anderen Brigade bringen. Welche aber? Die Brigade Zöller hat zu große Planrückstände. Die kämpfen immer noch mit dem Grundwasser. Und Lindemann? Da sind alles junge Burschen. Es fehlt denen noch an der Erfahrung. Außerdem ist das eine zu ruppige Bande. Denen würde ich meine Tochter

auch nicht anvertrauen. Wie denn, wenn ich eine Tochter hätte, die auch Bauarchitekt werden wollte? Was würde ich denn sagen, wenn die an solche Dollbrägen geraten würde, wie es sie in unserer Brigade gibt? Und wenn keiner sie als Lehrling haben wollte? Verdammt. Da sitze ich fest. Also werde ich mich schon opfern müssen. Vielleicht ist das junge Ding auch bei mir am besten aufgehoben? Leicht fällt mir der Entschluß nicht. Was werden die Kollegen sagen? Werden die mich nicht als einen Muselmann ansehen, weil ich nachgebe?

3. April 1960

Habe gestern noch mit meiner Frau gesprochen. Sie ist der Meinung, daß es einfach meine Pflicht ist, mich um das Mädchen zu kümmern. Sie hat gut reden. Ich sollte ihr mal einen jungen Mann in ihre Abteilung stecken. Solch junges Gemüse kann doch unter uns Grauköpfen nicht gedeihen.

Brigadier und Brigade, alle sind der Meinung, daß nur ich als ihr Ausbilder in Frage käme, wenn das Mädchen schon bei uns bleiben muß. Na, schön! Habe aber gleich gesagt, daß man mir nicht an den Wagen fahren darf, wenn mein Pensum in der Arbeit nachläßt. Jetzt haben sie sich alle bereit erklärt, für mich dann mitzuarbeiten. Aber wollen mal abwarten!

Alles ging viel besser, als ich dachte. Ich habe ja dann noch ein bißchen gestöhnt, als ich mich mit dem Mädchen so richtig bekannt gemacht habe, mit Handschlag und Namensnennung. Dabei habe ich schon überlegt, wie ich mich nun von ihm rufen lassen soll. Die Kollegen nennen mich alle Jacko, weil Jankowski viel zu lang ist. Wenn der Stift nun auch Jacko zu mir sagt, geht vielleicht die Autorität flöten. Und Herr Jacko? Ist lächerlich. Da würde ich schön geuzt werden, weil ein „Herr“ eben nicht auf den Bau gehört!

Der Erwin kann gut flachsen. Der meint, daß es mich einfach Opa rufen soll. Aber dagegen habe ich protestiert. So alt bin ich nun auch wieder nicht, obwohl ich ja Großvater sein könnte. Aber nee, nee, nicht auf dem Bau! Dann schon lieber Kollege Jacko. Mit was für Gedanken man sich abgeben muß! Das ist schon das Neue, das durch das Mädchen in die Brigade getragen wird. Hier geht es schon los. Ja, und dann habe ich mich mit dem Mädchen darangemacht, erst mal einen Kasten Kalk so richtig anzurühren, damit es sieht, daß damit auf dem Bau eigentlich die Arbeit anfängt. Es hat sich tüchtig geplagt und nicht gleich begriffen, wie der Stiel beim Wenden der Schippe in der Hand liegen muß. Die Kollegen haben gegrient, als ich es immer und immer wieder erklärt habe. Hier muß man viel Geduld haben.

4. April 1960

Es war gestern nicht mehr viel mit meinem Stift los. Ich habe ihn später losgeschickt, damit er sich erst die Baustelle ansieht. Es ist nämlich wichtig zu wissen, wo alles liegt und steht, damit man nicht so lange in die Irre gehen muß. Hanne, der Geselle, geht dem Mädchen am meisten aus dem Wege. Nur am Nachmittag hatte er sich doch wieder ein Ding erlaubt. Ich habe gerade nach Material ausgeschaut, da schickte doch Hanne das Mädchen zur Feldschmiede rüber und sagte, daß es einen Amboßhobel holen soll. Nun, der Stift kennt Hanne nicht und weiß auch nicht, daß es einen Amboßhobel gar nicht geben kann. Ernst und willig sauste er in die angegebene Richtung. Er kam auch in die Feldschmiede und richtete den Wunsch von Hanne aus. Erst verdutzte Gesichter in der Schmiede, dann brüllendes Gelächter. Amboßhobel! Hat man so was schon gehört?

Das Mädchen merkte, daß es reingefallen war und ärgerte sich über seine Leichtgläubigkeit. Es war der Meinung, daß es eine Bezeichnung für ein ihm noch unbekanntes Werkzeug wäre. Als aber der glatzköpfige Brigadier der Schmiede meinte, daß sie wohl ausgewachsene Männer auf den Arm nehmen wolle und lieber verschwinden sollte, drehte sie bedeppt ab. Als sie zurückkam, haben wir alle schadenfroh gegrinst. Mädchen, Mädchen! Du mußt noch viel lernen. Bauarbeiter und ihre Eigenart hast du auf der Hochschule nicht studiert. Das steht dir jetzt noch alles bevor.

7. April 1960

Heute gab es den ersten Krach. Der Hanne, der eigentlich seinen Platz in der Frühstücks- und Mittagspause neben mir auf der Bank hatte, war in den beiden Tagen immer rüber in die Kantine gegangen. Da hat sich die Hanne selbstverständlich neben mich gesetzt. Mir war es auch ganz recht. So konnte ich sie eventuell besser vor den Rüpeleien bewahren.

Mit einemmal kommt der Hanne wie ein Stößer auf das Mädchen zu. „Runter“, schreit er wütend, „det hier is mein Platz!“ Die Hanne guckt ihn erschrocken an, schaut auf mich. Na, was sollte ich sagen? Ich sagte gar nichts, nahm meine Stullen und meine Bierflasche und setzte mich auf die Bank an der Tür. Meine Hanne, der Stift, folgte mir still und setzte sich zu mir, wobei sie in ihrem Schreck wohl mir ein bißchen zu nahe auf die Pelle rückte. Die Kollegen grienten wieder. Nun, sollten sie. Hanne, der Dollbrägen, kollerte los: „Na, Jacko, da haben sie dir ja was uffgehalst. Die klebt dir ja schon wie ein Bonbon an de Hose!“

Das Mädchen wurde noch verlegener, sagte aber nichts. Jetzt platzte mir aber der Kragen: „Weißt du, Hanne, wenn du etwas mehr Grips im Kopf hättest, würdest du sehen, daß ein Mädchen auf dem Bau vielleicht

gar nicht so eine schlechte Sache ist. Bist du etwa neidisch, daß man dich nicht zum Ausbilder ernannt hat?“ Hanne verdrehte die Augen und warf geringschätzig die Lippen auf. „Neidisch? Auf watt denn? Auf deine 56 Jahre vielleicht?“ So ein Bengel verdammter! Zielt auf mein Alter und weiß genau, daß er mit seinen 24 Jahren etwas hat, worum ich ihn beneiden könnte. So alt, oder besser so jung heute sein. Und dann die Möglichkeiten, die die Jungen haben! Mein Mädchen merkte, daß es bei mir Unterstützung hatte, und parierte: „Es gibt Alte, die jung geblieben sind, ohne es zu wissen. Und es gibt Junge, die alt sind und es nicht wahrhaben wollen. Da liegt der Unterschied.“

Keiner weiß darauf eine Antwort. Ich auch nicht. Fein hatte sie das gesagt. Der Hanne war tückisch und schwieg sich aus. Das waren wir gar nicht von ihm gewöhnt. Die anderen rührten in ihrer Eßschüssel, als würden darin nicht fette Speckgrieben, sondern gehackte Holzstücke schwimmen. Nur Paule, der Brigadier, fragte spöttisch, ob das Mädchen auf der Schule noch was anderes außer Philosophie studiert und gelernt hätte. Meine Hanne konterte zurück und meinte, daß sie uns in den nächsten Wochen beweisen wolle, daß sie noch etwas anderes gelernt hat. So stolz und selbsbewußt sagte sie es, daß den anderen das Grinsen verging und der Brigadier die Ohren anlegte. Ich glaube, unsere zweite Hanne wird uns noch manche Nuß zum Knacken geben. Na, von mir aus! Ich will schon sehen, daß ich ihr alles beibringen kann, was sie braucht, um ein ordentlicher Architekt zu werden.

9. April 1960

Wir haben heute soviel Spaß gehabt. Sogar der Hanne, der Brummel, wurde zugänglicher. Seitdem das Mädchen auf dem Bau ist, haben wir eigentlich mehr Ruhe vor ihm. Er hat einfach keine Lust mehr, uns zu hänseln. Ich habe vormittags mit der Hanne eine Ecke hochgezogen und vorgesorgt, daß sie weitermauern kann, weil ich die Lohnzettel fertig machen mußte. Der Leistungszettel vom Hanne, dem Gesellen, lag noch nicht vor. Von der Baubude rief ich ein paarmal: „Hanne!“ Da beugte sich das Mädchen über die Brüstung und rief: „Ich komme!“ Na, die habe ich nicht gemeint. Deshalb rufe ich noch mal, nun noch lauter: „Hanne!“ Von beiden Seiten kam es da angerannt. Der Hanne von links, die Hanne von rechts. An der Leiter stießen beide zusammen und sahen sich an. Ich glaube, das war das erstmal, daß der Hanne die Hanne überhaupt richtig angesehen hat. Dann zuckte das Mädchen hilflos mit den Schultern. Der Hanne schrie: „Wer soll denn nun eigentlich kommen, *der* oder *die* Hanne?“ Also, so geht das nicht. Wir müssen uns überlegen, wie wir die beiden in Zukunft rufen werden.

10. April 1960

Wir haben überlegt. Ich habe vorgeschlagen, daß wir den Hanne mit seinem Taufnamen, nämlich Johannes, rufen sollten und das Mädchen Hanni. Die Kollegen meinten, daß das kein großer Unterschied sei. Der Hanne erklärte, daß er alles andere als ein Johannes sei und daß er auf allen Baustellen nur „Hanne“ gerufen wurde. Das ältere Recht sei auf seiner Seite. Also würde er nur auf Hanne hören. So ein Angeber!

Ali, der Hexenfahrer, hat vorgeschlagen, das Mädchen „Döchting“ zu rufen. Das war mir wieder peinlich. Hat doch Ali, der Rabe, gehört, wie ich mal zu dem Mädchen gesagt habe: „Na, Döchting, heute abend werden die Arme wie Blei sein!“, als es versucht hatte, mit mir Schritt zu halten beim Mauern. Nun hab ich aber gestaunt. Da soll sich einer mit den Brüdern auskennen! Da tun sie immer, als wenn sie jeder Schürze aus dem Wege gehen würden, und plötzlich, wenn sie sich mit einer Sache abgefunden haben, soll alles nicht mehr wahr sein. Na, mir soll es recht sein. Wird das Mädchen eben Döchting gerufen. Sollen die Kollegen ruhig ihre faulen Witze machen. Hauptsache, sie bleiben im Rahmen, daß man sich mit seinen grauen Haaren nicht noch vor einem jungen Ding schämen muß. Da muß man bei den Brüdern hier verdammt aufpassen. Es gibt nichts, was denen heilig ist.

14. April 1960

Der Hanne ist heute so pünktlich zur Arbeit gekommen wie noch nie an einem Montag. Da kam er öfter erst zum Frühstück oder auch gar nicht. Je nach dem, wo und bei wem er das Wochenende verbracht hat. Wir haben ihn natürlich hochgenommen und gefragt, ob ihn die Braut so zeitig aus dem Bett geworfen hätte. Der Hanne griente nur, daß es nichts mit Braut sei und so. So bescheiden kannten wir ihn ja gar nicht. Sonst hat er doch immer schaurig angegeben, was er so über Sonntag erlebt hat. Wir fragten ihn aus. Da konnte er mit seiner Neuigkeit herausrücken. Am Sonnabend, als er aus der Kneipe „Zur letzten Instanz“ gekommen wäre, habe er die Hanne, das heißt Döchting, gesehen. Er hätte sie bald nicht wiedererkannt, so fein habe sie ausgesehen. In ihrer Begleitung sei so ein langer „Heini“ mit Brille gewesen, der wie ein Hahn um die Hanne stolziert wäre. Das Mädchen sei aber gar nicht stolz gewesen. Als sie den Hanne gesehen habe, wäre sie auf ihn zugekommen und hätte ihn mit Handschlag begrüßt. Das hätte er von dem Mädchen gar nicht erwartet. Bloß der Bebrillte hätte nicht zu dem Mädchen gepaßt.

Hanne, Hanne. Du meinst, daß du viel besser zu der Hanne gepaßt hättest? Heute kam das Mädchen nicht zur Arbeit. Hat Schule. Merkwürdig, mir fehlt sie. Obwohl sie für meine Begriffe zuviel erzählt. Zum

Beispiel von zu Hause, daß ihr Vater aus dem letzten Krieg nicht wiedergekommen wäre und daß ihre Mutter im RAW als Dreherin arbeitet, was sie sich alles vorgenommen hat und was ihre Schulkameraden so über das Leben denken, na und so weiter. Ich habe bloß in der ersten Zeit richtig hingehört. Jetzt ist mir ihr Gerede zuviel. Ob sie eventuell denkt, daß sie mich bei der Arbeit unterhalten muß? Vielleicht sollte ich doch mal darüber mit ihr reden, wie es mir meine Frau geraten hat. Aber wozu reden. Wenn sie keine Antwort bekommt, wird sie schon merken, daß sie nicht soviel erzählen soll.

15. April 1960

Am Sonnabend haben wir uns so abgemoppelt, um den Kran rechtzeitig umsetzen zu können, und heute fällt der Mischer aus. Eine Schweinerei! Wieder Bummelstunden. Unsere Verpflichtung fällt damit in den Eimer. Unser Stift mußte in der Zeit im Baubüro Zeichnungen pausen. Ich habe nicht schlecht gestaunt, daß das Mädchen so eine Bauzeichnung, die voller Striche und bunter Linien ist, so richtig lesen kann. Das fällt unserm Polier nicht immer leicht. Was man alles heute lernen kann, wenn man jung ist.

Wir anderen saßen über drei Stunden in der Baubude und warteten auf den Elektriker. Was in drei Stunden für Kohl verzapft werden kann, wenn ausgewachsene Männer nicht recht wissen, was sie mit der Zeit anfangen sollen! Da reden sie über die Judenhetze in Westdeutschland und über Atomaufrüstung in der Welt, als ginge es sie nichts an. Aber über die Soraya und ihren Verfloßenen reden sie sich die Lippen fusselig. Der Hanne ist wieder ganz verrückt gewesen. „Laß du uns mit deiner Politik in Ruhe, Jacko. Kannst doch nichts daran ändern. Kriege wird es immer geben!“ So ein Idiot, wenn alle so dächten, hätten wir schließlich schon wieder einen Krieg!

Von der Nachbarbrigade ist ein Kollege zum Lehrgang für Baumaschinen geschickt worden. Wir sollten auch jemand delegieren. Aber keiner hatte Lust. Und ich bin zu alt! Quatsch! Zum Lernen vielleicht. Aber nicht zum Bauen.

17. April 1960

Wir haben heute tüchtig geschafft. Hanne, der Stift, greift schon richtig zu, ohne ihre Hände immerzu zu betrachten, wie in den ersten Tagen. Sie hat sich an Risse und Kalk gewöhnt. Die zerbrochenen Fingernägel machen ihr keinen Kummer mehr. Sie merkt das auch selber. Klar, daß sie abends ihre Knochen fühlt. Ist doch für ein Mädchen alles ungewohnte Arbeit. Aber sie bekommt keinen Muskelkater mehr, wie in der ersten Zeit, wo sie sich kaum drehen konnte.

Wenn sie bloß nicht immer noch soviel erzählen wollte! Sie meint, daß sie mir doch erzählen müßte, was sie alles in der Schule gelernt hat, besonders über Maschinenkunde. Nun haben wir uns geeinigt, daß sie mir das Wichtigste in den Pausen erzählen soll. Ich muß meine Gedanken bei der Arbeit haben, um keinen Pfusch zu machen. Zum anderen kann ich dem Mädchen doch nicht sagen, daß ich von Maschinen keine Ahnung habe und nicht weiß, wie es im Innern einer Baumaschine aussieht.

Als ich jung war, da ging es: „Ein Stein, ein Kalk“. Da mußte der Stein- und Kalkträger am Tage viele Hunderte von Leitersprossen steigen mit schwerer Last. Wenn ich dem Mädchen davon erzähle, sperrt es Mund und Nase auf. Dabei liegt die Zeit noch gar nicht mal so lange zurück. Bei unserem Erzählen profitieren wir beide was. Ich lerne vom Stift Maschinenkunde. Er lernt von mir ein Stück Arbeitergeschichte. Ich werde aber nie zugeben, daß ich von einem Stift etwas lerne. Wo bliebe da der Respekt? Den darf man bei den jungen Dingen nicht verlieren.

Das sehe ich bei Hanne. Dem imponiert gar nichts mehr. Es scheint, als wollte er die Zeit, in der wir Ruhe vor ihm hatten, jetzt nachholen. Er erzählt dreckige Witze in Gegenwart des Mädchens und macht sich ein Vergnügen daraus, es verlegen zu machen. Ich weiß nicht, warum mir der Junge immer unsympathischer wird. Ob es das Mädchen macht? Früher hat doch jeder von uns saftige Dinger zum besten gegeben, und ich habe mitgelacht. Heute kann ich alter Hase verlegen werden, wenn das Mädchen dabeisitzt.

Meiner Frau ist aufgefallen, daß ich mich jetzt öfter rasiere. Na, wenn schon. Es kann ihr nur recht sein! Hat sie doch immer geschimpft, wenn ich mit einem Rauschebart morgens schon loszog und mit einem Vollbart abends wieder nach Hause kam. Gesagt hat sie nichts. Sie guckte bloß immer so von der Seite, wenn ich morgens vor dem Spiegel Grimassen schnitt.

20. April 1960

Heute hatten wir eine Kurzversammlung. Es ging um den Wettbewerb von Brigade zu Brigade und um die Verpflichtungen zum 1. Mai. Wir haben uns verpflichtet, den Bau bis dahin hochzuziehen. Ich hatte ja Bedenken, ob wir den Mund nicht wieder zu voll genommen haben . . .

Wenn wir unser Ziel bis zum 1. Mai erreichen wollen, muß das Material fließen, darf es keine Stockung im Arbeitsablauf und keine Bummelstunden geben. Dann muß sich auch verschiedenes im Baustab hinsichtlich Arbeits- und Materialplanung ändern. Mit Reden allein ist da nichts gemacht. Mußte man mich aber, als ich meine Bedenken äußerte, gleich als Miesmacher bezeichnen, der querschlägt?

Ich habe mir schon so oft vorgenommen, nichts mehr zu sagen. Aber meine Frau meinte, das wäre falsch. Man muß aufdecken, was schlecht ist. Die hat gut reden. Weiß sie doch nicht, wie es auf dem Bau zugeht. Ich habe mich auch mit dem Stift, der Hanne, über die Seifert-Methode beraten. Warum sollen wir die nicht auch auf unsere Arbeit anwenden? Man muß überlegen. Davon weiß sie wenig. Da habe ich ihr auf der Rüstung einen Vortrag gehalten. Weiß selber nicht, wie ich in Fluß war. Nun haben wir beide so viel zu erzählen, daß die Pausen tatsächlich nicht mehr ausreichen und ich selber bei der Arbeit zu reden anfangen. Als angehender Bauführer und Architekt muß das Mädchen auch über diese Dinge Bescheid wissen, meine ich. Nun will sie alles Geschriebene über die Seifert-Methode sammeln. Wir werden dann mal beide darüber beraten. Wenn ich den Kollegen damit komme, lachen die mich aus. „Jacko, bist ein Grübler. Kommst immer auf neue Gedanken. Laß die Pferde denken, die haben einen größeren Kopf“, meinen sie dann abfällig. Wie kann man so stur sein!

21. April 1960

Gestern hat keiner was über Bummelstunden und Arbeitsbummelei gesagt. Dabei wäre das für den Wettbewerb so wichtig gewesen. Heute fehlt Ali. Keiner weiß, warum. Ob er krank geworden ist? Hat doch aber gestern noch nichts gehabt. Nun stand unsere Hexe bis Mittag fast still. Unsere Steine, die wir oben hatten, waren bald vermauert. Was nun? Wieder Singestunde? Bei 12 Maurern gibt eine Bummelstunde 12 Stunden Arbeitsausfall. Nun gleich 4 Stunden Ausfall, sind 48 Stunden. Drei Tage Rückstand schon im Wettbewerb!

Mein Stift war vormittags zur Nachbarbrigade gegangen und hat sich mit dem Hexenfürher bekanntgemacht. Der ist auch jung. Da schließt man ja schnell Bekanntschaften, noch dazu, da unsere Hanne keine Zierpuppe ist. Meine Hanne hat da also zugeschaut und auch mal hin und wieder leise beim Hebel mit angefaßt.

In der Mittagspause hat sie sich ein Ding erlaubt! Der Hexenfürher ging in die Kantine. Meine Hanne wird sich dabeimachen und die Hexe der Nachbarbrigade bewegen. Sie wußte nicht, daß bei der Bedienung ein bestimmter Dreh anzuwenden war. Jedenfalls drückte sie vorsichtig den Hebel runter, freute sich, wie glatt und sicher die Hexe nach oben glitt, drückte nochmal kräftig nach, und schon saß die Hexe oben fest. Sie hatte sich in der Führung verklemmt. Die Hanne drückte noch mehr. Die Hexe bewegte sich, aber nicht nach unten, sondern nur noch mehr nach oben. Nun bewegt sie sich nicht mehr vor- oder rückwärts. Aus!

Nach Beendigung der Pause kam der Hexenfürher und sah seine Hexe

oben stehen. Klar, daß er sofort auf die Hanne tippte. Was sollte er machen? Die Kollegen schrien nach Material. Er konnte nichts hochschicken. Der Brigadier kam und machte Krach. Er schimpfte, daß der Hexenfürher keine Ahnung von Maschinenführung hat. Das ging dem an die Nieren. Er erzählte, daß nur unser Stift ihm den Streich gespielt haben kann. Sein Brigadier tobte noch mehr. Der dachte, unsere Hanne hat das absichtlich gemacht, damit diese Brigade uns nicht soweit vorausseilen kann im Wettbewerb.

Der Hexenfürher kam zu uns gelaufen und erzählte unserem Brigadier alles. Der rief Hanne, die sich am liebsten verkrochen hätte und dabei gerade an unserer Hexe stand. Ehrlich gab sie zu, daß sie versucht hatte, die Hexe zu bedienen, weil sie nicht wollte, daß wir noch länger Bummelstunden absitzen müssen. Sie wollte da drüben lernen, wie man die Hexe bedienen muß und dann hier unsere in Bewegung setzen.

Der junge Hexenfürher lachte. Die Brigadiere wurden nachdenklich. Der von der Nachbarbrigade provozierte: „Na, zeig doch mal, was du kannst!“ Hanne blickte auf unsern Paule. Der legte schnell seine Hand fest um den Hebel der Hexe. „Wehe“, sagte er, „hast die da drüben hingekriegt, nun noch unsere! Wenn der Ali morgen kommt, haut der uns das Jackstück voll, wenn der erfährt, wer seine Hexe gefahren hat.“ Wir standen alle herum und dachten wohl alle dasselbe. Bloß der Hanne meinte, vielleicht mit Hintergedanken: „Und wenn der Ali morgen nicht kommt? Wollen wir wieder soviel Singestunden machen? Und wo bleibt am Freitag der Zaster? Laßt doch det Meechen mal. Wo se doch Maschinenkunde studiert!“ Wir nickten zustimmend. Ich auch, obwohl mir nicht ganz geheuer war. Unser Paule seufzte schwer auf. Er ging schnell weg und zog sich so aus der Affäre. Er wollte nichts sehen. Was er nicht sah, brauchte er nicht zu verantworten.

Meine Hanne drückte vorsichtig den Hebel unserer Hexe herunter. Langsam setzte sich der Korb in Bewegung. Er stieg, er fiel mit der Bühne wieder nach unten ab, ganz so, wie die Hanne ihn dirigierte. Wir staunten. Dem Hanne blieb der Mund offen. Also, das hat der nicht erwartet und vielleicht auch nicht erhofft. Der Hexenfürher der Nachbarbrigade guckte noch ein bißchen zu. „Du mußt nur immer mit Gefühl an eine Sache herangehen, dann kann nichts schiefgehen. Und um meine Hexe macht euch man keine Gedanken. Die ist oben in der Führungsrinne ausgeleiert. Wer das nicht weiß, muß Schiffbruch damit haben. Das kriegen wir schon hin!“

Das war sehr tröstlich für mich, weil ich doch für das Tun und Treiben des Mädchens verantwortlich bin. Deshalb war ich auch sehr stolz, als unser Paule zurückkam und meinte, daß die Hanne nun versuchen soll, die Hexe zu bedienen mit Ladung und so. Und sie hat es geschafft!

Christa Wolf

Ein Erzähler gehört dazu

*Karl-Heinz Jakobs: „Beschreibung eines Sommers“, Roman
Verlag Neues Leben, Berlin 1961*

Rezensenten geben zu, von der „Beschreibung eines Sommers“ gepackt oder angerührt oder wenigstens nicht gelangweilt gewesen zu sein; merkwürdigerweise bemühen sie sich dann kaum, das Pakkende, Anrührende, Unkonventionelle an dieser Erzählung herauszufinden, sondern zählen meist ausführlich ihre Schwächen auf, finden auch einiges an ihr fast verächtlich. Ein unschematisches Buch stößt mit Kritikerschemata zusammen, mit einem ganzen Arsenal feststehender Maßstabgriffe, und in den Spalten der Presse ging das Schema noch einmal siegreich aus diesem Zusammenstoß hervor. (Leider reagieren gerade die Jugendzeitungen besonders unlebendig, ausgenommen die „Junge Kunst“.)

„Sieht Tom unser Leben richtig?“ fragt Jürgen Bonk in der „Jungen Welt“, und er hat nicht schwer, zu beweisen, daß Jakobs' Held Tom Breitsprecher „unser Leben“ nicht „richtig sieht“; das wird auch der Autor zugeben, denn darum hat er diesen Tom ja in den Mittelpunkt seiner Geschichte gestellt; schlimmer: Tom sieht eigentlich vieles richtig, er hat schon eine ganze Menge verstanden, nur es betrifft ihn nicht, er bleibt Beobachter, stellt Betrachtungen an, arbeitet gut, weil es ihm Spaß macht, und treibt sonst, was er will. Eine heimliche Schnsucht hat er vielleicht, in diese ganzen ihm fremden menschlichen Beziehungen auch verwickelt zu sein; und Jakobs interessiert gerade dieser schmerzhafteste Prozeß des Hineingezogenwerdens durch ein außergewöhnliches Ereignis.

Ein anderer Kritiker meint, Grit, die

zweite Hauptgestalt des Buches, hätte ihre und Toms Geschichte erzählen sollen. Mir scheint, die Wahl des Erzählers ist kein Zufall, Tom als Ich-Figur gab dem Autor die Möglichkeit, Schattierungen zu erreichen, die eine objektive Erzählweise ihm verschlossen hätte. Vor allem aber lag ihm daran, einen solchen Menschen wie Tom von innen her, mit seinen eigenen Augen zu sehen und zu entschlüsseln. Auf die Beschränkungen, die diese Absicht mit sich bringt, komme ich später zu sprechen.

Ein Tom Breitsprecher als zentrale Gestalt, hingestellt in das Milieu einer sozialistischen Großbaustelle – das ist eine künstlerische Entdeckung. Jakobs ist kein kühl beobachtender, registrierender, beweisender Autor; er geht unbefangen – nicht standpunktlos, allerdings – auf das Leben zu, vorurteilslos, interessiert, neugierig, wie sein Held: Mal sehn, was wirklich damit los ist. So kommt Jakobs nach Schwedt, nicht, wie andere, um über eine Großbaustelle zu schreiben. Aber er findet hier den künstlerischen Einfall, der die Geschichte von Menschen, deren Probleme ihn lange schon beschäftigen, für ihn erzählbar macht: Eine große Liebe, die seinen Helden zunächst scheinbar endgültig gegen die sittlichen Normen der neuen, mit sich strengen Gesellschaft stellt, führt ihn schließlich gerade an sie heran. Zugespißt wird der Konflikt durch die besonderen Verhältnisse der Großbaustelle, wo die Formen menschlichen Zusammenlebens aus gärendem, unfertigem Anfangszustand schnell reifen.

Einen solchen komplizierten, dauernd

die Gestalt wechselnden Wirklichkeitsstoff kunstfähig zu machen, ist immer eine Leistung, die bei Jakobs besonders durch seine Haltung zu diesem Stoff erzwungen wird. Er verhält sich forschend, fordernd und gebend, unsentimental, unpathetisch, streng und unverwandt zuversichtlich. Das alles fließt in den Erzählerton des Tom ein, der ja einige dieser Eigenschaften mit seinem Autor teilt, andere sich während seines Aufenthaltes in Wartha erwirbt. (Aus vielerlei Komponenten setzt sich hier wie meist der Gesamteindruck einer positiven Einstellung zu unserer Gesellschaft zusammen, und es ist falsch, den Begriff „positiv“ gerade für die Literatur auf das Synonym „unkritisch-optimistisch“ einzuziehen, was sogar bei Rezensionen über dieses Buch geschieht. Man kann auch falsch loben.) Jakobs ist nicht der einzige der jüngeren Schriftsteller, die frisch und unbefangen und auf ihre eigene Weise ihr Zeitgefühl, ihr Gegenwartsbewußtsein an Stoffen dieser Zeit ausdrücken. (Man könnte Karl-Heinz Jakobs nicht mit Dieter Noll, Noll nicht mit Herbert Nachbar verwechseln.) Der Mut zum originellen Sehen, zum selbständigen Empfinden und Urteilen ist in den jungen Schriftstellern wach und wird, auch bei Karl-Heinz Jakobs, mit wachsender Erfahrung und Reife ihres Talents manches hervorbringen, was über die „Beschreibung eines Sommers“ hinauswächst.

Der dreißigjährige Ingenieur Tom Breitsprecher polemisiert als literarische Gestalt indirekt gegen die generationslosen Einheitsmenschen in anderen Büchern. Er entstammt der Generation, die in der Kindheit dem Faschismus verfallen war, von ihm in den Krieg getrieben wurde, Zusammenbruch, Gefangenschaft, die schweren Nachkriegsjahre erlebte; die hasen lernte, was ihr die Jugend verdorben hatte, die aber auch lernte, mißtrauisch, skeptisch, zynisch zu sein (oder sich so vorzukommen; denn manchmal posiert Tom). Alkohol, Frauen bringen ihm den Sinn dieses merkwürdigen Lebens nicht näher. Wofür er sei? „Ich bin für die Mathema-

tik.“ Er ist überempfindlich, panzert sich, wirkt nun unempfindlich. Der Bericht von einem Flugzeug fasziniert ihn, das über feindlichem Gebiet langsam zu vereisen beginnt. „Wer hinter dem Steuerknüppel einer solchen Maschine saß, mußte eiserne Nerven haben und er mußte fertig sein mit Gott und der Welt. So etwa sah meine Lebenshaltung aus.“

Jakobs schildert, wie ein solcher Mensch allmählich „enteist“. Ein schwerer persönlicher Konflikt bringt seine inneren Widersprüche zum Ausbruch, stellt alles in Frage, was er gesichert glaubte: Sein gutes Ansehen als Ingenieur, sein Verhältnis zu den Mitarbeitern führt ihn bis an den Rand des Zusammenbruchs und schließlich, da er auf tragfähigem Boden steht, an den Beginn der Genesung. Es geht also nicht um Kleinigkeiten, sondern um einen Menschen, um Sein oder Nichtsein.

Tom hat zum Lernen Lust, er ist neugierig auf Menschen und Verhältnisse, die er noch nicht kennt. Das treibt ihn nach Wartha. Hier war alles „geschichtslos, gut, neu zu beginnen“. Dies ist die Chance seines Lebens, und er nützt sie. Er weiß später, daß seine Liebe zu Grit, die ihn verändert, nur hier wachsen konnte, auf dieser Baustelle, die von allen alles fordert: „Jede Sekunde in Wartha hatte ich tief durchlebt. Alles war eingedrungen in mich, hatte den Boden für Grit bereitet. War das ein Zufall? Nein – nein – nein.“ War er nicht nach Wartha gegangen, weil er „heraus wollte aus dieser blind dahinschießenden manövrierunfähigen Maschine“? „Von jetzt ab lüg ich nicht mehr“, sagt er zu Grit. Eine unbezähmbare Lebens- und Liebesbegierde hat ihn ergriffen, und das ist viel mehr, als wenn er etwas, was er vorher falsch sah, nun „richtig sähe“.

Doch wem soll er erklären, daß ihn mit Grit eine große Leidenschaft verbindet, gleichzeitig eine große menschliche Wärme und Nähe, lebensnotwendig für beide im wahren Sinn dieses Wortes? Wie sollen die beiden den Schein der gewöhnlichen Verführung einer unerfahrenen Frau durch

einen sehr erfahrenen Mann, den Schein des trivialen Ehebruchs, der vulgären Liebelei meiden? Jeder, der Tom kennt oder zu kennen meint, muß sein Verhältnis zu Grit mißdeuten. Die Jungen in den Brigaden, über deren Vertrauen er froh war, wenden sich enttäuscht von ihm ab. Die leitenden Genossen, denen das erste schwere Jahr in Wartha alle Erfahrung, alle Nervenkraft, Aufmerksamkeit, Härte und Geduld abverlangt, sehen nur eins: Er fällt ihnen in den Rücken, er gibt ein schlechtes Beispiel, er verdirbt die Moral auf der Baustelle. Unsere Gesellschaft braucht den Menschen ganz, sie kauft nicht nur die gute Leistung des Ingenieurs. Ein Präzedenzfall wird geschaffen, in guter Absicht, aber unter falschen Voraussetzungen. Der Zusammenhang zwischen der „Unmoral“ der beiden und der Sauberkeit unserer Gesellschaft wird nicht zwingend: Es ist keine Unmoral, sondern Liebe. Was sollte sie auseinanderbringen? Ein Verbot der Parteiorganisation erweist sich natürlich als zu schwach dazu.

Hier stößt also das Leben, eine große Leidenschaft, mit Normen der Gesellschaft zusammen – ein Hauptthema der Literatur vergangener Jahrhunderte, auch heute in seiner zeitgemäßen Abwandlung noch nicht gegenstandslos. Böse Erfahrungen, Vorurteile, Puritanismus spielen im Verhalten der Umwelt zu einem außergewöhnlichen Liebespaar eine Rolle; aber es sind auch Umstände denkbar, die die beiden heute noch trennen: allgemeine Rücksichten, denen sie sich beugen müssen oder die scharfe, unnormale Situation in unserem gespaltenen Land, die noch viele tragische, traurige, unbefriedigende Lösungen von Liebesgeschichten hervorbringt. Das alles betrifft Grit und Tom nicht – leider, möchte ich fast sagen. Sie haben Fehler gemacht, vor allem gegenüber Grits Mann; die Umwelt hat ihnen gegenüber Fehler gemacht durch stillschweigende Duldung, beides ist nicht unkorrigierbar. Grits Ehe war von ihrer Seite eine schöne Täuschung; nicht neben ihrem hervorragenden Mann, sondern neben dem wenig

hervorragenden Tom wird sie als Mensch wachsen. Eine Ehescheidung ist auch unter Genossen nicht unbedingt eine Katastrophe. Warum also sollte man den Dingen, nachdem sie klar sind, nicht ihren natürlichen Fortgang lassen?

Ich bin nicht sicher, wie der Autor selbst den Schluß seiner Erzählung deuten würde. Eine Mehrdeutigkeit liegt über ihm, eine eigenartige Inkongruenz zwischen dem, was wirklich geschieht, dem objektiven Gehalt des Stoffes, und dem Urteil der Gestalten, vielleicht auch des Autors, über das Geschehene; eine Inkongruenz, im Leben sehr häufig, die man in der Literatur gerne kunstvoll aufgelöst sähe. Manche Kritiker meinen, der Autor hätte die richtige Entscheidung der Parteiorganisation (das Verbot an Grit, mit Tom zusammenzusein und ihre Bestrafung) sympathischer machen sollen; mir scheint, daß er die irrtümliche Entscheidung der Genossen deutlicher als Irrtum hätte zeigen sollen, um klarzumachen, wieweit Tom innerlich schon gefestigt ist, daß ihn auch ein solcher Konflikt nicht mehr irremachen kann. Sympathisch sind sie alle, Senkpur und Schibulla und Marke, auch Regine und Lilo und die Neutz, aber sie treiben aus übertriebenen und ein bißchen verstiegenen Moralvorstellungen das Verhältnis der beiden in eine fast krankhafte Exaltation, Grit wird zu Selbstbezeichnungen gedrängt, zu denen sie keinen Anlaß hat, anstatt ihrer wirklichen Fehler und Unterlassungen sollen sie korrigieren und hinfort unterlassen, was kein Fehler ist: ihre Liebe.

Ich weiß nicht, ob die Unklarheit des Schlusses Absicht des Autors war, ob sie einer Gestaltungsschwäche entspringt oder daher rührt, daß Jakobs selbst sich in der Bewertung seiner Geschichte nicht ganz sicher war. Die Erzählebene ist jedenfalls nicht schuld daran, sie bietet Objektivierungsmöglichkeiten, die noch nicht genutzt sind. Mehrfach gibt es Ansätze dafür, den Tom seine Geschichte vom Ende her erzählen zu lassen. Dieses Mittel, konsequent verwendet, hätte die Ein-

schaltung von Grits Briefen und auch Schibullas Rede unnötig gemacht, sie wirken jetzt als Stilbruch und tragen dazu bei, den Eindruck der Zerrissenheit am Schluß zu verstärken. Immerhin finde ich es nicht schädlich, wie manche andere Rezensenten, wenn nun die Leser über die Bedeutung der Vorgänge im Buch nachzudenken und zu diskutieren beginnen und wenn sie dabei verschiedene Meinungen haben.

Interessant ist die Beziehung von Jakobs' Erzählung zu Ilja Ehrenburgs großer Romanreportage „Der zweite Tag“. Einmal, am Lagerfeuer, wird sie sogar zitiert, und die jungen Bauarbeiter übertragen schnell und direkt die Zustände beim Bau eines Giganten im Kusnezsk der zwanziger Jahre auf ihr Leben, 1959, im sozialistischen Teil Deutschlands, auf einer Großbaustelle. Mit dieser Szene, die für Toms Entwicklung wichtig ist, gelingt etwas in unserer Literatur noch seltenes: Die Romantik des innerlich Neuen, das in den Menschen wächst, bedingt erst die Romantik der äußeren Umstände, die sonst auf die Dauer nur schwer, mühsam, schmutzig, chaotisch wären. Der Triumphruf des Wasja Smolin aus Ehrenburgs Buch: „Wir bauen einen Giganten!“ findet in den oft rauen, nüchternen jungen Menschen der Nachkriegsgeneration Deutschlands einen Widerhall. Das erschüttert Tom mehr, als er es sich einstellt.

Er selbst, Tom Breitsprecher, ist ein nachgeborener Bruder im Geiste von Ehrenburgs Helden Wolodja Safonow; der allerdings hat die Fähigkeit, Menschen zu lieben und mit ihnen zu leben, eingeübt und geht an sich selbst zugrunde, ein Opfer der scharfen Widersprüche, die in der Sowjetunion kurz nach der Revolution wüten und die für Menschen mit der Vergangenheit und den Anlagen Safonows in eine unglückselige Isolierung und schließlich zur Tragödie führen können. Die heutige Lage in der Welt schließt solche Schicksale nicht aus, besonders nicht in unserem Land, aber sie verleiht ihnen

nicht mehr den Zug unvermeidbarer Tragik, sondern mehr und mehr den schlimmer, teilweise selbstverschuldeter Verirrungen. Daß Tom gerettet wird, ist historisch gerechtfertigt; aber er hätte an Profil und Größe gewonnen, wenn er vor einem größeren und schärfer markierten historischen Hintergrund stehen würde. Die Fülle ausgezeichneter, neu gesehener Details in diesem Buch bringt doch nicht den Wunsch nach weiteren Zusammenhängen, auch nach einer genaueren Fixierung dieses Einzelschicksals im Schicksal seiner Nation zum Schweigen. Der Typ des enttäuschten jungen Mannes ist eine Nachkriegerscheinung in vielen Ländern. Die gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland fordern geradezu auf, die besondere nationale Variante dieses Typs scharf herauszuarbeiten.

Diese Möglichkeit hat sich Jakobs auch genremäßig nicht gegeben, sicher nicht geben wollen. Ich nenne die „Beschreibung eines Sommers“ eine Erzählung, allerdings mit Kurzromanlänge, obwohl der Verlag sie als Roman verkauft. Nicht nur die Nebenfiguren, darunter so wichtige wie die Grit, werden etwas lässig behandelt, das Netz der Beziehungen zwischen ihnen und der Hauptfigur wird nicht sorgfältig geknüpft, sondern ergibt sich fast zufällig. Auch Tom selbst ist etwas punktuell gesehen, nicht alle seine Möglichkeiten, im Positiven wie im Negativen, sind ausgeschöpft, seine Bedeutung, seine Gefährdung und seine Gefährlichkeit heute und hier sind nur angedeutet. Aber immerhin angedeutet, der Anstoß zum Weiterdenken ist gegeben.

Durchaus originell benutzt Jakobs ein Mittel, das Ehrenburg meisterhaft und häufig zur Überhöhung seines Stoffes verwendet: Er verfremdet die gegenwärtigen, sehr unvollkommenen und für den einzelnen bedrückenden Zustände durch Überlegenheit, durch Ironie, durch Betonen ihrer Vergänglichkeit; dabei tritt dann das wirklich Wichtige, das Wachsen des neuen Menschen, schärfer hervor. Dieser Mensch wird bei Jakobs in eine neue Landschaft

gestellt, die auch dauernd sich verwandelt. Daraus entsteht eine bemerkenswerte Atmosphäre. Der Sommer ist wirklich Sommer, Hitze und Duft und Brand und Anstrengung und Schweiß und Befriedigung, Stimmungen werden erzeugt durch Genauigkeit des Details und Sicherheit der Wortwahl. Niemals wird Jakobs verschwommen oder „schummrig“.

Die Wahl-Verwandschaft mit Ehrenburgs frühem Buch und der Tradition, in der es steht, scheint mir, wenn auch weniger auffällig, doch wichtiger und fruchtbarer für Jakobs zu sein als die sehr augenfällige, aber doch nur stilistische Beziehung zur Schreibweise amerikanischer Autoren, besonders Hemingways. Würde nicht Tom selbst erzählen, schlosse dieser Stoff und dieser Gehalt eine solche Schreibweise sogar aus. Natürlich paßt die legere, burschikose, betont gefühlsarme Sprache zu diesem Helden. Wo sie aber nicht seinem Charakter, sondern der Nachahmung einer literarischen Manier entspringt, wird der Kontakt zwischen Leser und Buch unterbrochen. Die Form drängt sich auf. Am stärksten empfindet man das bei manchen Dialogen. Hemingway hat

durch Lakonisierung und Banalisierung der Gespräche die Leere, Ideologiearmut und Banalität seiner Anti-Helden zu erfassen versucht. In seinen besten Büchern gelingt ihm auf diese Weise eine großartige Hintergründigkeit. Seine Charakterisierungsmittel wirken fremd, unpassend, wenn man sie auf starke, einem Ziel zustrebende Menschen anwendet.

Das Beste, was man über dieses Buch sagen kann, ist, daß es Lebenswirklichkeit enthält. Ich las es als Zeugnis eines Menschen, der von dieser Zeit nicht nur berührt, sondern bewegt, ergriffen ist und der sich leidenschaftlich müht, ihre Spur zu fixieren, der wachsenden Gesellschaft zum Selbstbewußtsein zu verhelfen. Was er schreibt, ist durch ihn hindurchgegangen, es hat ihn nicht kalt gelassen, daher läßt es uns nicht kalt. Das ist mehr als formale Ausgewogenheit und Stimmigkeit aller Ansichten. Was er auf der Suche nach dem Sinn für sein eigenes Leben fand, gibt er ehrlich seinen Lesern weiter, die er ernst nimmt. Er weiß: Wir sind unterwegs auf einer großen, lebenswichtigen Unternehmung, und er bekennt: „Zu dieser Mannschaft gehöre auch ich.“

Gerhard Kasper

Vom Zwielficht des anbrechenden Tags

*Günter Kunert: „Tagwerke“, Gedichte – Lieder – Balladen
Mitteldeutscher Verlag, Halle 1961*

Die Dichter und Schriftsteller der jüngeren Generation, die bereits im gesellschaftlichen Prozeß der ideologischen Überwindung des Faschismus und der Errichtung unserer sozialistischen Demokratie erzogen worden sind, suchen selbstverständlich und mit Recht Orientierung und Beispiel bei den Altmeistern – auf dem Gebiet der Lyrik besonders bei Majakowski, Neruda, Becher und Brecht. Die Persönlichkeit dieser Dichter hat für

solche Nachfolge zweifellos eine ihrem Werk ebenbürtige Bedeutung.

Günter Kunert ist Brecht-„Schüler“; seine Bemühungen um die lyrische Technik des Lehrers in all ihren Eigenarten ist offensichtlich.

Das Bändchen „Tagwerke“ vereint Gedichte, Lieder und Balladen der letzten Jahre. Einiges ist schon an anderer Stelle veröffentlicht, manches durch Vertonungen von Kurt Schwaen bekannt geworden.

Zwischen vier Gedichtblöcke – „Lieder und Lyrismen“, „Entwürfe“, „Regiert von einem Gesetz“ und „Neue Stammbuchverse“ – sind die szenischen Balladen „Denkmal für einen Flieger“, „Ein Lastwagen kommt“ und „Fetzers Flucht“ gestellt. Gewissermaßen als Ecksätze, die vier Blöcke umschließend, stehen die großen Gedichte „Gesang vom Durst“ und „Gesang für die im Zwielficht lebten“.

Der „Gesang vom Durst“ ist eine Hymne auf den Durst der Arbeitssklaven aller Zeiten und Kontinente nach Erkenntnis, aus der Glück geboren wird. Dieser Durst ist gewachsen, aber mit ihm auch die Gewißheit, daß die Dürstenden von der Wahrheit und der Welt Besitz ergreifen werden:

*Seht, der Dürstende kommt hervor aus
den Wüsten
und aus dem Eis,
von der Lokomotive kommt er, von
den Schlachtfeldern und aus dem ir-
dischen Fegefeuer,
lebend und dürstend
und nichts weiter besitzend
als Leben und Durst.*

Das ist sprachlich klar und rhythmisch ausdrucksstark, gibt die revolutionäre Bessenseinheit der Aufbegehrenden wieder. Die lyrische Steigerung und Spannung, die das ganze Gedicht trägt, findet schließlich in der losungshaften Verallgemeinerung ihren Höhepunkt.

Seine dramatische Begabung prädestiniert Kunert besonders für die Ballade. Die szenischen Balladen der „Tagwerke“ sind als Libretti für szenische Oratorien gemeint. Das „Denkmal für einen Flieger“ berichtet von einem amerikanischen Piloten, der Atombomben nach Westdeutschland fliegen soll und sich selbst opfert, indem er seine Maschine in den Ozean stürzt, um Deutschland vor dem Atomtod zu bewahren. „Fetzers Flucht“ erzählt von der Republikflucht und Rückkehr eines Jugendlichen, der bei uns zum Mörder geworden ist, aber angesichts der Aufgabe, nun als Agent gegen die Republik zu ar-

beiten, in seine Heimat zurückkommt und die gerechte Strafe auf sich nimmt. Kurt Schwaen hat dieses Libretto als Vorlage für eine Funkoper benutzt.

Die Lieder und Gedichte umfassen eine breite Skala lyrischer Formen und Ausdrucksmöglichkeiten: das politische Massenlied („Mitteldeutscher Aufstand 1921“), das Kinderlied („Kinderlied vom raschen Reichwerden“, „Kinderlied von den Händen“), das Liebesgedicht („Melodie für zwei“, „Wie wir uns im Walde noch einmal begegnen“), die Naturimpression („Natur“, „Die See“).

Die Massenlieder prägen sich ein durch ihre Einfachheit und lakonische Konzentration. Kunerts Sensibilität für Menschlich-Seelisches und für die Schönheit der Landschaft und des Meeres offenbaren die Liebes- und Naturgedichte. Seine Formulierungen dieser Eindrücke zeugen von sprachlicher Vielseitigkeit und eigenwilliger Ausdruckskraft.

Bezeichnend für die Gedichte ist, daß Kunert die eigene Persönlichkeit nicht als sich offenbarendes Individuum erscheinen läßt; er verfremdet seine Themen intellektuell – manchmal schon intellektualistisch – und unterkühlt sie im Ton. So wird die emotionale Wirkung gleichsam abgestoppt. Kunert kann nichts naiv und unreflektiert sehen und aussprechen. Meer, Wind, Nacht, Licht, alle Erscheinungen der Natur haben bei ihm, ausgesprochen oder nicht, metaphorischen Charakter. Der subjektive, eigenwillige Einsatz seiner Gleichnisbilder erzeugt zwar lyrische Spannung, erschwert aber zugleich für den Leser und Hörer häufig die Auflösbarkeit und Deutung. Man spürt, daß Kunert sehr bewußt nichts leicht machen will. Das Offenlassen, die unaufgelöste Allegorie gehören bei ihm zur oft angewandten lyrischen Technik.

In alldem zeigt sich die Gefahr, welche eine die dialektische Vielschichtigkeit des Vorbilds nicht erreichende Nachahmung der Brechtschen Methode und seines Stils mit sich bringen kann. Brecht war, auch in seiner Lyrik, häufig ein intellektueller

Didaktiker. Aber er war sich sehr klar der spezifischen stofflichen und gestalterischen Forderungen bewußt, die die Gattung stellt. Brechts Kinderlieder beispielsweise enthalten durchaus nicht immer kindliche Stoffe, aber diese Stoffe werden von ihm in Kindern geläufige Bilder umgesetzt. Kunert gelingt diese Umsetzung nicht. Die Verallgemeinerungen bleiben unabgeleitet und abstrakt. So etwa in dem „Kinderlied vom raschen Reichwerden“:

*Denn was du auch hast, es hat dir wer
Doch gegeben und für dich gemacht.
Diene deinem Nächsten gleichfalls, er
Braucht dich wie du ihn, darauf gib
acht.*

*Wer zuviel hat, geht zugrunde.
Wer zugrunde geht, der ist dumm.*

Das bleibt versifizierte politische Ökonomie, die durch die verabsolutierende Abstraktion schon falsch wird. Falsch ist auch die Aussage des „Liedes vom Widerspruch“. Der Widerspruch ist eine dialektische Kategorie; die Gleichnisse des Liedes aber sind der Dialektik des Gedichtstoffes nicht gemäß:

*Jedes Ding hat zwei Seiten:
Tod und Leben, Elend und Glück.
Und in jedem stecken beide Möglich-
keiten:
Vorwärts doch zu kommen aber auch
zurück.*

So wird der Widerspruch – auch durch die pauschale Übertragung aus dem Bereich der Natur ins Gesellschaftliche – zum mechanischen Begriff.

Aus dem gleichen Grunde, nämlich durch eine dem Gegenstand nicht entsprechende Bildumsetzung sind auch einige der Gleichnis-Gedichte mißglückt, beispielsweise der „Achte Entwurf: Zwei Arten“. Hier wird der Kommunismus verglichen mit einem häßlichen, motorschwachen Auto, das sich nur mit Mühe fahren läßt, aber dennoch in der Lage ist, die feudale Pferdekutsche zu überholen. Zu der Zeit, als die tatsächliche Überlegenheit des Sozialismus über frühere Gesell-

schaftsordnungen, ja selbst der unausbleibliche Sieg der Arbeiterklasse über ihre Unterdrücker noch nicht so deutlich sichtbar waren wie heute, wäre dieser Vergleich möglich, wenn auch nicht glücklich gewählt gewesen. Heute muß er befremden und verwirren. Kunert möchte sagen, daß eine „neue Art“, auch wenn sie zunächst unansehnlich und vielleicht mühsam zu handhaben ist, der alten überlegen ist, doch sein Gleichnis vermag die von ihm beabsichtigte Verallgemeinerung nicht zu leisten, denn ihm selbst ist bestenfalls zu entnehmen, daß die ersten Autos zwar schneller, aber auch häßlicher und unbehaglicher waren als die hübschen Pferdekutschen.

Gelingen sind die „Neuen Stammbuchverse“, wie überhaupt neben der balladischen die dieser verwandte epigrammatische Begabung für Kunert charakteristisch ist. Die Stammbuchverse sind Vierzeiler ohne Überschrift, die ihr Vorbild in Brechts Versen der „Kriegsfibel“ und der „Deutschen Marginalien“ haben. Wie Brecht gelingt es Kunert, in der Kurzform des Vierzeilers das Wesen eines Ereignisses gleichsam reliefartig herauszuarbeiten und ins beispielhaft Allgemeine zu erheben:

*Hier liegt ein Mensch. Der Feind
nahm ihm das Leben.
Der Feind im Rücken, der ihm Waffen
gab,
Der Feind, dem Waffen die Profite
geben,
Zum Wohl des wahren Feindes mußte
er ins Grab.*

Die Beispiele für Formen und auch Stoffe, die Kunert von Brecht übernommen hat, ließen sich mehren. Manchmal geht die Anlehnung an das Vorbild bis in die Einzelheiten der Diktion (Partizipialstil, häufige Inversionen, Gleichnisfunktion der Bilder usw.). Was bei Brecht aber überzeugende Eigenart war, wird bei Kunert manchmal zur Manier. Wenn Georg Maurer 1956 („Aufbau“ 3/56) sagte, Kunert gehe in seiner dichterischen Askese so weit, daß er sich nahezu des Eigenen

entäußere, und die „dialektische Form“ Brechts werde von Kunert zuweilen so strapaziert, daß „der Gehalt undialektisch bleiben kann“, so trifft dies auch heute noch auf einige Gedichte Kunerts zu. Sein Streben nach Knappheit wird manchmal zur dem dichterischen Bild abträglichen Verkürzung, unter der die Anschaulichkeit leidet. Das Typische wird zuweilen so überzogen, daß es zur leeren, stilisierten Formel wird. In den szenischen Balladen wird auf Charakterisierung und Psychologisierung völlig verzichtet. Die Personen werden ihrer Individualität entzogen, fast schon schematisiert. Die Chöre wirken als Kommentar einer entpersönlichten, abstrakt aufgefaßten Masse.

Kunerts sprachliche Sauberkeit und Originalität, die rhythmische Aussagekraft in vielen Gedichten haben seiner Lyrik viele Freunde gewonnen. Immer dann, wenn er gestaltet, was er selbst neu erlebt hat, ist sein lyrischer Ausdruck bildkräftig, originell, überzeugend. Besonders einige Natur- und Liebesgedichte, aber auch das große Eröffnungs- und das Schlußgedicht zeugen für Kunerts dichterische Eigenständigkeit. Trotz ihrer Tendenz zur Intellektualisierung sind diese Verse lyrisch stark. Für viele Gedichte aber war Brecht das Erlebnis. Das Ergebnis ist Wiederholung. Die Wiederholung steht nicht nur formal im Schatten des Originals. Auch die ideologische Einsicht mancher Aussagen bleibt hinter der Brechts zurück, so zum Beispiel im „Dritten Entwurf“: „Vom Gutwilligen“. Der Gutwillige – das ist ironisch gemeint – habe gegen den Sozialismus nichts einzuwenden, nur gegen seine Vertreter, die „vom guten Willen aufs böse Handeln gekommen sind“. Zwar führt Kunert den „Gutwilligen“ mit seiner Theorie der Gewaltlosigkeit ironisch ad absurdum, aber in dem erwähnten Vers bleibt er die ironische Widerlegung des „Einwands“ schuldig.

In Brechts Gedicht „An die Nachgeborenen“ heißt es: „... Ach wir, die wir

den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit, konnten selber nicht freundlich sein.“ Die tragischen Akzente, die Brecht dem Widerspruch zwischen dem Kampf für eine freundliche Welt und der Unmöglichkeit, im Hinblick auf dieses Ziel selbst schon immer und gegen jedermann freundlich zu sein, in seiner Elegie zu Recht verleiht, werden von ihm gleichzeitig durch die Gewißheit aufgehoben (in jedem Sinne des Wortes), daß die Nachgeborenen, an die das Gedicht sich richtet, diesen tragischen Widerspruch nicht mehr kennen werden. Bei Kunert dagegen entsteht der Eindruck eines „ewigen“ Widerspruches zwischen humanistischer Theorie und „böser“ Praxis.

Am Anfang des Gedichtbandes stand die Sehnsucht der nach einer menschlichen Welt Dürstenden; in mehreren Gedichten wird von Widersprüchen gesprochen; am Ende steht das Denkmal „für die im Zwielicht lebten“. Kunerts „Tagwerke“ sind noch aus dem Zwielicht des an Widersprüchen reichen anbrechenden Tages geboren. Die Gewißheit des allserhellenden Lichtes bleibt abstrakt. Schatten aber sind nicht das Wesen des Lichts; Widersprüche sind für uns lösbar.

Eingangs wurde von den Leitbildern gesprochen, denen der junge Dichter naturgemäß nachstrebt. Brecht ist ein richtiges Leitbild, wenn sein unermüdliches Bemühen um die bildhafte und einfache Wiedergabe komplizierter Sachverhalte zum anspornenden Beispiel wird, vor allem aber: seine profunde Einsicht in die Dialektik menschlicher und gesellschaftlicher Beziehungen, aus der bei ihm großartige poetische Gestaltung erwächst. Für Kunert ist der Stil des Lehrers ein Korsett geworden, das ihn beengt. Er hat einen eigenen Ton, wenn er es wagt, seine Persönlichkeit nicht zu eliminieren. Daß dichterische Verwirklichung der eigenen Persönlichkeit ein Wesenszug der Lyrik ist, hat uns unter anderen Johannes R. Becher gelehrt und gezeigt.

Ein Wochenende

Heinrich Böll: „Und sagte kein einziges Wort“, Union Verlag, Berlin 1960

Heinrich Bölls Roman „Und sagte kein einziges Wort“, der nun auch unserem Lesepublikum zugänglich gemacht worden ist, wurde bereits im Jahre 1953 veröffentlicht. Damals stand der Autor, der heute zu den Repräsentanten der westdeutschen Literatur zählt, erst am Anfang seines Erfolges. Die gesellschaftlichen Voraussetzungen, die der Romanautor in Westdeutschland vorgefunden hat und das Publikum, das den Roman jetzt zur Kenntnis nimmt, haben sich in den acht Jahren, die seit der ersten Veröffentlichung vergangen sind, bedeutend gewandelt. Notwendigerweise muß dieses Buch heute mit anderen Augen gelesen werden, denn der Leser stützt sich bei der Beurteilung auf Erfahrungen und Erkenntnisse, die er in diesen wichtigen Jahren der Entwicklung unserer Nation sammeln konnte. Außerdem sind inzwischen weitere Bücher Heinrich Bölls bekannt geworden. Die Einsichten des Schriftstellers und die literarische Bedeutung dieses Buches werden demnach einer erneuten Prüfung unterzogen, wenn dieses Buch bei uns erscheint.

Die ersten Erzählungen Heinrich Bölls hatten fast ausschließlich Erlebnisse des zweiten Weltkrieges zum Inhalt. Auch sein 1951 veröffentlichter Roman „Wo warst du, Adam?“ beschäftigte sich mit dieser Problematik. Mit „Und sagte kein einziges Wort“ begann die Verarbeitung von Nachkriegsstoffen in der Form des Romans. „Haus ohne Hüter“ (1954) und „Billard um halb Zehn“ (1959) setzten diese Thematik fort. In dieser Entwicklungsreihe zeigte sich ein immer breiteres und tieferes Eingehen auf die Nachkriegssituation in Westdeutschland. Zwar steht stets die Generation im Blickpunkt der Romane, die im Krieg gewesen ist, doch der Gehalt dieser Bücher wird immer mehr bestimmt

von der Bewältigung der Gegenwart, und das Kriegserlebnis wird dem untergeordnet.

„Und sagte kein einziges Wort“ beschränkt sich auf einen kleinen und – wie es zunächst scheinen mag – abseitigen Ausschnitt aus der Welt des Wirtschaftswunderlandes. Die wirtschaftliche Prosperität ist im Roman allerdings erst als Ahnung und noch keineswegs in allen Konsequenzen überschaubar vorhanden. Äußerlich gesehen bietet die Fabel eine Ehegeschichte. Ein verhältnismäßig junges Ehepaar kämpft inmitten der Trümmer Nachkriegsdeutschlands um seine Existenz. Die beiden Partner, Fred und Käthe Bogner, haben den Krieg physisch überlebt, sie haben eine Familie gegründet, zu der inzwischen drei Kinder gehören, doch sie sind den Verhältnissen nicht gewachsen und stehen am Rande des materiellen und psychischen Zusammenbruchs.

Der Mann hat seine Widerstandskraft in den Erlebnissen des Krieges aufgebraucht. Er, der die Leiden und Strapazen des Krieges überstanden hat, erträgt es nun nicht mehr, daß er mit seiner fünfköpfigen Familie lediglich ein Zimmer bei einer bigotten Vermieterin zur Verfügung hat. Da er sich nicht mehr fähig fühlt zu kämpfen, verläßt er die Familie und wird sogar zum Trinker. Ab und zu trifft er sich in der Stadt mit seiner Frau, denn sein Weggang soll kein Bruch sein, es ist ein Zurückweichen vor den erdrückenden Verhältnissen. Er ist am Ende seiner seelischen Reserven und kann nur noch auf eine Wendung hoffen, einen Ausweg weiß er nicht. Die Frau hat nicht die Möglichkeit einer solchen Flucht. Ihr ist die Verantwortung für die Kinder aufgetragen, die sie nicht verlassen kann. Sie muß stumm aushalten und immer wieder den schier aussichtslosen Kampf mit den inne-

ren und äußeren Schwierigkeiten ihrer Ehe, ihres Daseins aufnehmen. Wir erleben im Roman die Auseinandersetzung von ganz einfachen Menschen der Jahrgänge, deren Jugend teilweise vom Krieg zerstört worden ist, mit den Möglichkeiten, die ihnen nach dem Kriege geboten werden. Diese Menschen sind in keiner Weise charakterlich oder gesellschaftlich hervorgehoben, sie sind Alltagsmenschen, bedrängt von den Sorgen des Alltags.

Die Romanhandlung setzt zu dem Zeitpunkt ein, an dem die Krise dieser Ehe ihrem Höhepunkt entgegenstrebt. Nur ein Wochenende braucht Böll für die Handlung des Romanes. An diesem Wochenende treffen sich die beiden Eheleute wieder einmal in einem billigen Hotel. Der Roman beginnt mit den Vorbereitungen zum Treffen und endet mit dem Resultat der wichtigen Aussprache, die das weitere Schicksal der Ehe entscheidet. Von der Struktur her müßte man eigentlich dieses Werk als eine größere Erzählung bezeichnen. Selbst von dem schmalen Ausschnitt an objektivem Geschehen, den dieser Roman bietet, wird noch alles weggelassen, was nicht unmittelbaren Bezug auf die beiden Hauptpersonen hat. Es gibt nur einen Handlungsstrang, und die Nebenpersonen erscheinen allein in kleinen Episoden. Die Beziehungen der beiden Hauptgestalten zur gesellschaftlichen Wirklichkeit werden nur angedeutet, aber niemals in die Handlung einbezogen. Es gibt keine weiteren Personen, die die Handlung vorantreiben.

Trotzdem gelingt es Böll, die Problematik seines Romanes über die Grenzen hinaus auszuweiten, die vom geistigen Horizont und vom Erlebnisbereich seiner Helden her bestimmt sind. Die gesellschaftliche Wirklichkeit, die der Roman widerspiegelt, ist umfassender als die Wirklichkeit, mit der die Personen des Romanes in Beziehung gesetzt werden. Es gelingt ihm, ohne daß dies durch Kommentare des Erzählers, durch das Eingreifen des Autors erreicht werden müßte. Böll erfindet für seinen Roman eine Er-

zählhaltung, deren Besonderheit darin besteht, daß alle wichtigen Ereignisse zweimal berichtet werden. Der Roman ist in der Ich-Form geschrieben. Im regelmäßigen Wechsel jedoch von Kapitel zu Kapitel erzählen der Mann und die Frau von sich. Parallel laufen die Ich-Erzählungen des Mannes und der Frau nebeneinander her. Selbst die Begegnung der beiden Eheleute im Hotel wird auf diese Weise zweimal beleuchtet. Nirgends wird objektiviert, immer erfährt der Leser nur den Ausschnitt, den der subjektive Erzähler mitteilt.

Diese doppelte Perspektive des Romanes gibt dem Autor jene Möglichkeit, objektive Wirklichkeit darzustellen über die Grenzen dessen hinaus, was seine Gestalten aufnehmen können. Der Leser bekommt einen tieferen Einblick in das Geschehen, weil er die ineinander verschränkten Ich-Erzählungen als Einheit betrachten kann, weil er die jeweils mitgeteilten subjektiven Eindrücke und Erlebnisse nebeneinanderstellen und zum Gesamtbild abrunden kann. Aus dieser doppelten Perspektive wird jedoch nicht nur Gegenwärtiges erzählt, das unmittelbare Geschehen an jenem Wochenende, sondern auch die Erinnerungen an Vergangenes werden aus der Sicht des Mannes und der Frau vermittelt. Ineinander verschränkt sind nicht nur die Erzählperspektiven, auch die zurückliegende Wegstrecke, die zu den Resultaten der Handlung hinführt, wird in die Handlung hineingeflochten. Zwei Zeitebenen und zwei Erzählperspektiven werden kunstvoll miteinander verflochten. Der Wechsel der Zeitebenen, das Ineinandertreffen von Handlungs- und von Erinnerungselementen ergibt sich aus den Konsequenzen der Fabel, denn das Wochenende, von dem berichtet wird, ist ja zugleich angefüllt von innerer Rechenschaft. Der Schwebezustand, in den diese zerrüttete Ehe geraten ist, läßt sich nicht länger aufrechterhalten. Alles drängt auf eine endgültige Lösung hin.

In seiner Struktur erinnert dieser Roman an die Technik des analytischen Dramas.

Wir befinden uns im fünften Akt, in dem die gegebenen Voraussetzungen nun bestimmte Resultate hervorbringen. Der Unterschied besteht darin, daß die vorangegangenen Entwicklungsstationen mit der Handlung verschränkt werden. Beides, Voraussetzungen und Ergebnis, erfährt der Leser gleichzeitig. Doch im Gegensatz zu den analytischen Dramen der Naturalisten wird das Ergebnis nicht determiniert. An diesem Wochenende sind zwei Möglichkeiten gegeben: Zusammenbruch und Ende von Liebe und Ehe oder Neubeginn eines gemeinsamen Lebens. Den Menschen ist eine echte, selbständige Entscheidung in die Hand gegeben.

Böll bemüht sich in seinem Roman, die inneren Kräfte des Menschen zu entdecken, die einen solchen Verfall der menschlichen Bindungen aufhalten und verhindern können. Die Kräfte, die den Verfall auslösen oder ihm zumindest nicht entgegenwirken, sind bekannt. Dazu gehören die Institutionen der beginnenden Prosperität, die symbolisiert werden mit dem Werbeslogan einer Drogisten-ausstellung: „Vertrau dich deinem Drogisten an“, der von Mauerwänden, von Transparenten und von den Rockaufschlägen der zahlreich versammelten Drogisten herabschreit. Die Romanhelden, die dauernd auf der Suche sind nach Vertrauen und Anschluß, sind dem ständigen Hohn dieses Slogans ausgesetzt, der um Vertrauen wirbt für die wirtschaftliche Entwicklung, die an den Eheleuten vorübergeht. Sie finden niemanden, dem sie sich anvertrauen könnten. Da sie gläubige Katholiken sind, müßte ihre Kirche die Institution sein, die ihnen wenigstens seelische Möglichkeiten für die weitere Existenz zu bieten hätte. Die Kirche oder besser der Klerus hat jedoch nicht allein versagt, er hat noch dazu beigetragen, den inneren Zerfall zu beschleunigen. Böll klagt den Klerus an, der seine seelsorgerischen Pflichten verletzt zugunsten äußerer Repräsentation und Politik. Fred Bogner gilt als hoffnungsloser Fall, deshalb kann dem Ehepaar auch keine Woh-

nung gegeben werden, was eine der Voraussetzungen für eine gesunde Lebensbasis wäre. Der Klerus spricht das Verdammungsurteil, weil der Mann die niederdrückenden Verhältnisse nicht länger ertragen hat. Die Frau erlebt das Auseinanderklaffen von Worten und Taten bei der Wohnungsinhaberin. Der Mann erfährt als Telefonist in der Zentrale eines kirchlichen Amtes, welche Nichtigkeiten seine Vorgesetzten beschäftigen.

Trotzdem sucht Böll nach einem Ausweg, der auf Religiosität gebaut ist. Allerdings ist damit nicht die dogmatische Begrenztheit der offiziellen Lehre gemeint. Die humanistische Substanz des Individuums soll sich frei entfalten können. Die Momente des Hoffens, des Duldens, des Ertragens, des Durchhaltens sind vor allem der Frau mitgegeben, die als Mutter ohnehin vor größeren Schwierigkeiten steht als der Mann. An einem Sonntagvormittag, mitten in ihrem niederdrückenden, sinnlosen Kampf gegen den Schmutz in der noch von den Bombenangriffen her beschädigten Wohnung, überflutet sie solch eine Welle der Hoffnung, als sie vom Hof die Melodie eines Negerliedes hört, das den Vers enthält „... und sagte kein einziges Wort“. Es ist ein religiöses Negerlied, das ihr eine gläubige Welt erschließt, in der die routinisierten Prediger, denen sie ausgeliefert ist, keinen Platz haben. Dieser Vers ist zum Titel des Romans geworden und erschließt somit symbolisch die Lösung des Konfliktes, die Böll für möglich hält. Er ist das Symbol einer undogmatischen, antiklerikalen Religiosität, die schließlich auch den Schluß des Romans erfüllt. Fred Bogner richtet sich an der Stärke seiner Frau auf, die nicht kapitulieren kann und deshalb versucht, mit den Schwierigkeiten fertig zu werden. Er kehrt zu ihr zurück, um mit ihr gemeinsam das Leben zu bestehen. Seine Rückkehr, von der in den letzten Sätzen des Buches nur der Entschluß mitgeteilt wird, geschieht aus dem Willen, der Frau, die er liebt, zur Seite zu stehen.

Das Buch ist keine Eheroman, obwohl es ausschließlich um den Bestand einer Ehe, einer Familiengemeinschaft geht. Der Autor behandelt die Ehe als zentrales Problem, an dem sich das Individuum, vor allem aber das gläubige Individuum, zu bewähren hat. Nach dem katholischen Dogma ist die Ehe unlösbar, sie ist ein Sakrament. Einer der Priester, der zu den Vorgesetzten Fred Bogners gehört, antwortet auf dessen zweifelnde Fragen, er würde sofort Scheidungsanwalt, wenn er nicht mehr an das Dogma glauben könne, denn damit würden den Menschen viele Qualen abgenommen. Ist es aber tatsächlich das Dogma der katholischen Kirche, das die Gestalten des Romans in innere Schwierigkeiten bringt, nachdem die äußeren übermächtig geworden sind? Die Gewissensnot der Eheleute, die vor dem Abgrund der Trennung stehen, resultiert nicht aus dem Glauben, sondern aus der

Verzweiflung, daß sie ihre Liebe, die sie einst zusammengeführt hat, nicht mehr bewahren können unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen. Zu diesen Gegebenheiten gehören die Wächter des Dogmas, gehören die Kleriker, die ihre Schützlinge in entscheidenden Fragen im Stich lassen.

Die eingangs gestellte Frage nach der heutigen Wirkung dieses Romans läßt sich beantworten. Heinrich Bölls Roman hat nichts von seiner Wirkung eingebüßt. Er gehört zur lebendigen Gegenwartsliteratur. Seine Anklage, gerichtet gegen eine menschenfeindliche Umwelt, ist gültig geblieben bis heute. Die Gestalten dieses Romans gehören dank der Intensität, mit der ihr Schicksal vor uns hingestellt worden ist, dank der tiefen Humanität, mit der ihr Leben und ihre Entscheidung gestaltet worden sind, zu den schönsten, die Heinrich Böll bisher geschaffen hat.

Rudolf Schmidt

Neues vom Wiesenweg

Irma Harder: „Wolken überm Wiesenweg“, Verlag Neues Leben, Berlin 1960

Irma Harder gehört zu denjenigen Autoren, die ihr schriftstellerisches Talent erst unter den Bedingungen unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates entfalten konnten. Als Tochter eines Gutsstellmachers und einer Landarbeiterin wuchs sie auf, war nach ihrer Heirat selbst als Bäuerin tätig und reifte mit Hilfe der Arbeitsgemeinschaft junger Autoren zu einer Schriftstellerin heran, die die Menschen auf dem Lande mit ihren Problemen und Konflikten kennt. Heute hilft sie als Mitglied der Partei der Arbeiterklasse mit ihren Werken deren Beschlüsse verwirklichen.

Ihr erster Roman „Schritt für Schritt“ wurde 1952 im „Bauern-Echo“ veröffentlicht. 1953 erschien „Die Bauernpredigt und andere Geschichten“, ein Band, der künst-

lerisch noch die Anfängerin verrät. Bis 1955 überarbeitete sie dann ihren ersten Roman, den der Verlag Neues Leben unter dem Titel „Im Haus am Wiesenweg“ herausbrachte und für den die Autorin mit dem Fontane-Preis geehrt wurde. 1958 erschienen „Das siebte Buch Mose und andere Geschichten“ sowie die von eigenen Erlebnissen getragene Erzählung „Ein unbeschriebenes Blatt“, eine Schilderung des Lebens eines Landarbeiterkindes, das als Dienstmädchen in die Stadt kommt. Im vergangenen Jahr erschien schließlich unter dem Titel „Wolken überm Wiesenweg“ die Fortsetzung ihres Romans aus dem Jahre 1955.

Irma Harders natürliche Neigung und Fähigkeit zum Erzählen waren von Anfang an unverkennbar. Aber das allein

reichte nicht aus; die Autorin mußte lernen, typische Konflikte unserer Zeit in ihren Gestalten sichtbar zu machen und eine Fabel zu wählen, deren Perspektive die Überwindung dieser Konflikte einschließt. Das war ein schwerer Weg für Irma Harder, aber sie hat die Schwierigkeiten „Schritt für Schritt“ zu meistern gewußt.

In ihrem neuen Roman „Wolken überm Wiesenweg“ finden wir die Hauptgestalten sowie einige Nebengestalten aus dem Roman „Im Haus am Wiesenweg“ wieder. Der spekulierende Händler Strieboldt sowie Anita, von der im ersten Teil des Romans gesagt wird, daß sie in die Stadt gehen will, tauchen dagegen im zweiten Teil nicht mehr auf, während der republikflüchtige Großbauer Franz Hotter über seine Verwandten und Bekannten beziehungsweise ideologisch Gleichgesinnten im Dorf noch Einfluß auszuüben versucht.

Steht im ersten Teil des Romans die Entwicklung Inge Reimers und ihre Liebe zu Georg Glienke im Vordergrund, so verschieben sich die Proportionen im zweiten Teil zugunsten ihres Sohnes Jürgen und seiner Liebe zu Traute Müller, die er auf einer Spazierfahrt ins Dorf kennengelernt hat. Er findet in dieser Liebe einen neuen Lebensinhalt. Beide sind sich darin einig, daß sie nicht in die LPG eintreten wollen, obwohl Jürgen weiß, daß seine Mutter diesen Weg zu gehen wünscht. Traute Müller wird nach Beendigung ihrer Lehrzeit als Kälberzüchterin vom VEG in die LPG Rothenfeld geschickt, wo sie sehr gute Arbeit leistet und darum vom Vorstand und den Mitgliedern der LPG besonders geschätzt wird. Nach der Heirat verlangt Jürgen, daß Traute ihre Arbeit aufgibt und auf dem Hof seiner Mutter arbeitet, hofft er doch, daß ihm die Wirtschaft übertragen wird und Traute die des Bauern Müller bekommt. Inge Reimer ist dazu nicht bereit; das Verhältnis zu ihrem Sohn wird immer gespannter, zumal Georg Glienke, ihr Mann, ihren Eintritt in die LPG wünscht. Doch Inge Reimer weicht dieser Entscheidung aus. Sie will ihr Verhältnis zu Jürgen,

an dessen Gespanntheit sie sich mit-schuldig fühlt, da sie Jürgens Erziehung vernachlässigt hat, nicht noch mehr belasten.

Traute, unbefriedigt von der Arbeit auf dem Hof ihrer Schwiegermutter, sehnt sich nach voller Entfaltung ihrer Fähigkeiten und kehrt in die LPG zurück. Georg Glienke holt sie wieder zu ihrem Mann. Wenig später treten Traute und Inge Reimer doch in die in ihrem Dorf gegründete LPG ein, woraufhin sich Jürgen aus Trotz beim Straßenbau bewirbt. Hier erlebt er unter den Jugendlichen so viel Neues, daß sich in seiner Haltung eine Wandlung abzuzeichnen beginnt, die ihn schließlich zu dem Entschluß kommen läßt, auch Mitglied der LPG zu werden. Damit findet er endgültig zu sich, zu seiner Mutter und seiner Frau zurück.

Jürgen Reimer ist zu Beginn des Romans zweiundzwanzig Jahre alt. Seine Weltanschauung ist noch zu wenig gefestigt, um den Einfluß seiner Großmutter, seines Onkels, des republikflüchtigen Großbauern Franz Hotter, und des Großbauern Schulze wirkungslos zu machen. Diese Einflüsse entfremden ihn der Mutter mehr und mehr, zumal er seinen Stiefvater haßt, weil er in ihm die Ursache für die Veränderung im Denken und Handeln seiner Mutter sieht. Sein Individualismus zeigt sich sowohl in der Haltung zur Arbeit seiner Frau in der LPG als auch in seiner Abneigung gegen die LPG des Dorfes. Jürgen liebt seine Frau, wenn auch auf eine Art, die seine Zurückgebliebenheit offenbart. Der LPG-Vorsitzende Kaldewegg kennzeichnet diese Haltung Jürgens Traute gegenüber einmal mit den Worten: „Sag ihm, er soll nicht mehr zu lange in Großvaters Hosen herumlaufen. Sie sind aus der Mode gekommen. Man trägt jetzt größere. Sag ihm das.“ Für Jürgen ergeben sich eine Reihe von Konflikten, die erst gelöst werden können, als er durch die Arbeit in der Jugendbrigade seine Haltung ändert und die Liebe zu seiner Frau durch ihre nun gemeinsamen Ziele gefestigt und vertieft wird.

Jürgen Reimer wird uns also als ein mittlerer, noch unentschiedener Held gezeigt, der unter den Bedingungen unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates den richtigen Weg findet, weil er erkannt hat, wohin er gehört. Die Gestalt Inge Reimers weist manche Ähnlichkeit mit Zügen der Autorin auf. Sie ist die Tochter eines Landarbeiters, eines Tagelöhners, die durch ihre Heirat Bäuerin geworden ist. In Georg Glienke lernt sie einen Menschen kennen, dessen Charaktereigenschaften sie sehr schätzt und den sie zu lieben beginnt, dessen politische Ansichten sie jedoch noch nicht zu teilen vermag. Unter seinem Einfluß entwickelt sich ihr Selbstbewußtsein; sie wird Mitglied der Partei der Arbeiterklasse und lernt mit deren Hilfe, Widersprüche zu sehen und zu überwinden. Nach ihrer Heirat kommt es zu neuen Konflikten: Inge hat eine Zeitlang ihre Kinder vernachlässigt; ihr Sohn Jürgen löst sich innerlich immer mehr von ihr und geht seine eigenen Wege. Sie erkennt es und glaubt, das Verhältnis des Jungen zu ihr noch mehr zu gefährden, wenn sie dem Wunsche Georgs entsprechend in die LPG ginge. Dadurch gerät sie aber in einen neuen Konflikt mit ihrem Mann, dessen Erwartung sie enttäuscht. Dieser doppelte Konflikt erschüttert sie tief.

Ihr Hang zur Nachgiebigkeit, zur Unentschlossenheit, läßt sie nur schwer den Weg zur Entscheidung finden. Schließlich tritt sie doch gemeinsam mit Traute in die LPG ein. Das bringt zwar vorübergehend eine Verschärfung des Konfliktes zu ihrem Sohn mit sich, der aber dann durch Jürgens positive Entwicklung überwunden wird. Inge Reimer genießt die Achtung aller LPG-Mitglieder und wird zum Parteisekretär der LPG gewählt.

Irma Harder, Kind eines früheren Landarbeiters, hat sich unter den Gegebenheiten unseres Staates und mit Hilfe der Partei zu einem selbstbewußten, der Sache der Arbeiterklasse treu ergebenden Leiter eines Kollektivs entwickelt. Ihr parteiliches und zugleich humanistisches Ver-

halten kommt in der Einschätzung des Großbauern Fritz Schulze und seiner gemeinen Tat zum Ausdruck. Sie bricht nicht den Stab über ihn, sondern glaubt an die Möglichkeit, ihn zu erziehen: „Wir müssen ihn erziehen. Wir fangen spät an, aber nicht zu spät, meine ich. Eines Tages, wenn unser Dorf eine feste Gemeinschaft sein wird, werden Fritz Schulze und seine Frau Mitglieder unserer Genossenschaft werden.“

Irma Harder hat es verstanden, die komplizierte und konfliktreiche Entwicklung ihrer Heldin überzeugend zu gestalten, den Lebensweg seiner Frau, wie wir ihr heute in Stadt und Land in den verschiedensten verantwortungsvollen Funktionen begegnen können. Auch in der Gestalt Georg Glienkes tritt uns ein Menschentyp entgegen, der uns aus vielen Begegnungen unseres Lebens vertraut ist. Er ist Stellmacher gewesen und hat, wie so viele Menschen, erst nach dem faschistischen Krieg und unter dem Eindruck seiner Erlebnisse in der Sowjetunion richtig denken gelernt. Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft tritt er in die Partei ein. Was ihm jedoch fehlt, ist die Geduld im Umgang mit Menschen, die noch nicht zu seinen Erkenntnissen gelangt sind. In seiner guten Absicht, die Entwicklung auf dem Lande schneller voranzutreiben, administriert und kommandiert er, statt zu überzeugen, und sein falsches Verhalten gegenüber den Einzelbauern bei deren Gewinnung für die LPG, das Ausdruck seines Sektierertums ist, wird von der Partei gerügt. Zugleich hilft sie ihm, sich als Traktorist in der benachbarten MTS im Umgang mit den Menschen zu bewähren.

Auch Johann Wendt, der Parteisekretär des Dorfes, ist Landarbeiter gewesen und hat nach dem Sieg der Arbeiterklasse Land erhalten. Obwohl er dem Neuen stets aufgeschlossen ist, fällt es ihm schwer, sich von den überkommenen Eigentumsvorstellungen zu lösen und in die LPG einzutreten. Durch Glienkes Kommandieren verärgert, will er sogar seine Funktion niederlegen. Die Genossen

der Kreisleitung drängen ihn nicht, verstehen es, ihn zu überzeugen und seine falsche Einstellung überwinden zu helfen. Mit viel Humor hat Irma Harder diese Schwächen Wendts gezeichnet, einem Humor, der Ausdruck der optimistischen Gewißheit ist, daß Konflikte wie die Johann Wendts nicht mehr in tragische Kollisionen münden müssen.

Irma Harder hat mit diesem zweiten Roman ihre Neigung, das Dorf unabhängig vom Gesamtgeschehen zu zeigen, überwunden und damit auch von ihrer eigenen schriftstellerischen Entwicklung Zeugnis gegeben. Dagegen wirkt der Versuch, das Problem unseres zweigeteilten Landes in die Handlung einzubeziehen, als unorganisches Anhängsel, da Traute Müllers Weg aus Westdeutschland in unsere Republik für die Fabel ohne notwendige Funktion bleibt. Der Leser fragt sich, warum Traute ihre Mutter nicht zur Hochzeit einlädt und erfährt auch nichts

darüber, wie Trautes Mutter über die Entwicklung ihrer Tochter denkt. So bleibt die nationale Frage als Handlungskomplex im Ansatz stecken und wirkt etwas abstrakt und gewollt.

Irma Harders Sprache ist schlicht und volkstümlich. Ihre kurzen Sätze unterstreichen die Dynamik ihrer Diktion. Volkstümliche Redewendungen und die Einbeziehung lyrischer Elemente (zum Beispiel des Volkslieds, der revolutionären Lyrik von Majakowski sowie volksliedhafter Lieder unseres sozialistischen Jugendverbandes) verstärken die Lebendigkeit des Erzählten.

Der Autorin ist mit ihrem letzten Roman geglückt, was Ehm Welk einmal als Forderung an die unsere Gegenwart gestaltenden Schriftsteller formulierte; sie hat „an Menschenschicksalen die bezwingende Kraft des Neuen, das Menschenwürdige, ja das Leuchtende eines besseren Lebens beweisen können“.

Heinz Entner

Warnung und Aufruf

Eugen Seidel und Ingeborg Seidel-Slotty: „Sprachwandel im Dritten Reich“
Verlag Sprache und Literatur, Halle 1961

Das uns vorliegende Buch wendet sich seiner Anlage nach vor allem an Sprachwissenschaftler, also einen relativ engen Kreis von Fachleuten. Trotzdem verdient es die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums, weil es uns die finsternen Zeiten des tausendjährigen Reiches, wie sie sich in der Sprache spiegelten, mahnend wieder vor Augen führt.

Sicherlich lassen sich verschiedene Kriterien auführen, die den kulturellen Zustand eines Landes während einer bestimmten Phase seiner Geschichte bezeichnen. Ich weiß jedoch keines, das so allgemein gelten kann wie die Beschaffenheit seiner Sprache, denn sie gehört allen seinen Bewohnern, und alle sind auf sie

angewiesen. Gewiß bestehen Ungleichheiten in ihrer Handhabung, die durch den Bildungsstand und soziale Differenzierungen bedingt werden – von den verschiedenen Gelegenheiten der Äußerung sei hier abgesehen. Doch die in einer Gesellschaft dominierende Ideologie, ihre spezifische Art zu denken und Vorstellungen zu vermitteln, prägt einen für das Ganze verbindlichen Sprachstil (im weitesten Sinne des Wortes), eine Sprachgesinnung und -sitten, die sich über die verschiedensten Kanäle nicht nur den bewußten Anhängern, sondern auch Indifferenten, ja Gegnern aufdrängt.

Pauschal gesagt: Nirgendwo wird der Tiefstand der Kultur unter einem Regime,

das Ausbeutung und Krieg nach außen predigt und sich im Innern auf Lüge, Terror, „Gleichschaltung“ und Abschnüren des geistigen Lebens gründet, deutlicher sichtbar als in der Sprache. Folterkammern lassen sich mit Prunkfassaden verdecken, Entsetzensschreie mit Marschmusik über-tönen, aber der Barbar verrät sich, sowie er den Mund auftut. Nirgendwo sind auch die Wirkungen verheerender, die Folgen gefährlicher und länger wirksam. Trümmer lassen sich beseitigen, Irrtümer richtigstellen, Verblendete zum Sehen erziehen. Aber Gift, das in den Organismus der Sprache eingesickert ist, als Gewöhnung an die Sinnentleerung der Wörter, an Schlamperei, die mit dem lügnerischen Mißbrauch einreißt, an die Verkehrung von Funktionen und logischen Beziehungen, solches Gift ist nicht leicht zu diagnostizieren und noch schwerer auszu-treiben, weil es zugleich mit seinem Eindringen die Warnsysteme des Bewußtseins paralyisiert und mit der unbewußten Wiederholung sich den geistigen Habitus des Befallenen anbequemt.

Das etwa waren meine Reflexionen, während ich das Buch las, und als ich die letzte Seite umgeblättert hatte, griff ich ins Bücherregal, um Victor Klemperers „LTI“ wieder hervorzuholen. Nicht nur, um zu vergleichen und Gesichtspunkte für ein kritisches Urteil zu gewinnen. Das wäre ungerecht, weil beide Bücher sich zu sehr in ihrer Anlage unterscheiden (während sie im Ergebnis oft die frappanteste Übereinstimmung zeigen, was doch, da bei ihrer Niederschrift keiner der Autoren vom andern wissen konnte, bemerkenswert ist).

Klemperer gibt den Leidensbericht eines doppelt Gequälten, des aus „rassischer“ Grundlosigkeit mit ebenso blindwütigem wie systematisch kalkuliertem Haß Verfolgten und des Philologen, der mit ansehen muß, wie seine Sprache – die ihm nicht nur Gegenstand seiner Arbeit, sondern auch seiner Liebe ist – von den verderbten Verderbern zur Hure gemacht wird. Er untersucht den wortgewor-

denen Ungeist auf seine Wurzeln wie auf seine Früchte hin.

Als Eugen Seidel und Ingeborg Seidel-Slotty 1934 im Prager Exil begannen, Material für die wegen mancherlei zeitgemäßer Schicksale erst jetzt nach einem im wesentlichen 1938 beendeten Manuskript gedruckte Studie „Sprachwandel im Dritten Reich“ zu sammeln, hatten sie ein anderes Ziel. Sie machten einen Querschnitt durch den Zustand der Sprache im faschistischen Deutschland, so wie er sich in Stilistik, Grammatik und Wortgebrauch manifestierte. Sie registrierten, anhand von Belegen aus den verschiedensten Lebensbereichen, die schriftliche Zeugnisse hervorbringen, jene Veränderungen der sprachlichen Form, die sich von einem bestimmten Inhalt lösten und über einzelnen oder temporären Gebrauch hinaus wirkten.

Dabei zeigte sich, daß die faschistischen Mißbildungen zwar ihren Ausgang nahmen von den Verlautbarungen des Regimes, etwa Hitlers oder Goebbels' Propagandareden, daß ihre Methode der Sprachbehandlung sich aber auf fast alle Bereiche des Lebens übertrug und „Verschmelzung aller Sprachstile in einen einzigen“ stattfand. Die Autoren betonten immer wieder, daß die Elemente dieses Prozesses (die einzelnen Wörter und Wendungen, Bedeutungserweiterungen und dergleichen) schon vor den Nazis da waren – schlechte Schreiber und Redner gab es immer –, daß sie aber erst im Nazireich so massenhaft und gefährlich wuchern konnten, „denn die ‚Tendenzen‘ der Sprache sind nichts Sprachliches wie Subjekt und Prädikat, sondern sie sind Tendenzen der sprechenden und schreibenden Menschen“.

Viele der für das Dritte Reich charakteristischen Erscheinungen, vor allem bei der Wortwahl, werden dem Leser schon von Klemperers Buch her bekannt sein; viele andere, grammatische und stilistische, bilden eine gute Ergänzung dazu.

Als Sammlung der wichtigsten Warn-

tafeln kann das Buch jedem nutzen, der von Berufs wegen und in der Öffentlichkeit mit unserer Sprache zu tun hat. Zugleich wirkt der abstoßende Eindruck vieler Beispiele als Aufruf, beim Ausmerzen der noch immer vorhandenen Reste faschistischer Sprachbarbarei mitzuhelfen.

Das Buch sei allen empfohlen, die sich der Sprache als deren dankbare Benutzer verpflichtet fühlen und sich das Gefühl dafür wachhalten möchten. Im Interesse dieser Leser wären allerdings, wenn schon ein Belegnachweis nicht möglich war, Hinweise auf weitere Literatur willkommen.

Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache. Sie bestimmt die Sehnsucht danach, und die Entfremdung vom Heimischen geht immer durch die Sprache am schnellsten und leichtesten, wenn auch am leisesten vor sich.

Wilhelm von Humboldt

Gerhard Ebert

Dramatik aus dem Äther

„Falsche Bärte und Nasen“ nannte Peter Hacks eine Fernsehkomödie. Lassen wir es dahingestellt sein, ob die Wahl dieses Titels glücklich war. Hacks ist bekannt für skurrile Verknötungen skurriler Begebenheiten. Warum also nicht dieser Titel?

Die Kamera schaut auf eine überdimensionale Vase, aus der sich ein mit Klemmer bewehrter Kopf herausreckt und schnell wieder verschwindet. Das ist – auch fernsehoptisch – ein prächtiger Auftakt. Wir hocken vor der Mattscheibe und harren der Dinge, die da kommen werden. Sie kommen in Gestalt des schweizerischen Ingenieurs Bürli und des gerade wieder einmal bankrotten Industriellen Guido Teller. Bürli war ausgeschickt worden, um Uran zu suchen. Und in der Tat, er hat Uran gefunden, jedenfalls schlägt der Geigerzähler aus, wenn man ihn an den Steinbrocken hält, den Bürli dem Teller präsentiert. Aber um das Land kaufen zu können, wo die vermeintlichen Schätze liegen, braucht man Geld. Teller hat es nicht. Auch Tellers herbeizitiertes Freund und Bankier Dr. Maurus Bächtold hat es nicht, zumindest nicht für einen bankrotten Geschäftsmann.

Teller, der Verzweiflung nahe, sieht eine Chance darin, die milliardenschwere Helen Billwiller zu heiraten, die allerdings etliche Jahre älter ist als er. Aber Teller ist verheiratet. Um einen Scheidungsgrund konstruieren zu können, verkuppelt er sein eigenes Ehepaar mit seinem Freund Maurus. Obendrein stellt er gegen seine Frau einen überraschend herbeigeeilten Detektiv an, eben jenen Mann, der uns aus der Vase entgegenblickte. Der hackt ein Loch in die Wand, hängt einen besonders präparierten Spiegel davor, und

nun können er und der Hausherr gemächlich zuschauen, wie Bankier Dr. Maurus Bächtold Tellers Frau erobert, die bald allen Widerstand aufgibt, da sie ihren Gatten im Fernsehstudio wähnt, wo er für seine Schweizer Landsleute eine grundlegende antikommunistische Rede hält, die in Wirklichkeit aber vom Band abgespielt wird. Zur gleichen Zeit also, da Herr Teller von westlicher Freiheit schwafelt und von der Notwendigkeit, zur Atom-bombe zu greifen, demonstriert Frau Teller auf der ehelichen Couch ihre eigene Auslegung der Freiheit. Schließlich tauchen der Detektiv und der Gatte auf, um das ehebrechende Weib in flagranti zu ertappen. Die Lage ist eindeutig. Herr Teller heiratet Helen Billwiller und Dr. Bächtold Tellers ehemalige Frau. Nachdem sich die Paare auf der Hochzeit Unflätigkeiten an den Kopf geworfen haben, überrascht Ingenieur Bürli die Runde mit der Mitteilung, daß das Uran auf dem Berge radioaktive Asche aus der Sahara ist. Das Geschäft war für die Katz, Teller ist der Gefoppte.

Die Komik dieser Komödie wird in der gebotenen Inszenierung weniger aus dem Hauptkonflikt bezogen, als vielmehr aus allerlei hübsch angerichteten Nebenkongflikten. Auch die Hemmungen des Verführers Bächtold sind nicht ohne Komik. Aber hier macht sich ein Mangel des Stückes bemerkbar. Denn wenn man diesen Abschaum der menschlichen Gesellschaft wirklich hart und unerbittlich treffen will – und Hacks geht es immerhin um Atom-bomben! –, dann gelingt dies kaum mit abstrusen Sonderlingen. Weder die Tellers noch die Bächtolds sind in Wirklichkeit Naivlinge, sondern eiskalte, hartgesottene

Gauner. Sie mögen im sogenannten bürgerlichen Leben kreuzbrave Leute sein, aber gerade diese Maske soll ihnen ja abgerissen werden. Doch wenn dieser Bächtold zum Beispiel seine Eroberung nach einer Anleitung beginnt, die er – unbemerkt von der Frau – während der Aktion zu Rate zieht, dann ist das bereits nicht mehr die nötige künstlerische Ausformung des Inhalts, sondern eine läppische, entwertende Entgleisung.

Vielleicht hätten einige Striche und eine andere Besetzung, vor allem der Rollen des Teller und des Bächtold, bereits bessere Proportionen hergestellt. Beide Darsteller waren zu jung für diese Figuren, sie spielten zu jugendlich unbekümmert, mit zuviel ehrlichem Temperament, als daß sie die abscheuliche Dekadenz dieses Klüngels so recht zum Ausdruck hätten bringen können. Und Dr. Maurus sollte ganz einfach ein Ungeheuer in Menschengestalt sein, allerdings mit dem Benehmen eines Mannes von Welt. Und schon würde es widerwärtig, träfe es genau, wäre die Komik nicht mehr erotisches oder sonstiges Beiwerk, sondern erwüchse grotesk-makaber und mit geradezu satanischer Schärfe aus dem Hauptkonflikt.

„Die Mädchen aus der Weinbergstraße“ heißt ein Fernsehspiel von Ilse Langosch. Die Mädchen arbeiten in einem HO-Selbstbedienungsladen. Eines Tages, bei der Inventur, fehlen 1200 Mark. Wer hat sie gestohlen? Natürlich ist das für die Verkäuferinnen einigermmaßen aufregend. Und die Entdeckung des Mankos könnte der Aufhänger sein für ein Fernsehspiel, das sich unaufdringlich und unterhaltend den kleinen Nöten und Freuden unseres Alltags widmet. Was aber Ilse Langosch bot, wollte offensichtlich weniger unterhalten, als vielmehr moralisieren. Die Autorin ging nicht von den Menschen aus, sondern von einer Konstruktion, die etwa so lautete: Die Aufdeckung eines Diebstahls stellt ein Kollektiv Verkäuferinnen vor eine Bewährungsprobe. Und so hing denn auch die sozialistische Moral wie

eine Gewitterwolke über der Szene. Da avanciert die neueingestellte, von ihren Kolleginnen prompt angefeindete Verkäuferin Christa Goltz plötzlich zur Leiterin der Verkaufsstelle, die das Manko bei der Inventur entdeckt. Überraschenderweise gerät sie selbst in Verdacht. Aber zum Unglück hat sie sich vorher in den Vertreter des HO-Kreisbetriebes verliebt, der nun zur Kontrolle erscheint. Und außerdem ist sie wegen einer geringen Verfehlung vorbestraft. Welche Belastung für die junge Liebe! Welche Belastung für das Kollektiv! Das Ganze wird vom Buch, von der Kamera und von der Regie so dargestellt, als hinge Sein und Nichtsein der Mädchen von der Ergreifung des Diebes ab. Obendrein leidet die Goltz wegen ihrer einstigen Verfehlung an einem Komplex, der sich in einer differenzierten Gestaltung in wenigen Gesten und Äußerungen ausdrücken könnte, hier aber die ganze Figur ausfüllt. Der interessantere Konflikt der Kassiererin aber, dieses Berliner Mädchels mit Herz und Schnauze, das in schlechte Hände geraten ist und um das es eigentlich gehen müßte, wurde kaum gesehen. Und dies, obwohl den individuellen Charakteren der einzelnen Verkäuferinnen zweifellos viel Aufmerksamkeit gewidmet wurde, leider vor allem in der Hinsicht, daß sie dem Zuschauer „verdächtig“ zu sein hatten. Die Autorin hatte sich dazu verleiten lassen, den Diebstahl im schlechten Sinne zu „dramatisieren“.

„Ein langer Tag in einem kurzen Leben“ ist der Titel eines Fernsehspiels nach dem gleichnamigen Roman von Albert Maltz, das in deutscher Bearbeitung von Beate Hanspach unter Verwendung einer Dramatisierung von Roman Hlaváč entstand.

Vier Weiße haben den Farbigen Huey Wilson überfallen, weil er für die Zulassung Farbiger an einer Oberschule für Weiße demonstriert hatte. Der Arbeiter Thomas McPeak kommt hinzu und kann gerade noch verhindern, daß sie Wilson

umbringen. Peak und Wilson begegnen sich im Gefängnis wieder. Wider alle Gerechtigkeit wurden sie in Untersuchungshaft genommen. Die Kriminalpolizei will Peak dazu veranlassen, falsch auszusagen, wodurch Wilson schwer belastet würde.

Die Handlung des Spiels beruht auf dem Gewissenskonflikt Peaks. Soll er eine gefälschte Aussage und damit seine Entlassung unterschreiben oder soll er bei der Wahrheit bleiben und damit den langen und opferreichen Kampf gegen die reaktionäre Justiz aufnehmen? Wieder ein-

mal erweist sich die Konzentration eines Konfliktes auf wenige Personen, in diesem Falle besonders auf eine Figur, nämlich McPeak, als ausgesprochen fernsehgerecht. Der Fernsehschirm vermittelt noch immer am besten und eindringlichsten die Überlegungen, Widersprüche und Wandlungen *eines* Menschen. Wir verfolgen interessiert alle diese Regungen in seinem Gesicht, das uns der Schirm nahebringt, was freilich nicht zuletzt der glücklichen Besetzung der Rolle des McPeak mit Kurt Wetzl zu verdanken ist.

Marlis Helmschrott

Probleme des Kinderhörspiels

Seit einem guten Jahr öffnen die Zeitschriften und Zeitungen ihre Spalten auch der Hörspielkritik. Das Kinderhörspiel allerdings blieb dabei leider so gut wie unbeachtet, was um so bedauerlicher ist, als gerade in diesem Genre seit 1959 beachtliche Fortschritte gemacht wurden, nicht zuletzt Dank der Mitarbeit bekannter Schriftsteller wie Harald Hauser, Hans Pfeiffer, Anna-Elisabeth Wiede, Boris Djacenko, Harry Thürk u. a. Daß ein Kunsterlebnis auf Kinder eine gute Wirkung hat, wird kaum bezweifelt. Doch gehen im Falle Kinderhörspiel richtige Erkenntnis und praktische Anwendung leider noch nicht Hand in Hand, müßte doch sonst dieses emotionelle Erlebnis, täglich vielen tausend Schülern durch die Sendungen unseres Rundfunks vermittelt, intensiver in die Erziehungsarbeit einbezogen sein.

In seinen Aufsätzen über Kinderliteratur schrieb Makarenko, daß die Kunst für Kinder sich kaum der Sache nach, wohl aber in der Darstellungsweise von der Literatur für Erwachsene unterscheiden müsse. Kunst für Kinder darf nicht seicht unterhalten; sie ist eine Form der Erkenntnisvermittlung, sie muß den Kleinen das Zurechtfinden in der Welt, in der sie leben und in der sie später wirken

werden, erleichtern; sie muß ihr moralisches und ästhetisches Urteil entwickeln helfen, kurz: sie muß bildend im weitesten Sinne sein. Das Augenmerk richten unsere Hörspielautoren dabei ganz logisch auf unsere Gegenwart; ihr Themenkreis reicht von der Unterstützung des Programms der Pioniere („Peter Liederlich“ von Anita Heiden-Berndt, „Kindermädchen Max“ von Walter Püschel) bis zu Problemen aus Industrie und Landwirtschaft („Der steile Hang“ von Rainer Kerndl, „Das gerettete Fohlen“ von Bernhard Seeger). Der Siegeszug des Sozialismus jedoch ist für Kinder nur dann richtig verständlich, wenn ihnen gleichzeitig erklärt wird, warum dies eine gesetzmäßige Erscheinung ist und wo ihre historischen Wurzeln liegen. Kinderhörspiele wie „Pferdejunge Krischan“ von Georg W. Pijet oder „Der Heizer des Zuges Nr. 71“ von Rolf Gumlich, die den Kindern ein Stück Geschichte der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung lebendig werden lassen, mögen in dieser Hinsicht als Beispiele gelten. Spiele wie „Meier Helmbrecht“, von Barbara Winkler nach Motiven des mittelhochdeutschen Versepos gestaltet, vermitteln einen Einblick in die revolutionären Erhebungen unterdrückter Klassen früherer Epochen.

Trotz der Erfolge der Abteilung Kinderhörspiel des Demokratischen Rundfunks, die besonders in der zweiten Woche des Kinderhörspiels, Ende des vergangenen Jahres, sichtbar wurden, gibt es eine Anzahl Probleme, die der Lösung harren. Zwei seien herausgegriffen. Sie zu erörtern, dürfte von allgemeinem Interesse sein.

Eine Analyse solcher Spiele, die unter Kindern handeln, zeigte eine gewisse Einformigkeit in der Konfliktsituation. Es war hauptsächlich der Konflikt eines Einzelnen mit dem Kollektiv, wobei es immer die Einzelperson ist, die, als Handlungs-drehpunkt angelegt, schließlich zum Kollektiv findet oder zurückfindet. Dies ist zweifellos eine der Möglichkeiten, menschliche Konflikte darzustellen und zu lösen, aber nicht die einzige und vor allem nicht mehr die beste und typischste. Im Mittelpunkt unseres Lebens steht heute das Kollektiv selbst, das um den einzelnen ringt. Das Kollektiv mit seinen Problemen also müßte demnach auch den einzelnen mit seinen mehr oder weniger privaten Problemen als Handlungs-drehpunkt verdrängen.

Problematisch sind beide Wege, wenn Erwachsene, beispielsweise Pionierleiter oder Lehrer, in die Handlung einbezogen werden. Sie wurden allzuoft nicht als in unserer Zeit lebende und handelnde Menschen, sondern sozusagen als Verkörperung der Unfehlbarkeit dargestellt. Hierbei taucht die Frage auf, ob es pädagogisch vertretbar ist, in Kinderhörspielen Erwachsene mit ihren Vorzügen und Fehlern zu gestalten und dadurch womöglich im Kinde Konflikte auszulösen, die sie an der Handlungsweise erwachsener Vorbilder generell zweifeln machen. Wie zahlreiche Diskussionen mit Lehrern, Pionierleitern und Eltern erwiesen, gehen hierbei die Meinungen weit auseinander.

Ein weiteres Problem eröffnen Sendungen für die jüngsten Hörer, für Kinder im Vorschulalter und in den ersten Schuljahren. Die Schwierigkeiten ergeben sich aus der Tatsache, daß das Hörspiel als dra-

matisches Genre von einer Konfliktsituation ausgehen muß, die von einer dramatischen Handlung ausgelöst wird. In dieser Altersstufe aber verhalten sich Kinder ihrer Umwelt gegenüber zwar analysierend, doch nicht bewußt kritisch; ihr Denken ist anschaulich-konkret und zeichnet sich durch reiche Phantasie aus. Nach Ansicht der Mitarbeiter der Abteilung Kinderhörspiel müßten daher folgende Formen ausreichend sein, um die Welt und die Probleme der Jüngsten zu erfassen:

1. Sendungen mit einer realistisch-phantastischen Spielhandlung. Durch die Darstellung einer negativen Verhaltensweise (Unordnung, Vernachlässigung aufgetragener Pflichten usw.) und ihrer Folgen wird der kleine Hörer zur Überwindung eigene Fehler angeleitet. Dabei spielt das phantastische Element, etwa die Vermenschlichung toter Gegenstände, was dem anthropomorphen Denken der Kinder dieser Altersstufe besonders entgegenkommt, eine große Rolle.

2. Sendungen, die sich aus Episoden zusammensetzen, in denen das Handlungsmoment entweder durch ein negatives Verhalten oder durch einfache, kindliche Fragen ausgelöst werden kann. Solch eine in Bildern abrollende Handlung kommt besonders dem anschaulich-konkreten Denken der Kinder entgegen.

3. Eine in Sendungen selten praktizierte Form ist jene, in der die Handlung durch eine Entscheidungssituation des Handlungsträgers ausgelöst wird. Allerdings gibt es auch hier meist keinen Konflikt und darum auch keinen Gegenspieler, sondern lediglich das Schuld- und Reuegefühl nach einer begangenen schlechten Tat, das zu der moralischen Absicht des Spiels führt.

4. Dem Entwicklungsstand der Kinder dieser Altersstufe kommt jedoch am meisten das Märchen entgegen, das ihre Phantasie und ihr Gefühl für das Gute und Schöne am stärksten anspricht. Aus diesem Grunde dramatisierte der Deutsche Demokratische Rundfunk viele progressive Volks- und Kunstmärchen früherer Epo-

chen. Märchen sind „geträumte Wünsche des Volkes“, schrieb Kuba; sie sind konkrete Wunschbilder, geboren aus der unvollkommenen Einsicht in die Entwicklungsgesetze der menschlichen Gesellschaft, mit einem Helden, der das Sehnen und Wollen des Volkes in sich verkörpert und schließlich den Kampf im Interesse des Volkes gewinnt. Dabei ist die Forderung berechtigt, die Märchen für die Dramatisierung sorgfältig auszuwählen und sie unserem heutigen Lebensgefühl entsprechend zu bearbeiten, ohne sie dabei zu verzerren. Als diskutabile Versuche seien genannt „Die Teufelskäte“, nach Motiven eines tschechischen Märchens von Barbara Winkler gestaltet, und „Das kluge Bärbele“ von Anna Grabisch, ein Hörspiel nach Motiven des Grimmschen Märchens „Die kluge Bauerntochter“.

Reichen aber die Märchen aus der Vergangenheit für die sozialistische Erziehung unserer Kinder aus?

Es gibt Menschen, die ein in der Gegenwart oder gar in unserer neuen Gesellschaftsordnung spielendes Märchen ablehnen. Es erziehe, so glauben sie, die Kinder zu Träumen und erschwere ihre Entwicklung zu sozialistisch denkenden und handelnden Menschen. Andere meinen, daß in unserem modernen, technisierten Zeitalter ein Märchen keine Daseinsberechtigung mehr habe. Doch das Leben selbst führt solche Auffassungen ad absurdum. Kinder träumen auch heute noch, ja, die gewaltigen Errungenschaften der Menschen unserer Zeit regen ihre Phantasie geradezu in unvergleichlichem Maße an, und auch die Gegenstände, die sie täglich umgeben, nehmen in ihren Augen wie eh und je die eigenartigsten und ungewöhnlichsten Eigenschaften an – kurzum, die Phantasie des Kindes kann keine technisch hochentwickelte Apparatur verdrängen. Im Gegenteil: Das Gegenwartsmärchen muß die Denkweise des Kindes für das kommunistische Zeitalter mit vorbereiten. Aus diesem Grunde auch ist die Entwicklung eines progressiven Märchen-

spiels für uns eine wichtige Aufgabe, wie kürzlich auch auf einem Erfahrungsaustausch zwischen Mitarbeitern des Tschechoslowakischen Rundfunks und des Deutschen Demokratischen Rundfunks festgestellt wurde. Alle Teilnehmer stimmten darin überein, daß in Kindersendungen Märchen in größerer Vielfalt vermittelt werden sollten, weil sie der sozialistischen Erziehung besonders in ethischer und ästhetischer Hinsicht dienen. Für die weitere Zusammenarbeit wurde darum festgelegt, künftig alle neuen Märchen, die ihr Sujet der unmittelbaren, sozialistischen Gegenwart entnehmen, auszutauschen und zu analysieren.

Leider gibt es bei uns kaum einen namhaften Schriftsteller, der als Märchenautor hervorgetreten wäre, während sich zum Beispiel in der Tschechoslowakei international bekannte Autoren (wie Jan Drda) auch diesem Genre zuwandten; aus ihrer Feder stammen die besten und beliebtesten Märchen der Gegenwart. Denn ist dies nicht eine dankbare Aufgabe, durch ein Märchen die Herzen der Kinder für eine gute Sache gewinnen zu helfen?

Noch einmal: Wer arbeitet mit ?

In Heft 12 des vergangenen Jahres teilten wir unseren Lesern die Gründung einer Arbeitsgemeinschaft für das Kinder- und Jugendbuch mit. Da die Bereitschaft zur Mitarbeit, wie die Zuschriften beweisen, sehr stark ist, geben wir noch einmal Horst Kunze, dem Leiter dieser Einrichtung, das Wort:

Die Arbeitsgemeinschaft für das Kinder- und Jugendbuch ist kein Verein, sie ist eine „gemeinnützige Einrichtung zur Förderung und Koordinierung aller Bemühungen um die gute und unseren Erziehungszielen dienende Kinder- und Jugendliteratur“, wie es in der Anerkennung des Ministeriums für Kultur heißt; folglich ist sie eine Arbeitsorganisation. Die Arbeitsgemeinschaft sieht in den Mitgliederversammlungen, in den Ar-

beitsberatungen des (von der Mitglieder-versammlung gewählten) Vorstands, in der Mitwirkung an Publikationen, in der Organisation von Ausstellungen und Vorträgen sowie in der Mitarbeit der Verlage, insbesondere der Kinderbuchverlage, nur einige Möglichkeiten, ihre Aufgaben zu erfüllen. Die Hauptarbeit wird in den Arbeitskreisen zu bewältigen sein, von denen bereits zwei existieren.

Ein Arbeitskreis beschäftigt sich mit theoretischen Fragen. Er steht unter Leitung von Dr. Nadja Ludwig, Dozentin an der Pädagogischen Hochschule in Potsdam, und stellt sich u. a. das Ziel, die Voraussetzungen zu schaffen für die Erarbeitung einer Geschichte des Kinder- und Jugendbuches.

Der zweite Arbeitskreis, dessen Leiter

Fred Rodrian, der Cheflektor des Kinderbuchverlags, ist, sieht seine Aufgabe vor allem darin, das gute Kinder- und Jugendbuch durch Zeitschriftenbeiträge, Presseinformationen, Lesungen und Besprechungen in Rundfunk und Fernsehen und durch Ausstellungen mehr als bisher zu propagieren.

Ein dritter Arbeitskreis sieht seine wesentlichste Wirkungsmöglichkeit in der Förderung der Arbeit mit dem Kinderbuch in Schule und Pionierorganisation.

Unsere Aufforderung zur Mitarbeit soll hier wiederholt werden. Anfragen und Hinweise erbitten wir an die folgende Adresse: „Arbeitsgemeinschaft für das Kinder- und Jugendbuch“, Sekretariat, Berlin W 8, Markgrafenstraße 30, Telefon 20 02 11.

Kurt Batt

„Kritisch unter die Lupe genommen“

Gegen die Meinung, der Literaturhistoriker sei ein Bruder des Dichters, gibt es mancherlei einzuwenden. Bejaht man sie, setzt man sich leicht dem Verdacht aus, ein Gefolgsmann des unseligen Gundolf zu sein. Mit Recht betonen wir demgegenüber den wissenschaftlichen Charakter der Literaturgeschichte mit all den daraus resultierenden fachterminologischen Konsequenzen. Feststeht aber, daß es ein Unterschied ist, ob man über Pleuelstangen und Detektoren oder über Luthers Bibelübersetzung schreibt. Und auf diesen Unterschied kommt es hier an. Hier, das heißt bei der (im Verlag Volk und Wissen erschienenen) „Geschichte der deutschen Literatur von 1480 bis 1600“, die ich freudig und unvoreingenommen wie nur einer zur Hand nahm (siehe auch NDL H. 7/61). Also schlage ich die erste Seite auf – und stolpere über eine falsche Satzkonstruktion. Ein Zufall vielleicht. Ich blättere weiter – und erschrecke über ein fatales Amtsdeutsch. Na ja, ökonomisch-gesellschaftliche Zusammenhänge darzustellen ist nicht jedermanns Sache.

Aber dann auf Seite 15 beginne ich genauer zu lesen: eins – zwei – drei – vier – fünf Kerben auf einer Seite. Auf Seite 16 gar sechs. Ich blättere weiter: Seite 17, 18, 145, 288, 329, 335. Wohin ich blicke, überall das, was man gemeinhin schlechtes Deutsch nennt, was man dem Literaturhistoriker aber als mangelhafte Beherrschung des Metiers und des Forschungsgegenstandes, der künstlerisch gestalteten Sprache nämlich, ankreiden muß.

Damit man nicht antworten kann, ich hätte krampfhaft nach Fehlern gesucht, und um sachlich zu bleiben, beschränke ich meine kritischen Bemerkungen auf einen wichtigen Unterabschnitt (von Seite 9 bis Seite 18) dieses Werkes.

Beginnen wir bei den kleineren Übeln, zu denen die Verwendung abgegriffener und nichtssagender Redensarten gehört: „enormer Aufschwung“ (S. 17); „gewaltiger Schritt“ (15); „progressive Höhe“ (16); die kapitalistische Gesellschaftsordnung wird von Thomas Morus „kritisch unter die Lupe genommen“ (17); Leonardo be-

schäftigt sich „intensiv mit theoretischen Fragen“ (11) und Ronsard fordert „die schöpferische Aneignung antiken Kulturerbes“ (16). Hier bekommt der Stil der Verfasser parodistische Züge, weil kulturpolitische Formeln der Gegenwart vorbehaltlos auf eine vierhundert Jahre zurückliegende Periode angewendet werden.

Daß die Lehrer seit langem den absehbaren, weil unserer Sprache ungemäßen Substantivismus bekämpfen, davon nehmen die Autoren unserer Literaturgeschichte keine Notiz. Bei ihnen darf er sich ungestraft austoben, natürlich im Verein mit entsprechend schwammigen Verben: Leonardo „kam zur Erkenntnis vieler naturwissenschaftlicher Gesetze“ (11), und auch über Macchiavellis „Eintreten für eine politische Machtausübung“ (11) wird der Leser belehrt, wie die Verfasser überhaupt große Vorliebe für das Suffix „-ung“ bezeugen, das bekanntlich dringend vorm Aussterben gerettet werden muß. Als besondere Kuriosität mag man diesen Satz wegen des feinempfundnen Bildes betrachten: Im 15. und 16. Jahrhundert „erlebte die bildende Kunst eine Blüte von großer Ausstrahlung“ (14), wobei nur zu hoffen ist, daß die Ausstrahlung dieser Stilblüte beschränkt bleiben möge. Oder wie wär's mit diesem Satz? „Die ausgeprägte Wirklichkeitsverbundenheit der Renaissance-Menschen, ihre kunsttheoretischen Bemühungen unter Einbezug mathematisch-physikalischer Kenntnisse und im Einklang mit wissenschaftlichen und architektonischen Ergebnissen und Erfahrungen ... ermöglichten ...“ usw. (15). Daß man andernorts bemüht ist, solch blutleeren Satzungeheuern den Garaus zu machen, braucht doch für unsere Verfasser noch lange kein Grund zu sein, sie wenigstens zu meiden.

Mit dem Gebrauch von Adjektiven und Partizipien machen sich die Verfasser ihren besonderen Spaß. „Überhitzte Frömmigkeit“ ist ihnen nicht genug, sie sagen: „Übersteigerte, überhitzte Frömmigkeit“ (13). Über die „verwüstenden Einfälle fremder Heere“ (16) könnte man zur Not noch

hinwegsehen. Bedenklich, weil sachlich anfechtbar, stimmt hingegen die Formulierung: die „natürlichen, spezifischen Anlagen“ der europäischen Völker (17).

Unsere Verfasser haben auch ihren Thomas Mann gelesen und wissen mithin, daß man zum Zwecke intellektuellen Glanzes zwei Adjektive durch einen Bindestrich koppeln kann. Eine Probe: „Philologische Textkritik wurde kirchlichgläubiger Offenbarung entgegengehalten“ (13). Denn eben wo Begriffe fehlen ... Der richtige Begriff lautete hier: kirchlicher Offenbarungsglaube.

Aber damit hört der Spaß auf. Soweit es um mehr formale Mängel geht, könnte man mit großzügiger Geste abwinken. Wo sich aber das stilistische Unvermögen am Inhalt rächt, da muß man Lärm schlagen. Auf Seite 14 hören wir diesen Satz: „Das Volk produzierte sich zunächst in den kleinen Formen der Kunst.“ Hier wird die Geschmacksfrage unversehens zu einem Problem der Weltanschauung! Eigentlich müßten es auch die Kollegen vom Kollektiv für Literatur wissen, daß „sich produzieren“ heutzutage ausschließlich ironisch-abwertend verwendet wird. Aber weiter: „Die Entdeckung des Menschen als würdiges Darstellungsobjekt der Schönheit und Diesseitsfreude war greifbarer und unmittelbarer in der bildenden Kunst zu gestalten als in der Literatur“ (15/16). In diesem Satz geht ziemlich alles durcheinander. Zunächst müßte es richtig heißen: „der Mensch ... war“, dann ist der Mensch kein Darstellungsobjekt der Schönheit, sondern der Kunst, und drittens ist die Formulierung „als ... Darstellungsobjekt ... gestalten“ eine platte Tautologie. Daß der verschwommene Stil ein Ergebnis unklaren Denkens oder mangelhafter theoretischer Kenntnisse ist, zeigt sich in dem folgenden Satz über Shakespeares Drama: „Das menschliche Individuum steht im Mittelpunkt einer von tiefen gesellschaftlichen Konflikten erschütterten Tragik ...“ (17). Dies ist nicht nur unverständlich, sondern stellt auch die Dinge auf den Kopf. Nach die-

ser Lesart erschüttern gesellschaftliche Konflikte die Tragik. Genau umgekehrt ist es richtig: Die erschütternde Tragik ist die Folge tiefer gesellschaftlicher Konflikte.

Ich kann mir ersparen, weitere Beispiele anzuführen. Der aufmerksame Leser wird sie ohne Schwierigkeiten finden. Ich kann mir auch ersparen, aus dem Dargelegten Schlußfolgerungen zu ziehen. Die Tatsachen sprechen für sich. Für sich spricht auch der Stil insgesamt: Wie eine unverdauliche zähflüssige Masse schleppen sich die Gedanken dahin! Unlesbare oder

schwerverständliche Perioden mit zahllosen Parenthesen werden abgelöst von klapprigen Hauptsätzen. Dabei stimmt besonders bedenklich, daß neben den fünf Verfassern ein wissenschaftlicher Beirat von acht Mitgliedern und zusätzlich sechs Gutachter, darunter insgesamt vier Professoren für deutsche Philologie, an diesem Band mitgewirkt haben. Es soll nicht unterstellt werden, daß diese Mitarbeiter des Deutschen so wenig mächtig sind. Wahrscheinlich haben sie nur nicht die nötige Mühe walten lassen. Aber ist das minder bedenklich?

Gerhard Schneider

„... triffst du nur das Zauberwort“

Vor dem Schriftstellerkongreß wurden in Presse und Funk Probleme der Lyrik erörtert. Vielleicht waren die Ergebnisse wenig praktikabel, aber was den Diskussionsbeiträgen in dieser Hinsicht abging, wurde jetzt von dem Sonntagsrezensenten Eberhard Hielscher mit resolutem Griff gemeistert. „Wir sollten uns mehr mit Lyrik beschäftigen“, verkündet er („Verse auf der Waage“, „Sonntag“ Nr. 31/1961), doch daß er nur aus Bescheidenheit die erste Person pluralis bemüht, das beweist er, indem er Himmel und Hesse zitiert in seinem Artikel und von diesem gelehrten Turm herab seine Losungen austreut.

„Gerade in der Lyrik kommt es ungemein auf Phantasie an“, meint Hielscher. Doch diese entwaffnende Weisheit prälu-dierte nur die umstürzlerische Erkenntnis: „Der Dichter muß immer auf der Suche nach neuen Wendungen, Vergleichen, Zusammenstellungen und Rhythmen sein, muß sich hüten vor der Übernahme abgegriffener Vokale, Reime usw.“ Wenn es sich etwa jemand beifallen ließ, die Lyriker aufzufordern, die Welt, ihre Welt, neu zu durchdenken, ihre Gefühle zu überprüfen, kurzum: die Welt nach Maßgabe ihrer realen Strukturen zu artikulieren, dann weiß er's jetzt endlich, daß er auf dem Holzwege war. In Wahrheit handelt

es sich bloß darum, den Rosenkranz hergebrachter Wendungen und Vergleiche durch neue Glasperlen zu bereichern. Doch halt: der Lyriker muß sich zudem noch vor abgegriffenen Vokalen hüten. Dieser Ratschlag ist das Penicillin in Hielschers Hausapotheke. Die Zahl der Vokale beträgt nämlich im Deutschen genau fünf: a, e, i, o, u. Rechnet man noch die Umlaute hinzu – ä, ö und ü –, so sind's acht. Und wenn man noch die Diphthonge au, eu, ei, einbezieht, so kommt man auf elf. Ich wäre außerordentlich neugierig zu erfahren, welcher dieser elf Vokale – ob nun in der Länge oder in der Kürze – zur Goethezeit abgegriffen war und welchen ein heutiger Lyriker aussparen muß. Wie wär's denn mit Gedichten ohne „i“? Eine Sauhatz werd das Dichten werden. Fraglich bleibt freilich, ob der Autor in diesem Falle das „i“ in seinem Namen beibehalten darf – wenn er zum Beispiel Hermlin heißt oder Wiens oder eben Hielscher?

Die Angelegenheit wird übrigens nicht besser, falls Hielscher „Vokabeln“ meint und nur „Vokale“ schreibt. Um eine Diätvorschrift kommt der Lyriker nicht herum – sei's, daß er gegenüber Vokalen oder Vokabeln Abstinenz üben muß. Und wenn er etwa der einfältigen Meinung huldigte,

daß selbst abgetakelte Reime aufbereitet werden könnten in entsprechenden Versgeweben, dann wird er jetzt eines Besseren belehrt. Reime sind verwendbar oder nicht. In der Poetik gilt ein rigoroses Entweder-Oder.

Quälende Unruhe hinterläßt das Hielschersche Postulat, man müsse sich hüten vor der Übernahme abgegriffener Undsowweiter. Sind vielleicht Konsonanten damit gemeint? Ich habe zum Beispiel den Verdacht, daß das „l“ ein entschieden unszialistischer Laut ist, bin allerdings nicht ganz sicher, da er in dem Wort „Sozialismus“ auch vertreten ist. Literaturwissenschaftler, Hochschulgermanisten, Akademienmitglieder sollten mit der Prüfung beauftragt werden, welche Vokale, Reime und Undsowweiter ein Tabu verdienen. Dichtung kann nicht gedeihen, wenn man sich nicht über diese elementaren Voraus-

setzungen einig ist. Eine Schwierigkeit entsteht nur insofern, als Hielscher seinerseits alle wissenschaftliche Bemühung mit einem Tabu belegt. Ihm scheint es nämlich „offenbar, daß Verse kaum ‚wägbar‘ und auch schwer vergleichbar sind“. Genau damit hat sich jedoch alle Wissenschaft von der Dichtung bisher beschäftigt, und wenn in unseren Schullesebüchern nicht Geibels „Tief im grünen Frühlingshang“, sondern Goethes „Mailied“ abgedruckt ist, so beruht das eben auf dem von Hielscher abgelehnten Prüfverfahren.

Die Situation ist, wie man sieht, gründlich verworren. Man kann nur mit Brentano beten: „Herr, in deinen Schoß ich schütte / alle meine Sorg und Pein!“ Oder aber man entschließt sich zu einem Heibelschen „Merke wohl“ und erklärt im Ernste: Du sollst nicht soviel sabbern. Nicht mal am Sonntag oder im „Sonntag“.

Aus unserer Korrespondenzmappe

Sehr geehrte Redaktion,

mit Interesse las ich in Ihrer Mai-Nummer den Aufsatz von Karl Fischer: „Tagore und seine deutschen Interpreten“. Als ich dann aber darin auf die Behauptung stieß, Arthur Schurich wäre „ein Vertreter nationalistischer Kreise“ und hätte „sich selbst eindeutig als Faschist entlarvt“, habe ich mit dem Kopf geschüttelt. Ich war mit Arthur Schurich von 1906 an bis zu seinem Tode befreundet und habe ihn so genau gekannt, wie kaum ein zweiter. Ich habe ihm im 5. Jahrgang meiner „Horen“ (1928/1929) einen Nachrufaufsatz gewidmet. Hier hätte Herr Fischer sich genau über Schurich orientieren können. Dann wäre ihm klargeworden, daß Schurich niemals ein Nationalist und geschweige denn ein Faschist gewesen ist. Er starb ja auch schon 1929. In jungen Jahren war er Artillerist gewesen, hatte aber 1905 als Oberleutnant den Abschied genommen, um ganz seinen geistigen Neigungen zu leben, und zwar als ein Schüler und Verehrer von Stendhal, dessen Werke er seit

1905 beim Insel-Verlag deutsch herausgab. Ich übersetzte mit ihm zusammen 1910 Stendhals Briefe für den Georg-Müller-Verlag in München. Schurich übersetzte dann noch „Die Liebesbriefe der Julie de Lespinasse“, „Die Erinnerungen des Herzogs von Saint Simon“, ferner Bücher von Balzac, Gautier, Flaubert, d'Aureville und Mérimée. Seine Doktorarbeit von 1910 behandelte den jungen Heine. Er schrieb eine große, zweibändige Mozart-Biographie, die seinerzeit als Bestseller verbreiteten Roman „Seltsame Liebesleute“, dazu Mozart- und Beethoven-Novellen, einen Katechismus zur Lebenskunst, eine Verspottung des vollkommenen Spießbürgers und als letztes Werk, das ich in den „Horen“ vorabdruckte und in meinem Horen-Verlag als Buch veröffentlichte, den Roman „Godefroi der Gascogner“, den ich damals ein „Dokument innerer Freiheit in elender Zeit“ nannte. Ich schloß meinen Artikel mit folgenden Worten: „Soldat, Epikureer, Übersetzer, Stendhalier, Mozart-Biograph, Literaturhistoriker, Schrift-

steller, Dichter und Weltmann – so trat Arthur Schurich in Erscheinung. Nie oberflächlich und modegelenkt, nie politischen Tendenzen geopfert, stets freier Mensch, ein Aristokrat des Geistes. Er wurzelte in Deutschland, liebte Frankreich, Europa und anerkannte für die Welt der Kultur Goethesche Universalität. Wir werden ihn immer da vermissen, wo kulturelle Lebensfreude noch bejaht wird. Er wird mit seinen Werken wie Übersetzungen dauernd unter uns leben.“

Das trifft auch zu, denn der Insel-Verlag verlegt nach wie vor Neuauflagen von seinen Büchern. Wenn er in seinem Tagore-Büchlein, das ich leider infolge des Verlustes meiner Bibliothek durch Bomben nicht mehr besitze, einen Seitenhieb auf England austeilt, dann kam das bei Schurich niemals aus irgendeiner nationalistischen, geschweige denn faschistischen Einstellung, sondern einfach aus dem gleichen Ressentiment, das Stendhal sowohl wie Heinrich Heine gegenüber England empfanden, dessen Imperialismus im 19. Jahrhundert ja gerade die menschlich denkenden Europäer, zu denen Schurich gehörte, vor den Kopf stieß. Wenn Herr Fischer nicht nur die obengenannten Arbeiten Schurichs, sondern auch seine kleine Biographie von Rétif de la Bretonne und die Übersetzung von dessen Roman „Der arme Nicolaus“ oder die Herausgabe der Erinnerungen des Barons von Pöllnitz gelesen hätte, würde er gesehen haben, wie absurd seine Behauptung ist, Schurich wäre Nationalist oder Faschist gewesen.

Dies wollte ich Ihnen im Interesse der Wahrheit und um des Ansehens meines verstorbenen Freundes wegen doch mitteilen. Mit besten Grüßen

Ihr ergebener

*Hanns Martin Elster
(Gräfelting bei München)*

Sehr geehrter Herr Dr. Elster,

die NDL übersandte mir Ihren Brief, den ich mit Interesse gelesen habe. Er veranlaßte mich, meine Formulierungen

neu zu durchdenken. Allerdings war mein Aufsatz nicht dem gesamten Schaffen Schurichs gewidmet, sondern den Äußerungen, die er in seinem Tagore-Buch festgehalten hat ...

Leider sind Sie nur auf zwei Sätze meines Aufsatzes eingegangen, von denen ich den einen durchaus für gerechtfertigt halte, nämlich, daß Schurig nationalistischen Kreisen das Wort geredet hat. Das bezeugen die in seinem Buch dargelegten Ideen. Die Formulierung hingegen, Schurig habe sich als Faschist entlarvt, erscheint mir heute als mißglückt, als zu allgemein abwertend. Zweifellos enthalten Schurichs Schriften einiges von dem Ideengut, das später vom Faschismus aufgegriffen wurde. In den Reden und Schriften nationalsozialistischer Führer gab es Lösungen, die fast wörtlich aus Schurichs Buch hätten entnommen sein können. Dabei vertritt Arthur Schurich sehr konsequent diese Ideen.

Sie schrieben über Schurich: „Nie oberflächlich und modegelenkt, nie politischen Tendenzen geopfert, stets freier Mensch, ein Aristokrat des Geistes.“ Das ist eine schöne Formulierung, aber trifft sie voll zu? Verstehe ich das Wort „geopfert“ – hoffentlich richtig – im Sinne von „vertreten“, so scheint mir doch schon dieser Punkt zweifelhaft. Vertritt Schurich etwa keine politische Tendenz, wenn er sagt: „... in unseren traurigen Tagen, wo uns das treuverbündete Ausland in jeder Beziehung den Platz an der Sonne vorenthält, uns planmäßig ausplündert und unsere Art verachtet“? Allein dieser Satz scheint mir Schurichs nationalistische Ansichten treffend zu kennzeichnen.

Ein Teil der Rede Tagores in der Berliner Universität ist noch erhalten, und es ist mir vollkommen schleierhaft, wie Schurich schreiben konnte, daß Tagore sich erkühnt habe, „in der Sprache der Kriegsanstifter und Kriegsverlängerer vom Rednerpult des Festsalles der Berliner Universität zur deutschen Jugend zu reden“. Was meinte Schurich wohl, wenn er sagte: „Wir müssen die fremden Na-

tionen scharf und schweigsam im Auge behalten, immerfort unsere eigenen so natürlichen berechtigten Ziele verfolgend.“ Das Ergebnis dieser „politischen Tendenz“ hat uns der zweite Weltkrieg gebracht.

Ich finde es auch unzutreffend, Schurig mit Heine zu vergleichen. Man muß sich doch immer fragen: Wer sagte was, wann, wo und aus welchem Grunde? Offenbar vergessen Sie – wie auch Arthur Schurig – über dem englischen und französischen Imperialismus ganz und gar den deutschen. Arthur Schurig schrieb über das Jahr 1913 folgendes: „Die führenden Männer an der Themse und Seine waren damals schon so ziemlich fertig mit den Vorbereitungen zum Vernichtungskrieg gegen das immer mächtiger in der Welt werdende kleine Deutschland.“ Bereitete der deutsche Imperialismus nicht einen Krieg zur Neuaufteilung der Welt vor? Wollte es aus puren humanistischen Gründen sein Territorium erweitern? Warum stieß nicht

der *deutsche* Imperialismus Herrn Schurig vor den Kopf, wie es der englische und der französische taten? Diese Fragen sind mir bei der Lektüre neuerlich gekommen, und ich glaube, sie untermauern auch meine Auffassung.

Um ein Vertreter eines bestimmten Kreises zu sein, braucht man nicht unbedingt einer bestimmten Partei anzugehören. Mit diesen Augen habe ich Arthur Schurig gesehen, der auch einmal den bedeutenden, allerdings zweideutigen Satz niederschrieb: „Der Deutsche wird alles lernen und nichts vergessen.“ Leider trifft sehr oft die Umkehrung dieses Satzes zu, und heute schreiben schon wieder bestimmte Kreise Parolen, die denen von Schurig nicht unähnlich sind.

Dieses wollte ich zur Unterstützung dessen, was ich in dem genannten Artikel vertrat, anführen.

Mit besten Grüßen

Karl Fischer

Liebe NDL,

die imperfekte Sensität, ja die Animosität für die Postulate germanischer Loquentur manifestieren sich bei einigen Autoren in einer dekadent-ultrakonservativen Restauration und Neoinvestitur von Barbar-Verbismen, sowie ihrer multiplen Usance in jeglicher Diktion, gleich welcher Problematik sie assoziiert ist . . . Sie werden erstaunt und unwillig bis hierher gelesen haben. Aber Sie haben eigentlich gar keinen Grund, erstaunt und unwillig zu sein, ist diese scheußliche Fremdwortaneinanderreihung doch eine nur wenig überhöhte Wiederholung des Stils, den Klaus Hermsdorf in seinem sonst beachtlichen Beitrag „Literarisches Preußentum“ in Nr. 7/1961 der NDL seinen Lesern zugemutet hat. Wir meinen – und der Plural wird hier bewußt gebraucht, weil sich der Verfasser dieser Bemerkung einig weiß mit den meisten seiner Kollegen in der Ablehnung solchen „Stils“ –, daß der deutsche Wissenschaftler, Journalist und

Schriftsteller auch die Pflicht besitzt, *deutsch* zu schreiben, seine Gedanken verständlich und klar darzulegen, und daß er Fremdwörter vermeiden sollte, wenn sie vermeidbar sind. Damit ist auch gleich eine Abgrenzung gegen jene „Puristen“ unseligen Andenkens geschaffen, welche Klavier mit Starkschwachastenrührbrett oder Auto mit Zerknallgastreibling „eindeutschen“ wollten. Wir bejahen durchaus die Notwendigkeit von Fremdwörtern, Internationalismen und termini technici, aber wir wenden uns gegen einen Mißbrauch der deutschen Sprache durch eine überflüssige Anreicherung von Fremdwörtern, die eine treffende Entsprechung in der deutschen Sprache besitzen oder wenn eine solche deutsche Ausdrucksweise geschaffen werden kann, selbst wenn dann gelegentlich ein halber Satz für ein Fremdwort stehen muß. Klaus Hermsdorf hat jedoch in seinem knapp hundert Sätze umfassenden Beitrag 175 Fremdwörter gebraucht, wobei jene nicht mitgezählt wurden, die

zwar fremden Ursprungs aber im Deutschen allgemeingebäuchlich sind. Seien ihm noch ein Drittel dieser 175 Fremdwörter als notwendige Fachausdrücke und Begriffsbestimmungen zugestanden, so bleibt dennoch ein rundes Hundert vermeidbarer, überflüssiger, also häßlicher und für mangelndes Sprachgefühl zeugender Ausdrücke übrig.

Besonders ärgerlich wirken die Attributsdoppelungen, die Hermsdorf geradezu zu einem Stilprinzip zu erheben scheint. Einige Beispiele dafür: apologetisch-imperialistisch, ideologisch-politisch, historisch-ideologisch, aristokratisch-konservativ, militant-aggressiv. Daneben stehen Mischformen solcher Attribute, in denen ein deutsches Wort mit oder ohne Bindestrich an das fremde gekettet wird, zum Beispiel: konservativ-preußisch, zynisch zeitweilig, nihilistisch-preußisch, preußisch-militaristisch.

Auch die Aneinanderreihung von Adjektiv und Substantiv aus fremden Sprachen ist Hermsdorf willkommenes Stilmittel: zentrale Problematik, imperialistische Ideologienbildungen, ideologisch-politische Funktion, provozierende politische Mission, positiver Prototyp, allegorisierender Aspekt, symbolistische Analogie, antikomunistische Ideologiebildung, nihilistischer preußischer Kriegsheroismus usw. Diese Beispiele ließen sich noch vermehren und variieren. Offenbar verspricht sich Hermsdorf, da er *wesentliche* Bestandteile seiner Sätze aus Fremdwörtern bildet oder Fremdwörter häuft, eine besondere Wirkung. Auch scheut er sich nicht, solche Ausdrücke in sein Vokabular aufzunehmen, die selbst dem „Fremdwortgebildeten“ antiquiert erscheinen, oder Fremdwörter bei anderen Wissenschaftsrichtungen auszuleihen, zum Beispiel Wörter wie: „proponieren“ (das der „Alte Fritz“ häufig benutzte, der bekanntlich der deutschen Sprache nicht recht mächtig war), krude, Personage, Come-back, Borussianismus usw.

Auch Neubildungen oder Ableitungen gebräuchlicher Fremdwörter verwendet

oder erfindet Herr Hermsdorf. So ist uns zwar der Begriff der „Anti-Hitler-Koalition“ durchaus geläufig, weniger jedoch der „Anti-Hitlerismus“ und antihitlerisch. „Absolut“ ist in unserer deutschen Sprache kaum noch zu entbehren, „verabsolutieren“ hingegen erregt beim sprachlich feinfühligem Leser bereits Bedenken, die „Erhebung“ zum Substantiv, zur „Verabsolutierung“, ist eine noch ungebräuchliche Variante. Wird sie sich durchsetzen? Auch „Eliteideologie“ ist nicht gerade schön, und „posthitlerisch“ ist eine weitere „Bereicherung“ des bereits bekannten „antihitlerisch“. Und der „suspekte Aristokratismus“ wird unseres Erachtens von der „symbolistischen Monstrosität“ an Wohl laut und Gedankenklarheit noch übertreffen.

Noch einmal, um jedem Irrtum vorzubeugen: Nichts gegen den Inhalt des Beitrages von Klaus Hermsdorf. Die Arbeit ist wichtig, sie ist eine reizvolle und gut begründete Studie zur Abwehr einer leider einflußreichen „Auch-Literatur“, sie dient dem Kampf, den wir alle gegen Militarismus und die ewigen Verfechter neuer Kriegsvorbereitungen führen. Nichts dagegen! Dafür wäre Klaus Hermsdorf zu danken. Aber er sollte seine guten Gedanken auch in gutem Deutsch vortragen!

Wolfgang Zeiske

Informationen

Den Literaturpreis der Bayrischen Akademie der Schönen Künste erhielten Ilse Aichinger und Joachim Maaß.

Im Oktober feiert die Deutsche Staatsbibliothek zu Berlin ihr dreihundertjähriges Bestehen.

40 000 Zuschauer erlebten die diesjährigen Theodor-Körner-Festspiele in Gadebusch.

In New York erschien kürzlich ein Band mit sieben Stücken Bertolt Brechts, für den der Professor für dramatische Litera-

tur an der Columbia-Universität Eric Benthley (teilweise auch als Übersetzer) verantwortlich zeichnet. Die Ausgabe enthält „Im Dickicht der Städte“, „Mann ist Mann“, „Die heilige Johanna der Schlachthöfe“, „Mutter Courage“, „Galileo Galilei“, „Der gute Mensch von Sezuan“ und „Der kaukasische Kreidekreis“.

Einen beträchtlichen Teil des Nachlasses von Stefan George, der bisher von der Leipziger Karl-Marx-Universität verwaltet wurde, übergab die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik dem Erben des Dichters, Dr. Robert Böhringer in Genf. Der Nachlaß, den die

Faschisten im Völkerschlachtdenkmal versteckt hatten, war bei Kriegsende von sowjetischen Truppen geborgen und der Universitätsbibliothek zur Aufbewahrung übergeben worden.

Der Europäische Literaturpreis „Cortina-Ulisse“ wird in diesem Jahr für ein Werk vergeben, das die „Probleme Afrikas unter Berücksichtigung der europäischen Wirtschaftslage“ behandelt. Juriert werden nur Arbeiten, die in den letzten fünf Jahren zum erstenmal erschienen sind. Auskünfte erteilt das Büro der Jury: Rom, Corso d'Italia 43. Termin: 30. Oktober 1961.

Zu unseren Beiträgen

„Der Goldschatz in der Taiga“ von Karl Grünberg erscheint in der „Kleinen Jugendreihe“ des Verlags Kultur und Fortschritt, Berlin.

„Der Kuli mit den bunten Schatten“ von Klara Blum ist ein Auszug aus einem Roman, den die Autorin soeben vollendet hat. Er trägt den Titel „Schicksalsüberwinder“.

Die drei Erzählungen von Kurt Türke entstammen einem Sammelband, den der Dietz Verlag, Berlin, Anfang des kommenden Jahres veröffentlichen wird.

Martha Ludwig, 53 Jahre alt, ist Volkskorrespondentin der „Märkischen Volksstimme“ Potsdam und Mitglied der Bezirksarbeitsgemeinschaft schreibender Arbeiter.

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Uwe Berger: Hütten am Strom. Gedichte
1946–1960. Aufbau-Verlag, Berlin 160 S.
DM 6,-

Johannes Bobrowski: Sarmatische Zeit.
Gedichte. Union-Verlag, Berlin, 104 S.
DM 5,-

Marianne Bruns: Schuldig befunden. Mit-
teldeutscher Verlag, Halle, etwa 100 S.
DM 4,-

Werner Eggerath: Nur ein Mensch (Rote
Dietz-Reihe). Dietz Verlag, Berlin, etwa
250 S. DM 1,60

Günter Fuchs: Susanne. Sportverlag,
Berlin, 288 S. DM 6,90

Christian Geißler: Anfrage. Roman. Auf-
bau-Verlag, 272 S. DM 6,90

Walter Kaufmann: Der Fluch von Mara-
linga. Deutscher Militärverlag, Berlin,
etwa 200 S. DM 5,90

Günter Kunert: Das kreuzbrave Lieder-
buch. (Die Reihe, 54) Aufbau-Verlag, Ber-
lin, 112 S. DM 1,95

Hans Lorbeer: Die Straßen gehn . . . (Ly-
rik) Mitteldeutscher Verlag, Halle, etwa
120 S. etwa DM 5,-

Viktor Mann: Wir waren fünf. Buchverlag
Der Morgen, Berlin, etwa 430 S.
etwa DM 11,-

Karlheinz Oplustil: Der Umweg. (Kleine
Roman-Reihe.) Mitteldeutscher Verlag,
Halle, 356 S. DM 3,50

Eberhard Panitz: Das Mädchen Simra
Mitteldeutscher Verlag, Halle, 143 S.
DM 4,-

Brigitte Reimann: Ankunft im Alltag. Ver-
lag Neues Leben, Berlin, 284 S. DM 5,80

Werner Steinberg: Hinter dem Weltende.
Roman. Verlag der Nation, Berlin, 536 S.
DM 9,80

E. Waldteufel: Schultage. Mitteldeutscher
Verlag, Halle, etwa 220 S. etwa DM 5,50

Klaus-Martin Wolf: Marathon ohne Me-
daille. Roman. Sportverlag, Berlin, 456 S.
DM 8,30

Hedda Zinner: Ravensbrücker Ballade.
Henschelverlag, Berlin, 190 S. DM 3,-

An den Tag gebracht. Prosa junger Auto-
ren. Mitteldeutscher Verlag, Halle, 435 S.
DM 7,50

Bekanntschaft mit uns selbst. Gedichte
junger Menschen. Mitteldeutscher Verlag,
Halle, 152 S. DM 3,50

Literaturtheorie

Der Dichter Louis Fűrnberg. Leben und
Wirken, von Gerhard Wolf, Dietz Verlag,
Berlin, 184 S. DM 3,50

*Zum Problem der Beziehungen zwischen
Kunst und Wirklichkeit*, von Erhard John.
Herausg. Georg Mayer (Leipziger Univer-
sitätsreden, Heft 22) VEB Verlag Enzy-
klopädie, Leipzig, 16 S. DM 0,80

W. I. Lenin: Ausgewählte Werke in drei
Bänden. Dietz Verlag, Berlin. DM 21,-

*Literaturgeschichte als geschichtlicher Auf-
trag*. (Werner Krauss zum 60. Geburtstag.)
Herausgeber Werner Bahner. Verlag Rüt-
ten & Loening, Berlin, 294 S. DM 20,50

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Probleme der sozialistischen Parteiliteratur in der Emigrationsdichtung Johannes R. Bechers, von Horst Haase, „Zeitschrift für deutsche Literaturgeschichte – Weimarer Beiträge“, H. II/1961

Die nationale Bedeutung der zeitgenössischen sozialistischen Literatur, von Klaus Hermsdorf, „Zeitschrift für deutsche Literaturgeschichte – Weimarer Beiträge“, H. II/1961

Magdeburger Begegnungen – Bemerkungen zu den 3. Arbeiterfestspielen, von Karl Heinz Hagen, „Neues Deutschland“ vom 6. 7. 1961

Gedanken zur klassischen deutschen Ästhetik, von Heinz Plavius, „Kunst und Literatur“ H. 7/61

Über die Formen, von Arnold Zweig, „Sinn und Form“ H. 3/61

Die deutsche reaktionäre Philosophie des XX. Jahrhunderts und die deutsche Literatur, von Georg Mende, „Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena“, H. 2/61

Das historische Schicksal des Realismus, von B. Sutschkow, „Kunst und Literatur“ Heft 6 und 7/61,

Das Brechttheater, von B. Singermann, „Kunst und Literatur“ 6/61, S. 626

Literatur und Kunst beim Aufbau des Kommunismus, von N. Chruschtschow (aus einer Rede beim Treffen mit Vertretern der sowjetischen Intelligenz am 17. Juli 1960 und aus Reden und Empfängen zu Ehren der Schriftsteller und Komponisten der RSFSR), „Presse der Sowjetunion“ 60/61

Künstlerisches Neuerertum in unserer Zeit, von W. Iwanow, „Presse der Sowjetunion“ 75/61

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig.

Druck: I/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 5259. A 939